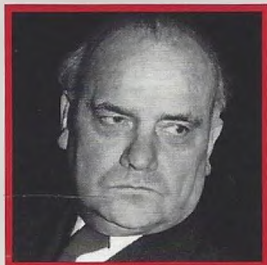


Lutz Hachmeister
Friedemann Siering

Die Herren Journalisten

Die Elite der
deutschen Presse
nach 1945



beck^{ische}
reihe

Bis heute herrschen über Funktion und Selbstverständnis des Journalismus vor und nach 1945 Mythen und Legenden vor. Dieser Band befasst sich erstmals eingehend mit der Nachkriegswirklichkeit von «Zeit» und «Spiegel», «FAZ» und «Süddeutscher Zeitung», «Stern» und «Frankfurter Rundschau» – also jener Blätter, die heute auf die Meinungsbildung der politisch-publizistischen Elite und der bundesrepublikanischen Gesellschaft insgesamt einen besonders großen Einfluss haben. In weiteren Essays werden diese Portraits in den allgemeinen Kontext der zeithistorischen, medienpolitischen und biographischen Entwicklung nach 1945 eingebunden.

Verlag C.H.Beck
Originalausgabe

ISBN 3-406-47597-3



9 783406 475979 € 14,90[D]

www.beck.de

Journalisten sehen sich gern als unabhängige Kommentatoren oder kritische Rechercheure. Doch vor allem die Führungsebenen der Journalistik sind auf vielfältige Weise mit politischen und ökonomischen Interessen anderer Machtgruppen verkoppelt – und sie bilden längst eine eigene Elite mit selbstbezoglicher Orientierung und dichten Kommunikations-Netzwerken. In diesem Band werden die zeit-historischen Grundlagen für die Entwicklung einer journalistischen «Elite ohne Bewusstsein» untersucht. Während führende Tageszeitungen zahlreiche geschichtspolitische Debatten inszenierten, wurde die historisch-politische Rolle der eigenen Berufsgruppe weitgehend ausgeblendet. Die Autoren beschäftigen sich mit den Anfängen der führenden bundesdeutschen Zeitungen nach 1945, aber auch mit den Prozessen und Mechanismen, die bislang verhinderten, dass die Geschichte des Journalismus in der Bundesrepublik angemessen geschrieben werden konnte.

Lutz Hachmeister, geboren 1959, war bis 1995 Direktor des Adolf Grimme Instituts. Danach geschäftsführender Gesellschafter des Medienunternehmens HMR International, Gründer und Leiter des Internationalen Fernsehfilms Köln (Cologne Conference) bis 2001. Habilitation und Hochschullehrer für Journalistik an der Universität Dortmund seit 1999; Fernseh-Dokumentationen für ARD, ZDF und arte, Publikationen u.a. «Der Gegnerforscher. Die Karriere des SS-Führers Franz Alfred Six» (C.H. Beck 1998) und «Wer beherrscht die Medien? Die 50 grössten Medienkonzerne der Welt» (mit G. Rager), 3. Aufl. (C.H. Beck 2002).

Friedemann Siering geboren 1958, ist Redakteur im Wirtschaftsressort des *Kölner Stadt-Anzeigers* und hat u.a. als Autor zeithistorischer Hörfunk-Features für den WDR gearbeitet.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich

Originalausgabe

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2002
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Umschlagentwurf: +malsy, Bremen
Printed in Germany
ISBN 3 406 47597 3

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

www.beck.de

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung:
Das Problem des Elite-Journalismus *Lutz Hachmeister* 7
2. Zeitung für Deutschland.
Die Gründergeneration der «Frankfurter Allgemeinen»
Friedemann Siering 35
3. Ein deutsches Nachrichtenmagazin.
Der frühe «*Spiegel*» und sein NS-Personal
Lutz Hachmeister 87
4. Vom provinziellen Lizenzblatt zur
«New York Times von Bayern».
Die Anfänge der «Süddeutschen Zeitung» *Paul Hoser* 121
5. Die andere Zeitung.
Die Sonderstellung der «Frankfurter Rundschau»
in der deutschen Nachkriegspublizistik *Bernd Gäbler*..... 146
6. «Weiter rechts als die CDU».
Das erste Jahrzehnt der «Zeit»
Mathias von der Heide / Christian Wagener 165
7. Die doppelte Wundertüte.
Wie Henri Nannen den «Stern» erfand
Nils Minkmar 185
8. Mystiker auf Sylt.
Axel Springer und Hans Zehrer *Michael Jürgs* 196

9. Spätschoppen.	
Der Fall Werner Höfer <i>Uwe Kammann</i>	213
10. <i>Exkurs</i> : Korrespondenz mit einem Unbekannten.	
Hannah Arendt und ihr Lektor, SS-Obersturmbannführer	
Dr. Hans Rössner <i>Michael Wildt</i>	238
Anmerkungen	262
Verzeichnis der Autoren und Herausgeber	320
Personenregister	321

Lutz Hachmeister

Einleitung

Das Problem des Elite-Journalismus

«Aber die Herren Journalisten haben Nerven, wie die Frauen! Alles regt Euch auf, jedes Wort, das Jemand gegen Euch sagt, empört Euch! Geht mir, Ihr seid empfindliche Leute.»

*Gustav Freytag: Die Herren Journalisten.
Lustspiel in 4 Acten, 1852*

I. «Die herrlichste Sache der Welt...»

Im November 1999 feierte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ) sehr still und bescheiden ihren fünfzigsten Geburtstag. Eher versteckt im Wirtschaftsteil erinnerte sich ein Fahrensmann der ersten Stunde an die skurrilen Anfänge des späteren Weltblattes¹. Darüber hinaus begnügten sich Verlag und Redaktion der FAZ damit, die 16-seitige Erstausgabe vom 1. November 1949 noch einmal nachzudrucken, in der FAZ-Mitbegründer Paul Sethe getextet hatte: «Journalismus ist für uns die schwierigste, schrecklichste, aufregendste, herrlichste Sache der Welt. Aber auch für uns wird er seelenlos, wenn er um seiner selbst betrieben wird (...) Deutschland hat keinen Ausenminister. Seine Stimme dringt nur schwach nach draussen. Hier möchte dieses Blatt einsetzen; es will eine Stimme Deutschlands in der Welt sein.»

Bei einem Blatt mit diesem steilen Anspruch, einer täglichen Auflage von rund 400'000 Exemplaren, rund 340 zumeist vollakademisch ausgebildeten Redakteuren und beträchtlicher internationaler Resonanz wirkt es merkwürdig, dass zureichende Darstellungen zur Gründungsphase dieser Zeitung im Haus selbst nicht zu haben sind – ein Volontär, der sich für die institutionellen Anfänge der FAZ und das prägende Personal interessierte, müsste in diesem Punkt von Herausgebern und Verlagsmanagement enttäuscht werden. Die zeithistorische Selbstreflexion ist dürftig, umso wuchtiger agiert das Blatt in den geschichtspolitischen Grossdebatten, wie dem «Historiker-

Streit» der 80er Jahre, dem endlosen Zwist um das Berliner Holocaust-Mahnmal und der fast ausschliesslich von der *FAZ* inszenierten Walser-Bubis-Kontroverse. Ein von Frank Schirrmacher, dem seit 1994 für das Feuilleton der *FAZ* zuständigen Herausgeber und Walser-Laudator, zum (in der Substanz ganz unergiebigem) Streit zwischen Walser und Bubis eilig herausgegebener Dokumentenband umfasste 1999 bei Suhrkamp 682 Druckseiten.

Der *FAZ*-Aufmacher vom 14. Dezember 1998 verriet, worum es der «Zeitung für Deutschland» dabei eigentlich ging – nicht so sehr um die Inhalte dieses erneuten Zwists um die «Moralkeule Auschwitz» (Walser) oder das Nicht-Ernstnehmen der jüngeren deutschen Vergangenheit. Es ging vielmehr um das formale Kommunikationsmanagement der Kontroverse, um geschichtspolitische Definitionsmacht aus Gründen der Themen-Okkupation und Medienökonomie. «Bubis und Walser haben miteinander gesprochen», verkündete die *FAZ*, mit der Unterzeile: «Treffen im Haus der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*». Nur die *FAZ*, so lautete die Botschaft an die Leser, sei in der Lage, den von ihr selbst kräftig befeuerten Kalamitäten auch wieder beizukommen: «Nachdem alle Vermittlungsversuche (...) gescheitert schienen, Martin Walser und Ignatz Bubis, zusammenzubringen, haben der Schriftsteller und der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland sich nun auf Einladung dieser Zeitung in der Redaktion der *FAZ* zu einem Gespräch getroffen, um den durch Walsers Friedenspreisrede ausgelösten Streit beizulegen (...) Sowohl Walser wie Bubis hatten sich dagegen ausgesprochen, aus der Begegnung ein ‚Medienspektakel‘ zu machen. Das Protokoll dieses Gesprächs wird heute im Feuilleton dieser Zeitung abgedruckt».

Medienspektakel hin oder her, die *FAZ* bedauerte jedenfalls, dass sich die dickfellige politische Klasse in der Bundesrepublik in die Walser/Bubis-Auseinandersetzung nicht eifrig genug einmischte, sondern ziemlich ungerührt dem Tagesgeschäft mit Budgetdiskussionen, Flüchtlingsfragen oder Verteidigungspolitik nachging. Es «sei ein Gespräch über Deutschland zustande gekommen», wie es wohl selten eines gegeben habe, schrieb Schirrmacher über das historische Meeting in den *FAZ*-Räumen, überhaupt habe die Debatte «nun eine neue Textgrundlage». Leider habe aber «die politische

Klasse, die sich das Deutschland des neuen Jahrhunderts ausmalt, (...) zu der Auseinandersetzung (...) keinen nennenswerten Beitrag geleistet», obwohl doch keine Regierung «vor einer vergleichbaren vergangenheitspolitischen Herausforderung» stehe «wie die gegenwärtige Regierung der Nachgeborenen», dekretierte der Feuilleton-Mann – ohne dass der geneigte FAZ-Leser so recht hätte nachvollziehen können, warum die jüngere Vergangenheit in den 50er und 60er Jahren einfacher zu bewältigen gewesen wäre als heute. Die Bundesregierung jedenfalls, so wies Schirmmacher an, «werde zu begreifen haben, dass sie wissen muss, was sie will. Nicht nur für die Zukunft, sondern auch für die Vergangenheit».

In der Gegenwart hat der FAZ-Herausgeber ein System der Selbstveredelung perfektioniert, unter Zuhilfenahme zahlreicher Pseudo-Ereignisse wie Preisverleihungen, Laudationes, Sekundärdebatten² – im Gegensatz zur Aufklärung im Kantischen Sinne, die *substantielle Selbstauskunft* unumgänglich einschliessen sollte. Diese allerdings wäre für die FAZ, wie für fast alle anderen deutschen Medienunternehmen, nach Lage der Dinge ungemütlich.

So liess die FAZ schon 1950 den Obskuranten und Existentialpublizisten Gerhard Nebel zum 75. Geburtstag Thomas Manns schreiben, dieser sei der «Exponent einer bis zur Dummheit gehenden Abneigung gegen Deutschland». Die «windigen Identifikationsreihen», die Thomas Mann zusammenbastele, wirkten «auf dem Hintergrund der zuchtvollen Sätze Heideggers lächerlich». Thomas Mann rühre «im Blutbrei der tuberkulösen Lunge mit demselben Eifer wie im gelben Matsch des syphilitischen Gehirns». Der Literatur-Nobelpreisträger bewege sich überhaupt «in der humanistischen Leere, in einem gegen Götter, gegen die Einbrüche des Seins gesicherten Raum».

1956 wurde mit Friedrich Sieburg ein ehemals jungkonservativer Wegbereiter der Nationalsozialisten neuer Chef des FAZ-Literaturblattes. Himmlers Grossraumtheoretiker, SS-Oberführer Reinhard Höhn, erläuterte den Lesern des Wirtschaftsteils neue Strategien der Unternehmensberatung. Verlagsdirektor Viktor Muckel, Erfinder des langlebigen FAZ-Slogans «Dahinter steckt immer ein kluger Kopf», hatte als NS-Gauamtleiter in Düsseldorf gewirkt und war durch ordinäre Parolen gegen die «rote Pest, aufgewühlt von jüdischen Profitjägern» einschlägig ausgewiesen.³

Dieses Personal, um nicht falsch verstanden zu werden, repräsentierte nicht die ganze *FAZ*, die eher an die Tradition bürgerlichkonservativer Intelligenzblätter der Weimarer Zeit anzuknüpfen suchte. Doch eine überwiegend neo-nationalistische Orientierung und die publizistische Integration nationalsozialistischer Fachleute einte die *FAZ* stärker mit dem *Spiegel*, dem *Stern* und der *Zeit*, als es man es in den Verlags- und Redaktionszirkeln dieser Blätter heute wahrhaben will. Dass die meinungsführenden Blätter in der Nachkriegszeit einen *wesentlichen* Beitrag zur Demokratisierung und aufrichtigen vergangenheitspolitischen Reflexion geleistet haben sollen, erweist sich bei näherem Hinsehen als berufsständischer Mythos⁴. Mit ihren Recherchen zur Unterwanderung öffentlicher Institutionen durch Ex-Nationalsozialisten blieb die *Frankfurter Rundschau* in den 50er Jahren solitär⁵, und die liberale *Süddeutsche* konnte erst später über ihren regionalen Bezug hinauswirken.

Ein kundiger und für politisch-historische Zusammenhänge sensibler Journalist wie Gunter Hofmann schrieb in der *Zeit* 1997 zum *Spiegel*-Jubiläum: «Soviel man einwenden mag gegen die Selbstüberschätzung, den trutzigen Clubcharakter des *Spiegel*, der immer die Tür nach aussen fest zu verrammeln schien – zur liberalen, politischen Öffentlichkeit hat er eine Menge beigetragen»⁶. So treffend hier das Doppelgesicht einer hermetischen Elitepublizistik beschrieben wird, so sehr reproduzierte Hofmann ein Journalistenklischee, wenn er feststellte, der *Spiegel* habe «nach 1949 das Land von NS-Tätern reinigen wollen», so wie «er nach 1989 die DDR von Stasi-Mittätern zu säubern» versuchte. Tatsächlich hatte aber im frühen *Spiegel*, wie die *konkrete Kommunikationsforschung* heute nachweisen kann, eine ganze Kohorte von SS-Offizieren und NS-Propagandisten spezifische Varianten des investigativen Journalismus entwickelt. Von taktischen Erwägungen und personalen Konstellationen hing es ab, ob der *Spiegel* jemanden wegen seiner NS-Vergangenheit verfolgte, und mit einem grundsätzlichen Verlangen nach moralischer oder politischer «Reinigung» hatte diese Kasuistik wenig zu tun.

II. Fehlanzeige: Zeithistorische Aufklärung in eigener Sache

In diesem Band geht es nicht so sehr um den (längst erbrachten) Nachweis, dass auch in der meinungsführenden deutschen Tagespresse nach 1945 Ex-Nationalsozialisten prominent gewirkt haben. Die Phase des naiven Erstaunens über das Ausmass der deutschen Kontinuität dürfte ohnehin vorüber sein. Im Kern wird auch nicht die «historische Selbstvergessenheit der journalistischen Zunft» (Winfried B. Lerg) verhandelt, die man noch damit erklären mag, dass sich Journalisten berufsbedingt aufs aktuelle Geschehen fixieren müssen. Aber 1933 und 1945 bleiben die kardinalen Daten, wenn man untersuchen will, wie sehr dem journalistischen Handeln publizistischer Eigenwert zukommt, oder ob es im politischen und historischen Zusammenhang instrumentell und nachrangig erscheint. Wie diese Zäsuren von den Medien selbst reflektiert und interpretiert werden, sagt jedenfalls viel über die Realverfassung des publizistischen Systems insgesamt aus.

Um dem Rollenverhalten professioneller Kommunikatoren nachzuspüren, haben sich empirische Studien zumeist an der Frage abgearbeitet, ob sich Journalisten in Deutschland eher als «Missionare» oder politisch einigermassen unabhängige «Vermittler» verstünden, kaum jedoch mit der Sicht der Journalisten auf ihre Handlungsmuster im politisch-historischen Prozess. So, wie sich der Journalistenstand in der Kommentatoren-Pose bequem einrichtete, fanden auch die Berufsverbände der Journalisten, die Verlage, die grossen Medienkonzerne oder deren Stiftungen kaum Anlass zur zeithistorischen Aufklärung in eigener Sache. Am ehesten tradierte man noch gemeinsam das Bild einer von ausgepichteten NS-Propagandisten und Pressemanagern in die Garotte gezwängten Journalistenschaft, die sich, so weit es eben ging, «zwischen den Zeilen» gegen die totalitäre Medienlenkung zur Wehr gesetzt habe⁸. Sebastian Haffner hatte sich dagegen im britischen Exil schon Ende der 30er Jahre über die phänomenale Anpassungsfähigkeit deutscher Journalisten gewundert:

«Viele Zeitungen und Zeitschriften verschwanden von den Kiosken – aber viel unheimlicher war, was mit den übrigbleibenden geschah. Man erkannte sie nicht mehr recht wieder. Man ist gewöhnt, mit einer Zeitung wie mit einem Menschen zu verkehren, nicht wahr, man hat im Gefühl, wie sie auf bestimmte Dinge re-

agieren, was sie sagen und wie sie es sagen wird. Sagt sie plötzlich das Gegenteil von allem, was sie gestern gesagt hat, verleugnet sie sich völlig und zeigt sie ganz entstellte Züge, so entgeht man nicht einem Gefühl von Irrenhaus. Dies geschah. Altdemokratische Intelligenzblätter, wie das *Berliner Tageblatt* oder die *Vossische Zeitung* waren von heute auf morgen in Naziorgane verwandelt: mit ihren alten, besonnenen und gebildeten Stimmen sprachen sie dasselbe aus, was der *Angriff* oder der *Völkische Beobachter* herausschrien und geiferten (...) Nun ja, teilweise hatten die Redaktionen gewechselt. Oft aber versagte diese naheliegende Erklärung.»⁹

Die Presse- und Medienhäuser könnten nun vorbringen, es sei ohnehin mehr Angelegenheit der zuständigen Universitätsdisziplin, die Nachkriegsgeschichte der deutschen Medien zu beleuchten. Freimütig bekennt aber die Medien- und Kommunikationswissenschaft, die in den letzten Jahren variantenreich, redundant und vor allem im quantitativen Leerlauf das Mediensystem katalogisiert: «Die 50er Jahre sind (...) für die deutsche Publizistik- und Kommunikationswissenschaft nach wie vor eine weitgehend unentdeckte und somit unbekanntere Zeitspanne».¹⁰ Der Mentalitätstransfer im Journalismus, die professionelle Kontinuität der Publizistik oder deren politisch-historische Zäsuren im Übergang der deutschen Staatsformen im 20. Jahrhundert sind also kaum erforscht.¹¹ Das Thema ist in der akademischen Lücke zwischen professioneller Historiographie und Publizistik-Wissenschaft verloren gegangen.¹² Wie es dazu kommen konnte, dass ein weithin als «linksliberal» begriffenes Blatt wie der *Spiegel* in den 50er Jahren von NS-Seilschaften beeinflusst wurde, konnte in der veröffentlichten Meinung lange Zeit überhaupt nicht diskutiert werden. Ehemaliges Führungspersonal des *Spiegel* hat leitende Positionen bei anderen einflussreichen Blättern inne; zudem gibt es in der Prestige-Publizistik einen Comment, heikle Fragen an die eigene Klasse nur dann zu thematisieren, wenn es sich gar nicht mehr vermeiden lässt. Die Elitepublizistik, mit der die Geschichtswissenschaft über attraktive Publikationsflächen und Reputationsinteressen eng verkoppelt ist, hat zeithistorische Recherchen über sich selbst bis heute weitgehend verhindert. Dies gilt auch für die immer gewichtigeren Medien-Holdings, für die das Nachdenken über die eigene zeithistorische Rolle einfach nur das Geschäft durcheinanderbringt: Der Bertelsmann-Konzern wurde von einem akademischen Aussenseiter, dem Düsseldorfer Privatgelehrten Hersch

Fischler, zur Offenlegung seiner gewinnträchtigen Operationen im NS-Staat genötigt und reagierte erst dann mit der Einsetzung einer Historiker-Kommission. Auch eine jüngst publizierte Untersuchung zum Verlagshaus Burda verdankt sich weder dem Aufklärungsinteresse des Medienunternehmens selbst noch dem akademischen Mainstream.¹³

Mit dieser Publikation sollen die zeithistorischen Grundlagen des Elitejournalismus in der Bundesrepublik erhellt werden. Es geht um historisch-empirische Studien zur Mentalität prägender publizistischer Institutionen, wobei wir uns hier auf Untersuchungen zur tonangebenden gedruckten Presse beschränken, die um komplementäre Darstellungen aus dem Bereich von Hörfunk und Fernsehen zu ergänzen wären. Über die bloße Faktenvermittlung hinaus kommt die Rolle von Journalistik und veröffentlichter Meinung in der politisch-kulturellen Elitenkommunikation ins Blickfeld. Vor allem soll dabei das Denken in doppelten Standards deutlich gemacht werden, das die Reflexionselite des Journalismus prägt – wer vergangenheitspolitische Abrechnungen und Analysen zum täglichen Geschäft zählt, kann die eigene Geschichte nur um den hohen Preis moralischer Indifferenz und geistiger Konjunkturabhängigkeit verpanzern.

III. Der Journalismus und die «prestige papers»

Der Nationalökonom und Journalist Karl Bücher, einer der Begründer der Presse- und Medienforschung in Deutschland, hat schon 1912 festgestellt, dass der Journalistenberuf in sich «das freigeählte Amt des Lehrers und Predigers, des Geschichtsschreibers und Politikers» vereinige.¹⁴ Bücher verweist damit schon auf die merkwürdig fragmentarische, zusammengesetzte Struktur des Journalismus, aber auch auf den Umstand, dass Journalisten und ihre publizistischen Institutionen in Form institutioneller Dauerkritik über Angehörige anderer Berufe öffentlich urteilen können. Dieses Journalistenprivileg, das mit jeder Verfassungsgarantie freier und ungehinderter Meinungsäußerung unweigerlich einhergeht, hat zu heftigen Debatten um die Legitimation journalistischer Kommentierung geführt. Diese haben sich zumeist an Fragen der Ausbildung, der beruflichen Sozialisation und der Verantwortung professioneller Kom-

munikatoren für die Folgen ihrer Handlungen festgemacht. Das «System Journalistik» ist allerdings – ausserhalb der empirischen Analyse konkreter Redaktionszusammenhänge – schwer fassbar; professionelle Publizistik zeichnet sich durch eine starke vertikale Schichtung und hochdifferenzierte Rollenmuster aus. Den Allrounder eines Lokalblattes verbindet wenig mit dem Chefredakteur eines überregionalen *prestige paper*, und noch weniger mit dem Elitepublizisten, der sich stilistisch variantenreich über diverse Publikationsorte und -medien äussern kann, in hohem Masse über seine Eigenzeit verfügt und sich den gewöhnlichen Ritualen des Tagesjournalismus weitgehend entzieht. Auch die verschiedenen journalistischen Handlungsfelder sind nur schwer auf einen Nenner zu bringen – die Nachrichtenvermittlung, die investigative Recherche und die im weitesten Sinne politische Kommentierung korrespondieren wiederum mit verschiedenen publizistischen Idealtypen (institutionell wie individuell), können aber zugleich, mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen in *einer* Zeitung oder Zeitschrift, mitunter gar in einem journalistischen Text Zusammenwirken – wie beim Story-Stil von *Newsweek* oder *Spiegel*. Die inneren Trennlinien im Journalismus wiegen vielleicht schwerer als die äusserliche, phänomenologische Einheit des Berufsfeldes.

Institutionen des Elitejournalismus versuchen seit den Anfängen eines ausdifferenzierten Massenkommunikationssystems im 19. Jahrhundert, der Fragilität, der unklaren Legitimationsbasis, dem lange Zeit zweifelhaften Ruf der Journalistik eine Art institutioneller Qualitätsgarantie entgegenzusetzen. Dies geschieht, indem sich der Elitejournalismus in seinem Habitus und seinen inneren Kommunikationsformen den von ihm beobachteten klassischen Professionen anverwandelt. In Fortschreibung von Karl Büchers Journalismus-Definition liesse sich sagen, dass die Redaktionsatmosphäre bürgerlicher Traditionsblätter Züge einer Hochschulfakultät alten Stils, eines Generalstabs, eines Richterkollegiums, einer Runde von Ministerialbeamten trägt – mit entsprechenden Rangordnungen und rhetorischen Ritualen. Bei US-amerikanischen Prestigeblättern mag nach aussen mehr der egalitäre Eindruck einer hart arbeitenden journalistischen *working class* vermittelt werden – gemeinsam ist allen Prestige-Blättern jedenfalls, dass der fein abgestimmte innere Habi-

tus dem formalen wie argumentativem Aussenauftritt in möglichst geschlossener Anmutung entsprechen soll.¹⁶ Diese Strategien korporativer Identität treffen für viele entwickelte gesellschaftliche Institutionen zu, haben aber für die Kaderinstitutionen des Journalismus noch die besondere Bedeutung, dass sie das latente Unwohlsein, von dem die schnelle Produktion von Urteilen und Einschätzungen auf häufig zweifelhafter Recherchebasis ständig begleitet wird, überdecken helfen.

Elitemedien zeichnen sich dadurch aus, dass sie sich selbst als solche definieren und von anderen gesellschaftlichen Eliten dafürgehalten werden. Da der Prestige-Journalismus darüber mitbestimmt, wer zur politischen und kulturellen Elite zählt, gerät er unweigerlich in einen Systemwirbel der Elitenkommunikation, der wiederum den ihm zugeschriebenen Status als unabhängiger Beobachter oder Kultur- und Gesellschaftskritiker nachhaltig berührt. Der Mainzer Publizistik-Wissenschaftler Hans-Mathias Kepplinger nennt als primäres Kennzeichen für den Prestige-Journalismus, dass er sich in «Medien von hoher Zentralität und Qualität» organisiert – «Zentralität» meint dabei, dass diese Medien als politische und kulturelle Taktgeber für andere Journalisten operieren (also auch häufig zitiert werden), «Qualität» heisst hier, dass sie ein hohes Ansehen in der engeren Branche und bei anderen gesellschaftlichen Entscheidungsträgern geniessen.¹⁷ Diese Zuschreibungen müssten in einer differenzierten, noch zu entwickelnden Theorie der Elitepublizistik durch weitere Funktions- und Rollenbestimmungen ergänzt werden. *Prestige papers* wie die *Neue Zürcher Zeitung*, die *New York Times* oder die *Washington Post*, *Le Monde* oder *Figaro*, *FAZ*, *Süddeutsche* und *Spiegel* zeichnen sich durch eine starke *historische und kognitive Identität* aus, kooptieren *überdurchschnittlich gebildetes und/oder berufserfahrenes Personal*, richten ihre Publizistik argumentativ wie stilistisch *an politische und kulturelle Eliten* und verfügen über *kodifizierte innere Normen* (wie Redaktionsstatute und historisch hergeleitete politische Zieldefinitionen) – ganz abgesehen davon, dass sie ihren Mitarbeitern aussergewöhnliche Gehälter, Honorare und Zusatzleistungen bieten können.¹⁸

Zwar müssen auch die hochbezahlten Journalisten des *Spiegel* ihre Arbeit in kleinen, wabenähnlichen Schachtelbüros verrichten, aber

diese publizistische Sphäre hat wenig mit den bekannten Figuren des «rasenden Reporters» oder vagabundierenden Skribenten zu tun. Bei *Spiegel* und *Zeit*, *FAZ* und *SZ* wird vor allem politischer Einfluss versprochen, gesellschaftlicher Glanz und Branchenreputation – eine besondere Verbindung von spätbürgerlicher Sicherheit und freischwebendem Intellektuellentum. Dieser engere Kreis der Elitepublizistik ist mit einer weiter gefassten Sphäre massenmedialer Angebote verbunden, die von den wirtschaftlichen und politischen Führungsschichten stark beachtet werden – dazu gehören die kommentierenden Nachrichtensendungen des Fernsehens («heute-journal», «Tagesthemen»), politische Talkshows wie «Sabine Christiansen», «Maischberger» und «Berlin Mitte» oder das supranationale Netzwerk *CNN*, für die politischen Entscheider zunehmend auch prominenzdefinierende Blätter wie die *Bunte* und natürlich *Bild* als zentrales Massenblatt. Die Bedeutung der populärkulturellen Publizistik für Eliten *und* breite Publikumsschichten verändert dann im medialen Konkurrenzfeld schleichend die Inhalte der Prestige-Blätter, die mit stärkerer Lebensstil- und «people»-Orientierung reagieren. Journalisten, die von der *FAZ* oder der *Süddeutschen* engagiert werden, profitieren in jedem Fall von den Matthäus-Effekten prominenter Institutionen: Prestige verleiht Prestige, Elite definiert Elite, Reputation bewirkt Reputation, so dass eine starke Bindungswirkung im Feld der Elitepublizistik entsteht – bei allen möglichen Wechseln von einem Blatt zum anderen, die umso eher erleichtert werden, je stärker hergebrachte Ideologieschranken in der modernisierten Bourgeoisie abgebaut werden.

IV. Journalisten als gesellschaftliche Führungsschicht

Die Rede über gesellschaftliche Eliten ist seit Kurzem wieder en vogue, und zwar über traditionelle konservative Zirkel hinaus. Selbst die «Grünen» sind froh darüber, dass sich ihr Parteiführer vom strassenkämpfenden Kommunarden zum geschmeidigen und gut angezogenen Weltdiplomaten wandelte, zum anerkannten Mitglied der globalen Führungsscrew. Das Projekt der egalitären, durchbürokratisierten Demokratie erscheint zu Beginn des 21. Jahrhunderts gerade

linksliberalen Beobachtern brüchig und ausgezehrt. Zu offenkundig sind der Verfall des Bildungs- und Hochschulsystems – statt nach Gesamtschule und «Gruppenuniversität» wird nun nach einem deutschen Harvard, MIT oder Fontainebleau verlangt. Die *Institutionen*, in denen Eliten erzeugt und bewahrt werden, stehen auch im Zentrum jeder fortgeschrittenen kultur- und sozialwissenschaftlichen Elitentheorie. Analysiert wird dabei, wie der Zugang zu Elite-Einrichtungen funktioniert, wie neue Mitarbeiter/Mitglieder angeworben werden, wie offen oder geschlossen die politischen, ökonomischen und kulturellen Elitesysteme sind. Der Wandel der soziologischen Elitenbetrachtung entspricht damit dem Übergang von der Herkunftselite (Adel, Grossbürgertum) zur «Funktionselite» (Otto Stammer) und Meritokratie im 20. Jahrhundert.

Für die Analyse des Mediensystems und der bürgerlichen Öffentlichkeit gewinnen solche elitesoziologischen Fragen zunehmend an Bedeutung. Medienkonzerne und Journalisten steuern die Diskussion über «gesellschaftliche Führung» entscheidend mit. Zudem wird das individuelle publizistische Rollenverhalten mit den jeweiligen medienpolitischen und -ökonomischen Strategien der Medienunternehmen fortlaufend abgeglichen. Medienkonzerne und ihre Kader (vom Vorstandsvorsitzenden bis zum Ressortleiter eines konzerngebundenen Traditionsblattes, vom Intendanten eines öffentlich-rechtlichen Rundfunksenders bis zum prominenten Anchorman) gehören heute mehr denn je einer verblüffend homogenen politisch-kulturellen Führungsschicht an, sind also Teilhaber eines dichten Kommunikationsnetzwerks von Entscheidern aus Politik, Wirtschaft und Kultur.

Dieses Gewebe ist bei allen unterschiedlichen beruflichen Sektoren und Aufgaben als *spätbürgerliches Establishment* zu klassifizieren – durch einen aufeinander abgestimmten Habitus, gemeinsam geteilte kulturelle Orte¹⁷ und konkrete Kommunikationsbeziehungen. Von den Führungsfiguren der entscheidenden Medienunternehmen werden mehr denn je Querschnitts-Qualifikationen in Publizistik, Management und Medienpolitik gefordert – der «Nur-Chefredakteur» oder der ausschliesslich mit Kenntnissen aus dem konventionellen Wirtschaftsmanagement operierende Vorstandschef kann in einer publizistischen Sphäre nicht mehr bestehen, in der sich ökonomische, journalistische und medienpolitische Ziele durchgehend mischen. Gerade die klassisch-politische Berichterstattung der Prestige-

Medien ist in einem gefährlichen Grad von den im weiteren Sinne medienpolitischen Interessen der Medienkonzerne und Verlagshäuser beeinflusst. Es kommt zu deutlichen publizistischen Ziel- und Rollenkonflikten: Wo das verfassungsrechtliche «Journalistenprivileg» Aufklärung und Unabhängigkeit einfordert, regieren in der *formierten Medienindustrie*²⁰ ständige Abwägungen, ökonomisch-institutionelle Eigeninteressen und die Einbindung in medienpolitische Elitennetze.²¹

Gerade angesichts dieser latenten Konfliktsituation verwundert, wie wenig die akademische Welt zur Analyse des elitepublizistischen Netzwerks beitragen kann. «Im Grunde von der Rolle der Journalisten im politischen Prozess nicht zu trennen» sei die «Funktion der Medien als Institutionen», schreibt der in Amsterdam lehrende Kommunikationsforscher Klaus Schönbach. «In welcher Weise beeinflusst Politik die Organisation und die Arbeit von Massenmedien? Und umgekehrt: Wie fördert eine bestimmte Organisation der Medien bestimmte Funktionen im politischen Raum? (...) Systematische publizistikwissenschaftliche Forschung zu beiden Fragen ist allerdings rar»²². Eine solche Forschung, deren mangelnde Systematik und strategische Ausrichtung Schönbach moniert, hätte sich mit der Kommunikation der Medienelite untereinander, den konkreten Beziehungen der Medienelite zu anderen gesellschaftlichen Führungsgruppen und der impliziten wie konkreten Verständigung über Themen, gemeinsame Projekte und medienpolitische Absichten zu beschäftigen.²³

In einer Tour d'Horizon zur «Gesellschaft der Eliten» hat der Münsteraner Soziologe Sven Papcke konstatiert, dass politische und massenmediale Führungsgruppen «seit längerem durch dick und dünn aufeinander verwiesen» seien, «wengleich in beiden Teilsystemen unterschiedliche Währungen gelten, hier Rezeption (Einschaltquoten), dort Macht (Durchsetzungsfähigkeit); über die Eselsbrücke der Show verschwimmen diese Differenzen zunehmend»²⁴. Abgesehen davon, dass es in der Elitepublizistik schon immer ganz dezidiert um Macht und Durchsetzungsfähigkeit ging, verfällt auch Papcke dem überpräsenten Leitmedium Fernsehen, wenn er «die telekratische Überformung der Politik» beklagt, mit der «Verantwortlichkeit durch Öffentlichkeitspräsenz» ersetzt werde, oder wenn er

«das Überhandnehmen der Erlebnisvermittlung statt Aufklärung und Benachrichtigung» moniert.

Während diese traditionelle Kulturkritik eher vernachlässigt, dass sich mit der quantitativen Ausfächerung des medialen Angebots auch die Dialektik der Darstellungsformen beschleunigt (und ein zur Decodierung zunehmend befähigtes Publikum herangebildet wird), sind die Hinweise auf das merkwürdig superiore publizistische System durchaus ernst zu nehmen: «Die Medien unterliegen trotz der enormen Einflusssteigerung, die sie als Teil des Establishments positioniert, kaum Korrekturen, mögen sie sich aus Konkurrenz auf dem Markt auch gegenseitig ins Visier nehmen», analysiert Papcke, und schliesst daraus, das mediale Feld könne nicht «der Vollvermarktung beziehungsweise einer Einfluss-Autonomie überlassen werden, die andere Elite-Bereiche» präge oder überstrahle. Die ganze Aufmerksamkeit gelte nur noch dem blossen Medienauftritt, und dies sei nicht zuletzt das gesellschaftliche Problem von publizistischen Institutionen, «die auf ihren Hochsitzen über Zeitgeist und Moden ‚entscheiden‘, nichts anderem verpflichtet als einem rentablen Leerlauf mit Anschluss-Stimulierungen»²⁵. Hier scheint allerdings auch der Kulturkampf zwischen traditionellen intellektuellen Deutungsinstitutionen (wie der akademischen Sozialwissenschaft) und dem populärkulturellen Show- und Talkbetrieb um die «Ökonomie der Aufmerksamkeit» (Georg Frank) deutlich auf, während es zunächst wohl darum gehen müsste, das Konkurrenz- und Komplementärverhältnis zwischen den massenmedialen und politischen Subsystemen empirisch-historisch näher in den Blick zu nehmen – über die ewigen Diskurse um «Medien und Politik» und «Wer kontrolliert die Kontrolleure» hinaus.²⁶

V. Elitepublizistik und «das grosse Heer der Pressehandwerker»

Wenn das Problem der Elitepublizistik sowohl aus dem gesellschaftlichen wie auch dem wissenschaftlichen Fokus geraten ist, so liegt dies zum einen an den topographisch-historischen Brüchen in der deutschen Geschichte des vergangenen Jahrhunderts, zum anderen an den gängigen Bildern und Vorstellungen vom journalistischen

Handeln, die im Berufsstand selbst und im akademischen Feld gepflegt werden. Dass sich führende «Pressemänner» auf schmalen Grad zwischen Journalismus und Politik hin- und herbewegten und gerade daraus ihre elitäre Identität bezogen, wurde in der Weimarer Republik durchaus debattiert. Der permanente Versuch einer Steuerung aktuellen politischen Handelns, über bloße Kommentierung hinaus, durch den definierten Club meinungsführender Blätter und deren Leitartikler oder «Tagesschriftsteller», galt im Grundsatz als legitim; für die Upperclass des Journalismus, die «publizistischen Persönlichkeiten», war dies sogar die eigentliche Erfüllung nobilitierender «Gesinnungsarbeit» (Emil Dovifat). In der Endphase der Weimarer Republik, zur Zeit der Präsidialkabinette, waren die führenden Publizisten des bürgerlichen Lagers allerdings so sehr in die undurchsichtige Elitenkommunikation, in Hinterzimmer-Strategien, Rankünen und publizistische Täuschungsmanöver eingebunden, dass die Unabhängigkeit des ohnehin porösen Pressewesens fragwürdig wurde. Am zentralen Ort, der Reichshauptstadt Berlin, wurde tägliche publizistische Verwirrung produziert – so empfand es nicht nur das allgemeine Leserpublikum, sondern zunehmend auch die in viele politische Fraktionen zersplitterte Journalistik selbst.

Für lange Zeit einflussreich und signifikant blieb der Kreis um die seit 1929 im Diederichs-Verlag edierte Zeitschrift *Die Tat*. Hier profilierten sich junge, auch politisch nach vorne drängende Publizisten mit nationalkonservativen, ebenso wolkigen wie dräuenden Thesenartikeln – es kam eine Art publizistischer Theologie zur Vollendung, die sich von der Weimarer Zeit über den NS-Staat bis in die Bundesrepublik hinein stilistisch, personell und argumentativ als attraktiv erwies.²⁷ Hier mischten sich Eindrücke aus der modernen Soziologie (führende Mitglieder des *Tat*-Kreises hatten im Heidelberg der Zwischenkriegszeit Sozial- und Wirtschaftswissenschaften studiert), völkisches Grossraumdenken, Endzeitprognosen und Anti-Parlamentarismus. Besonders am Beispiel des *Tat*-Kreises kann verdeutlicht werden, was im handlungstheoretischen Sinne die «Publizistik» vom Regeljournalismus unterscheidet. Publizistik zielt immer auf politische und kulturelle Wirkung, sie ist intentional auf die Beeinflussung der gesellschaftlichen Elite gerichtet, sie bewegt sich über die zeitlichen und technischen Rituale des Tagesjournalismus hinweg – sie

transzendiert also die sozialen Subsysteme Journalistik und Politik. In den Institutionen der Elitepublizistik, den führenden Blättern (heute auch in den entsprechenden Redaktionen von Hörfunk, Fernsehen und Internet mit ihren unterschiedlichen Wirkungsweisen), kann der Publizist in den journalistischen Betrieb teilweise eingebunden sein, er wird aber immer in mehreren Medien, unter Nutzung seiner personalen Prominenz kommunizieren.²⁸ Entscheidend dabei ist nicht das Regelhafte der öffentlichen Meinungsäußerung, sondern die strategische Einschätzung einer gezielten Wirkung auf das politische und kulturelle Feld. Die stärksten Wirkungen lassen sich in der Kombination eines Prestige-Mediums mit der Reputation eines charismatischen Publizisten erzielen. Auf den Typus des Publizisten trifft die Intellektuellen-Definition des Ökonomen Joseph Schumpeter am ehesten zu: «Intellektuelle sind in der Tat Leute, die die Macht des gesprochenen und des geschriebenen Wortes handhaben, und eine Eigentümlichkeit, die sie von anderen Leuten, die das gleiche tun, unterscheidet, ist das Fehlen einer direkten Verantwortlichkeit für praktische Dinge».²⁹

Der *Tat*-Kreis löste sich nach 1933 mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten sukzessive auf. Nach unterschiedlichen Karrieren im Dritten Reich fanden sich seine Protagonisten schnell in der publizistischen Szene der Nachkriegs-Republik zurecht. Der gelernte Sozialwissenschaftler und «Südost»-Theoretiker Giselher Wirsing übernahm nach einer engen Kooperation mit dem «Sicherheitsdienst des Reichsführers SS» (SD) in der Bundesrepublik die Chefredaktion des einflussreichen evangelischen Wochenblattes *Christ und Welt*, wo auch andere seiner einstigen Mitstreiter unterkamen.³⁰ Hans Zehrer spielte nach seiner «inneren Emigration» (Rückzug auf die Insel Sylt) nach 1945 die Rolle eines Mentors und intellektuellen Chefberaters des Verlegers Axel Springer. Ernst Wilhelm Eschmann profilierte sich in der Adenauer-Zeit als politischer Kommentator und Politikwissenschaftler. Vor allem aber wirkte der dezisionistische und politisch-prognostische Stil, den die *Tat*-Gruppe bevorzugte, auf die neo-nationalistische Diktion in Augsteins *Spiegel* ein, und traf in der *Welt* und in der *FAZ* mit den Traditionen des gepflegt-bürgerlichen Journalismus aus Weimarer Tagen zusammen. Im NS-Staat selbst unterbrach die vom Propagandaministerium und dem

SS/SD-Komplex zentral gesteuerte Kommando-Publizistik die Weimarer Traditionen des Elitejournalismus, also die Teilautonomie des journalistischen Systems – Goebbels betätigte sich zugleich als Chefjournalist und staatlicher Meinungslenker. Profilierte nationalsozialistische Journalisten gab es kaum, bürgerliche Publizisten übten sich bestenfalls im «Schreiben zwischen den Zeilen», in der Kooperation mit Geheimdienst-Stellen oder Zirkeln der nationalkonservativen Resistenz. Nach 1945 kam der deutschen Elitepublizistik dann auch noch der zentrale Ort politischer Kommunikation abhanden, Bonn war hier nur schwacher Ersatz für die verloren gegangene «Reichshauptstadt». Das publizistische Kommando übernahm nun die Adenauer-Administration, die sich wiederum auf Propaganda-Fachmänner der NS-Zeit stützte.³¹

Der münstersche Publizistik-Wissenschaftler Walter Hagemann, einst Chefredakteur des Zentrum-Blattes *Germania*, betrauerte 1957 den Bedeutungsverlust der Elitepublizistik in seiner damals aufsehenerregenden Schrift «Dankt die Presse ab?» Der gediegene Leitartikel, so der wenig später in die DDR retirierte Hagemann³², verliere ständig an Bedeutung, der Presse werde von Hörfunk und Fernsehen der intellektuelle Rang abgelaufen, das populär-illustrierte «Nichtige» verdränge zusehends das (politisch) «Wichtige», zudem seien die Journalisten ganz allgemein nicht in der Lage, ihre Rolle als lohnabhängige Sprachrohre politischer und industrieller *pressure groups* realistisch einzuschätzen. «Die Zeitung», so der wegen seiner Thesen von den Verlegern und der CDU heftig attackierte Professor, informiere weithin über «die bunte Vielfalt der Ereignisse»; aber sie führe nicht mehr, und greife nur noch selten ein «in die großen Debatten des Tages». Hagemann fand, dass «von den drei Säulen des modernen demokratischen Staates, Regierung, Parlament und Presse», die letztere «nahezu ausgefallen» sei, das Parlament sei überdies «in seinen Funktionen durch die *pressure groups* entscheidend geschwächt, nur Regierung und Bürokratie sitzen noch fest im Sattel, ja, sie haben sich umso fester etabliert, als die parlamentarische und publizistische Kontrolle schwächer geworden sind».

Es fällt heute nicht schwer, die blinden Flecken und Analyse-Schwächen in Hagemanns vom Treibhausklima der Adenauerzeit beeinflussten Argumentation aufzuspüren. Er mischte eine schonungslos-realistische Beschreibung normaler journalistischer Ar-

beitsbedingungen mit der aus Weimarer Zeiten inspirierten publizistischen Romantik (wann hatte die Presse jemals «geführt»?), umrahmt von einem herkömmlichen kulturpessimistischen Thesengebäude. Den in der Provinz oder in unteren Rängen der Redaktions-Hierarchie werkelnden Presse-Leuten galt zwar seine Anteilnahme, Idealtypus blieb aber der aus gediegenem Bildungsreservoir schöpfende, meinungsführende Publizist:

«Da ist das grosse Heer der Pressehandwerker, die Frau und Kinder haben und für wenig Geld einem schweren Beruf nachgehen. Sie würden den Vorwurf der Bestechlichkeit oder Erpressung weit von sich weisen, sie lieben ihren Beruf und glauben an ihre Mission. Aber wie eng ist der Rahmen, in dem sie ihr Wunschbild leben können! Sind sie Leiter von Ressorts, so können sie die Nachrichten auswählen, die ihnen in grosser Fülle von den Nachrichten- und Korrespondenzbüros geliefert werden. Aber sie sind zumeist ausserstande, sich zusätzliche Nachrichten zu beschaffen oder Berichterstattungsaufträge zu erteilen. Sie müssen nehmen, was ihnen geboten wird, und was aus fremden Quellen durch viele Filter hindurch bis zu ihnen gelangt (...) (Über ihnen) steht der Chefredakteur, der vielleicht anderer Meinung ist, und über diesem der Verleger, der mindestens die Einhaltung allgemeiner ‚Richtlinien‘ verlangt und oft der strengste Zensor seines Blattes ist (...) Ob etwas erscheint, ist oft genug von ganz anderen Instanzen abhängig. Die Freiheit des Wortes ist hier nicht beim Publizisten, sondern bei den Hintermännern, den ‚einwirkenden Kräften‘ zu suchen».

Während Hagemann immerhin noch seine Trauer über den Verlust publizistischer Führung mit praktischen Überlegungen zur Verbesserung der Lage kombinierte (Stiftungs-Verfassung für Qualitätszeitungen, Journalisten-Ausbildung an Universitäten, Stärkung der ständischen Organisation), lehnte Friedrich Sieburg die «Vergesellschaftung» des Journalismus überhaupt ab. Im Juni 1949 fixierte der Sprachästhet, der sich von Ribbentrops Aussenministerium als Botschaftsrat im besetzten Paris hatte einkaufen lassen, in einem bemerkenswerten Aufsatz das Bild einer autonomen, einsamen und freien Publizistik, die sich vor allem durch noble Ungebundenheit und erhabene Ausdrucksformen auszeichnet. Für den wahren Journalisten, so Sieburg, stehe «keine soziale Kategorie bereit, nicht einmal eine Klasse. Es gehört zu seiner Natur, allein zu stehen und keinen Stand zu bilden, der ihm Konvention, Rückhalt und einen erkennbaren Platz gäbe». Die Bemühungen, einen Journalistenstand zu schaffen, seien «gerade für die Besten ohne Interesse, weil sie wissen, dass sie

nur in der freien, ja ungewissen Luft des Zufalls wirken können (...) Die Organisation begünstigt das Mittelmaß, und darum werden die Körperschaften der Presse nie wahrhaft repräsentativ sein und kein entscheidendes Gewicht haben. Der Beste unter ihnen bedarf weder einer Vertretung seiner publizistischen Rechte, noch braucht er Gesetze und Bestimmungen, die ihm die Ausübung seines Berufes erleichtern». ³³

Wenn ein Redaktionssystem in dieser Perspektive überhaupt einen sozialen Sinn hatte, dann als männerbündische Versammlung, in der mit Gleichgesinnten räsioniert und debattiert, gespeist und getrunken werden konnte. Die Arbeit bei der alten *Frankfurter Zeitung (FZ)*, so empfand es Joachim Fest, habe für Sieburg nicht nur dessen Rollenbedürfnis, Aufstiegssehnsucht und dem «Verlangen nach einem dekorativen Lebenshintergrund» entsprochen – «vielmehr kam der elitäre, an kultiviert männerbündlerischen Vorstellungen entwickelte Zusammenhalt innerhalb der Führungsgruppe des Blattes, die Stimmung von Freundschaft, gegenseitige Bewunderung und Intimität auch der empfindsamen Seite seines Wesens entgegen». ³⁴

Prosaischer sprach Margret Boveri, eine der wenigen profilierten Frauen inmitten der FZ-Männerwelt, von «homoerotischen Strukturen innerhalb der alten Redaktion» und trug ihrer Kollegin Christa Rotzoll später auf, diese besondere Mentalitätssphäre näher zu analysieren. Rotzoll notierte: «Als die schon sehr bekannte und weithin geachtete Boveri in den dreissiger Jahren vom *Berliner Tageblatt* geschieden war und zur *Frankfurter Zeitung* strebte, war sie dort willkommen, aber nur bedingt. Im inneren Zirkel dieses ordensartigen Unternehmens waren Frauen unerwünscht. Das hat sie schon gefuchst. Und die Homoerotik dieser Herrenrunde war für sie auch ein Stück Zeitgeschichte, weggedrückt, vom Absinken in die Vergessenheit bedroht, bewahrenswert». ³⁵ Noch 1978 definierte FÄZ-Mitherausgeber Bruno Deschamps die Führungsriege seines Blattes stolz als «Herrenclub» ³⁶, und über Jahrzehnte, bis zum heutigen Tag blieb das sechsköpfige Herausgeber-Gremium der *FAZ* frauenfreie Zone. Auch als «verantwortliche Redakteure», Beilagen und Sonderseiten einmal ausgenommen, weist das Impressum der *FAZ* nur Männer aus, das Impressum der *Süddeutschen* verzeichnet ähnliche Strukturen. Der interessanteste Aspekt in Helmuth Karaseks Schlüsselroman

«Das Magazin», in dem es um das Redaktionsleben des *Spiegel* geht, ist die Schilderung eines männerdominiert sexualisierten Grundrauschens, gepaart mit Macht-Aspirationen: «(...) und er, der Verleger, konnte im fernen Tessin, gleichsam zurückgelehnt und mit verschränkten Armen, ein dickes Lächeln auf den Lippen wie ein satter Kater, beobachten, wie sich der Ehrgeiz und die Machtgier seiner beiden Chefredakteure gegenseitig in Schach hielten», heisst es über Albert Kahn alias Rudolf Augstein.³⁷ Man muss weder die Küchenpsychologie noch ausgefeilte *gender studies* bemühen, um zu begreifen, wie stark das Herrenclub-Modell auf Selbstverständnis und Inhalte der führenden Blätter eingewirkt hat. Männerbündische Strukturen und konkrete militärische oder geheimdienstliche Erfahrungen bilden über alle politischen Fraktionierungen hinweg *die* Konstante des elitepublizistischen Handelns in der Nachkriegszeit – es waren Kader wie Artillerieleutnant Augstein, Luftwaffen-Propagandist Nannen, Oberleutnant Welter oder SS-Obersturmbannführer Wirsing, die den Ton angaben.

VI. «Journalismus-Bilder»

Sieburg mit seinen Theoremen der publizistischen Edelleute und auch Hagemann, der führende deutsche Medienforscher der 50er Jahre, wussten immerhin aus eigener Praxiserfahrung um die Schichtung des journalistischen Berufsfeldes – eine Erkenntnis, die in der modernen empirischen «Kommunikatorforschung» dann Zug um Zug an Bedeutung verlor. Zwar verfügen wir heute über eine Vielzahl von empirischen Detailstudien zum journalistischen Handeln, sie münden aber immer wieder in grobschlächtige Kategorisierungen «des Journalismus», der sich in der Systemkonkurrenz zu anderen politischen oder ökonomischen Berufs- und Einflussphären zu behaupten hat – oder diese überlagert und dominiert. In aller hier gebotenen Kürze können dabei drei dominierende «Journalismus-Bilder» identifiziert werden, die eine konkrete empirisch-historische Kommunikationsforschung überlagern: das Bild vom Journalismus als werteverändernder «Gegen-Elite», die Vorstellungen von der Journalistik als abhängiger Agentur der kapitalistischen Medienindustrie

und der Definition eines abstrakten «journalistischen Systems», das sich weitgehend unabhängig von handelnden Personen herstellt und konkurrierende soziologische Systeme marginalisiert.

Ende der 1970er Jahre versuchten Mainzer Publizistikwissenschaftler im Umfeld Elisabeth Noelle-Neumanns herauszufinden, «wie Journalisten denken und wie sie arbeiten». Der Journalismus erscheint hier, zumindest in der zweifellos zugespitzten Conclusio des Noelle-Neumann-Schülers Kepplinger, als Kadergruppe des gesellschaftlichen Wertewandels, als geschlossene Kritiker- und Beobachterkaste, die vor allem im Sinn habe, das traditionelle Establishment aus Industrie, Verwaltung und bürgerlich-liberaler Politik zu attackieren. Die Berufswahl angehender Journalisten, so Kepplinger, sei «in vielen Fällen auch die Folge einer Negativentscheidung, die sich gegen eine Tätigkeit in Staat und Wirtschaft»³⁸ richte. Die Führungselite der Massenmedien sei selbstzufrieden und immobil, orientiere sich zuallererst an Kollegenmeinungen und lehne die Verantwortung für unbeabsichtigte Folgen ihrer publizistischen Tätigkeit ab. Journalisten, so die Vorstellung der «Mainzer Schule», dächten und handelten «nach anderen Rationalitätskriterien als die Angehörigen jener Berufe, deren Denken und Handeln sie darstellen, kommentieren und kritisieren». Die Journalistik bildet also, der Mainzer Klassifikation zufolge, «eine durch Vorbildung, Berufswahl und Berufstätigkeit selektierte Gegenelite zu den Machtgruppen in Politik, Verwaltung und Wirtschaft».

Die erkenntnisleitenden Grundlagen für diese Einschätzung stammten nicht so sehr aus der Kommunikationsforschung selbst, sondern aus der konservativen Sozialphilosophie der 60er Jahre, die mit einigem Schrecken das Entstehen eines linksliberalen Fürsorgestaates aus dem Geist der Studentenrevolte sah. Besonders Helmut Schelsky beschrieb in einem grossen soziologischen Essay mit dem bezeichnenden Titel «Die Arbeit tun die Anderen» eine durchpädagogisierte, von linker Klientel- und Gremienwirtschaft beherrschte Gesellschaft, in der einige aktive «Sinnpriester» der arbeitenden Bevölkerung sozialrevolutionäre Heilslehren vorgaukelten. Als «heils-gewisse Meinungsmacher und Meinungsführer» (Schelsky) bildeten in dieser Perspektive linke Journalisten mit Lehrern, Sozialpädagogen und neomarxistischen Hochschulprofessoren eine anmassende

Reflexionselite, von deren irrationalen Vorstellungen der Bereich pragmatisch-technischen Handelns (der Ingenieure, Wirtschaftskapitäne, Manager) gefährlich überlagert werde.

Als Ende der 60er Jahre auch noch die CDU/CSU in die parlamentarische Opposition verbannt wurde, schien den im Geist des «heroischen Realismus» (vor allem durch Ernst Jünger, Hans Freyer oder Carl Schmitt sozialisierten) konservativen Gesellschaftstheoretikern der Untergang des staatstragenden Bürgertums nahe. Für Elisabeth Noelle-Neumann, die damals den CDU-Oppositionsführer Helmut Kohl beriet, lag eine Kernzelle der Indoktrination beim öffentlich-rechtlichen Fernsehen, und hier vor allem bei den politischen Magazinen wie «Monitor» und «Panorama». Dem Fernsehen wurde eine empirisch nie wirklich belegte, übergrosse Wirkungsmacht zugeschrieben, während die Elite-Presse in den Analysen der «Mainzer Schule» nur am Rande vorkam, was auch nicht weiter verwundern musste: In einer Mainzer Teilstudie war nachzulesen, dass die Elitegruppen der gedruckten Presse (Verleger, Chefredakteure, Ressortleiter) mehrheitlich zur CDU/CSU tendierten.³⁹

Trotz einiger zutreffender Beobachtungen zur Geschlossenheit und Selbstreferenz der journalistischen Elite erscheinen die Mainzer Theoreme stark ihrer Zeit verhaftet. Helmut Kohl gelangte trotz der zersetzenden öffentlich-rechtlichen TV-Magazine ins Kanzleramt, weil die FDP aus der bisherigen sozialliberalen Koalition ausstieg und zu den Christdemokraten überwechselte – einer jener Vorgänge, die den Eigenwert der *politischen Politik* belegen und die Grenzen aller «Mediatisierungs»-Theorien aufzeigen. Wichtiger aber noch: mit dem ökonomischen Bedeutungsgewinn der Medienwirtschaft, die bald in allen Bundesländern als zentraler und mit Hingabe geförderter «Standortfaktor» bewertet wurde, kam auch das Mainzer Argument unter die Räder, junge Leute fänden den journalistischen Beruf vor allem attraktiv, weil sich damit die Chance zu nicht sanktionsfähiger Gesellschaftskritik verbinde. Denn nun firmierte der Journalismus als Teil einer ökonomisch wie publizistisch integrierten Entertainment-Industrie – die Option für einen Arbeitsplatz in der Medienwirtschaft war in jedem Fall eine Option für den gesellschaftlichen, auch wirtschaftlichen Erfolg verheissenden Mainstream. In der Presse und in den Funkmedien wurden nun Entrepreneure, «Sanie-

rer» oder die Helden der New Economy gefeiert, linke Pädagogenbürokratie und «verkrustete Strukturen» des Sozialstaats hingegen kritisiert – und dies gerade von der jüngeren, Nach-68er-Journalistengeneration.»⁴⁰

Im Gegensatz zu den konservativen Mainzerjournalismus-Stereotypen haben linke Journalismus-Theorien stets die Rolle der Redakteure und freien Mitarbeiter als lohnabhängige Kopfarbeiter betont, deren Aufklärungsverlangen, sofern überhaupt vorhanden, von Verlegern, politisch-industriellen Einflussgruppen oder den Aufsichtsgremien des öffentlich-rechtlichen Rundfunks behindert oder ganz zunichte gemacht werde. Zunächst in neomarxistischen Vorstellungen Anfang der 1970er Jahre ausgeprägt, erscheinen Journalisten hier als ohnmächtige Agenten der Regionalverleger und Medienkonzerne, die funktional mit ihrer Arbeit die Kapitalinteressen bedienen, indem sie das Publikum narkotisieren und mit der – nur vordergründig in viele Schichten und Milieus zersplitterten – spätkapitalistischen Gesellschaft verkitten. Zwar gerieten solche links-dogmatischen Medientheorien schon deshalb in Vergessenheit, weil sich neomarxistische Hochschullehrer und ihr Zielpublikum ziemlich rasch in postmoderne Wohlstandsstrukturen integrierten. Aber in allen etwas abgemilderten, mit «den Journalisten» in toto paktierenden Theorien (etwa in Erweiterung von Habermas' Diskursphilosophie⁴¹) wird die Frage des publizistischen Establishments elegant umgangen, weil damit ein auch an Journalistenschulen gern vermitteltes Idealbild des freischwebenden Rechercheurs, «muckracker», Reporters, des irgendwie aussenstehenden Kultur- und Gesellschaftsanalytikers unangenehm tangiert wird.

In der soziologischen und kommunikationswissenschaftlichen Systemtheorie wird die Elitepublizistik schon deshalb kaum wahrgenommen, weil hier alle Kraft dadurch absorbiert erscheint, dass die Begriffe und Schemata der Soziologie Niklas Luhmanns und einiger anderer «konstruktivistischer» Autoren auf das System der Massenkommunikation zunächst einmal übersetzt werden. Die Folge ist ein deprimierender terminologischer Nebel um ewig gleiche Zentralbegriffe wie «System», «strukturelle Kopplung», «Inklusion» oder «Autopoiesis»; empirische Untersuchungen zur Gegenwart des Journalismus bleiben gegenüber den systemtheoretischen Adaptionsver-

suchen zumeist äusserlich.»⁴² In dem «journalistik-wissenschaftlichen» Bemühen, «Journalismus-Systeme» und ihre Grenzen zu definieren, tauchen Publizisten noch am ehesten als chaplineske Figuren im Räderwerk zermalmender Systemkonstellationen auf.

Eine übersteigerte Anwendung der soziologischen Systemtheorie erscheint in ihrer ganzen Hilflosigkeit vor allem als binnenakademische Mode, und ironischerweise erfüllt die ausserhalb der Hochschulen kaum wahrgenommene, auf die mediale Kommunikation bezogene Systemtheorie damit eine der Luhmann'schen Zentralkategorien: die des radikalisierten Selbstbezugs. Der Leipziger Medienforscher Michael Haller hat diese Aneignungsspiele zurecht als «abstrakt-zirkulär» kritisiert – das Ergebnis, so Haller, sei «schlecht beobachteter Journalismus», der aus dem «historisch gewachsenen Sinnzusammenhang herausgerissen» werde.⁴³ Nun ist der erkenntnisleitende Wert der Luhmann'schen Systemtheorie ganz unbestritten, aber der Bielefelder Grosssoziologe hatte selbst erklärt, dass für sein Theorieinteresse reale Handlungen und einzelne Handelnde keine grosse Rolle spielten: «Gegen einen, gerade in der empirischen Soziologie weit verbreiteten Irrtum muss betont werden, dass weder Handlungen noch Handelnde als empirische Fakten gegeben sind», hat Luhmann geschrieben; man könne ja «die Grenzen (und damit die Einheit) einer Handlung oder eines Handelnden weder sehen noch hören».⁴⁴

Konkrete Kommunikationsforschung zeichnet sich aber dadurch aus, dass sie die Akteure, ihre Institutionen und ihr kommunikatives Handeln im historischen Prozess möglichst dicht beschreibt, gleichsam mit Namen und Adressen. Mittlerweile ist auch den Verursachern einer «Dominanz der systemtheoretischen Journalismusansätze» (Altmeppen) ansatzweise zu Bewusstsein gekommen, dass sich mit dem sterilen systemtheoretischen Begriffsmulm die formal prosperierenden Medienwissenschaften gesellschaftlich selbst marginalisieren. Mitunter wird sogar eine «Verbindung von Akteur-, Institutionen-, und Systemtheorie»⁴⁵ gefordert – eigentlich selbstverständlich, für die akademische Sozialforschung offenbar aber eine grosse Erkenntnisleistung.

VII. Eine neue Elite ohne Bewusstsein?

Im Vergleich zu den ermüdenden grundsatztheoretischen Anstrengungen sind empirische Studien zur politisch-kulturellen Elitenkommunikation oder zu den Hierarchien und Führungsmustern in der Massenkommunikation ziemlich rar. Durchaus fruchtbare Ansätze in der Münchener Kommunikatorforschung der 1970er Jahre, etwa über Chefredakteure und Verleger als «Manager der Kommunikation»⁴⁶, wurden nicht weiter modernisiert. Selbst in der pragmatischen, an empirischer Konkretion interessierten US-Medienforschung finden sich gewichtige Elitestudien selten. 1986 interviewte ein US-Forscherteam⁴⁷ rund 240 Journalisten führender Medien wie *New York Times*, *Wall Street Journal*, *Washington Post*, *Time* und *Newsweek*, aber auch prominente Präsentatoren und Redakteure der TV-Networks ABC, CBS, NBC und PBS. Die in New York und Washington zentrierte US-Journalismuselite sei auf ihrem Weg zu «sozialer Prominenz» weit vorangeschritten, stellten Lichter et. al. fest, ihr Durchschnittseinkommen sei überproportional gestiegen, sie stellten eine homogene, untereinander eng verflochtene liberale Machtgruppe dar: «The media elite is composed mainly of white males in their thirties and forties. They are highly educated, well-paid professionals (...) one of the best educated groups in America (...) Most were raised in upper middle-class homes (...) Exactly half eschew any religious affiliation». Im psychologischen Teil der Studie wurde hingegen festgestellt, dass es sich bei den Elitejournalisten häufig um narzisstische Persönlichkeiten handele, die in ihren beruflichen Leben zwischen «power needs» und «fear of power» hin- und herschwankten. Schon 1937 hatte Leo Rosten in einer klassischen Arbeit über die «Washington Correspondents» geschrieben: «The Washington Correspondent outstays presidents and cabinets. He is (...) self-sufficient in the small world of his newspaper organization. His first vested interest is his status as a privileged observer. He can attack senators at their most vulnerable point – the reading public. Not even the president can claim immunity from him».

Welches öffentliche Interesse die Frage nach dem Einfluss einer durch ökonomische Konkurrenz hochgerüsteten Medienindustrie und ihrer Kader auf andere politische und kulturelle Felder hervorru-

fen kann, zeigte sich im Januar 2002, als das Buch «Bias. A CBS Insider Exposes How the Media Distort the News» auf Platz eins der Sachbuch-Bestsellerliste in den Vereinigten Staaten kam. Der EXCES-Nachrichtenmann Bernard Goldberg kritisierte in seiner Polemik, dass die in Manhattan zentrierte liberale TV-Elite auf Form und Inhalt der US-Fernsehnachrichten unangemessen Einfluss nehme; den leitenden CBS-Präsentator Dan Rather verglich Goldberg gar mit einem Mafia-Paten: «The Don in this case is actually the Dan. Dan Rather, Capo di tutti news guys». Die *International Herald Tribune* wiederum beschrieb den Goldberg-Bestseller als konservativen und unbalancierten «Mehrfronten-Angriff auf prominente TV-Persönlichkeiten»⁴⁸, der nur die Armseligkeit der medienkritischen Debatte in den USA zeige. Dennoch bleibt die Frage, welche Konsequenzen zentrale Orte und Milieus für das Bewusstsein, den Habitus und die politischen Netzwerke der gesellschaftlichen Eliten haben, ein wichtiges Forschungsthema – gerade für die im Moment noch eher konturierte denn ausgeprägte «Berliner Republik» mit ihren neuen Verständigungs- und Konkurrenzmustern zwischen Politik und Publizistik.

Einige Thesen zum Szenenwechsel der Elitepublizistik lassen sich, vor den erforderlichen, breiter angelegten empirischen Studien, schon jetzt vermitteln. *Erstens* beobachten wir bei der fortgesetzten personellen Schwächung des eigentlichen politischen Systems einen generellen Bedeutungszuwachs der medialen Führungsschichten. Dies könnte zu einer verstärkten Einbindung publizistischer Kader in die «politische Politik» führen, bzw. zu einer neuen Beweglichkeit der politischen Akteure im professionellen massenmedialen Feld. Beispiele für solche Rollenwechsel sind politische Moderatoren auf nationaler Ebene (Michel Friedmann, Lothar Späth) oder politische Mandate von Medienunternehmern (Michael Bloomberg, Silvio Berlusconi).

Zweitens bildet sich ein neuer Publizisten-Typ heraus, der Rollenmuster von Journalismus, Kommunikations-Manager und gesellschaftlicher Prominenz vereint. Dies betrifft vor allem Angehörige der Nach-68er-Generation, also Medienleute, die heute Ende 30, Anfang 40 Jahre alt sind. Paradigmatisch mögen dafür in Deutschland Matthias Döpfner (Springer), Frank Schirrmacher (FAZ) oder Giovanni di Lorenzo (*Tagesspiegel*) stehen. *Drittens* finden wir in dieser

Gruppe eine dichte Elitenkommunikation über herkömmliche politische Standorte hinweg, in der es um publizistische Strategiefragen und professionelle Positionierungen geht. Zwar schreibt Hans Leyendecker, einer der wenigen deutschen Journalisten, die sich kontinuierlich um die Reflexion des eigenen Berufsfeldes kümmern, anlässlich der Spendenaffäre um den Ex-Bundeskanzler Helmut Kohl: «Selbstgefällige Kommentierungen, denen zufolge es keine Lager mehr in der Medienlandschaft gebe und dass konservative wie liberale Blätter gleichermaßen an einer umfassenden Aufklärung interessiert seien, waren naiv».⁴⁹ Die publizistischen Lager – Springer-Presse und *FAZ* hier, die klassische linksliberale Fraktion mit *Süddeutscher Zeitung*, *Spiegel*, *Zeit* usw. da – seien intakt. Dennoch hält sich die Elitepublizistik heute vorzugsweise in der neuen Mitte auf, und politisch-publizistische «Lager» erscheinen häufig simuliert, damit für eine bestimmte Klientel noch eine hergebrachte politische Identität jenseits der pragmatischen Stückwerks-Arbeit vorgezeigt werden kann. Die Durchlässigkeit der jeweiligen Terrain-Grenzen, die Transfermöglichkeiten von der einen zur anderen publizistischen Institution sind unzweifelhaft gestiegen.

Viertens wirkt die Ökonomisierung der Medienpolitik auf die strategische Orientierung der reflexiven, medienkritischen Berichterstattung selbst ein. Da öffentliche wie unternehmerische Medienpolitik heute unmittelbar im Zusammenhang ökonomischer Verwertungsinteressen steht, ist die Berichterstattung der Medienunternehmen übereinander oder zu aktuellen medienpolitischen Vorgängen mehr denn je von konkreten Eigeninteressen geprägt. Darüber kann auch die formale Professionalisierung von «Medienseiten» in den meinungsführenden Tageszeitungen nicht hinwegtäuschen. Das eine Unternehmen mag hier liberaler verfahren als das andere, aber prinzipiell muss der Leser decodieren können, wer was warum und vor allem zu welchem Zeitpunkt schreibt. Auch hier sind Chefredakteure und Ressortleiter in die Interessensphäre ihrer Verlage und Konzerne noch komplexer eingebunden als in den Zeiten durchsichtiger Kampagnen etwa des Springer-Konzerns gegen den öffentlich-rechtlichen Rundfunk. *Fünftens* schliesslich muss gefragt werden, mit welcher demokratischen Legitimation der Machtzuwachs der publizistischen Entscheider verbunden ist. Es könnte sich um eine neue *Elite*

ohne Bewusstsein handeln, die von der medientechnologischen Entwicklung und der Auszehrung der traditionellen politischen Klasse profitiert, ohne sich mit ihrer eigenen historischen, sozialen und kulturellen Verortung auseinander setzen zu müssen.⁵⁰ Welche Gefahren für Volkswirtschaft und lebendige Demokratie sich aus der selbstbezüglichen und mit ökonomischen Interessen der Medienindustrie verflochtenen Elitepublizistik ergeben können, haben die besinnungslosen Heilsgesänge zur «New Economy» bewiesen, als Unternehmen der Medien- und Telekommunikationsbranche, Wirtschaftsjournalisten, Unternehmensberater und Bankanalysten gemeinsam und blind in eine irrationale und chiliastische Verzückerung gerieten. Fraglich ist auch, ob der wohligh im spätbürgerlichen Zentrismus eingerichtete Prestige-Journalismus die Entfremdung breiter Bevölkerungsschichten von den formaldemokratischen Ritualen überhaupt mitbekommt. Seit geraumer Zeit scheinen ihm selbstbezügliche Feuilleton-Scharmützel und medienwirtschaftliche Positionskämpfe wichtiger als die nüchterne Bestandsaufnahme der gesellschaftlichen Realität.⁵¹

In den nachfolgenden Essays und Studien wird die Nachkriegs-Realität der bundesdeutschen *prestige papers* untersucht, wobei die Autoren jeweils unterschiedliche personenbezogene und inhaltliche Schwerpunkte gewählt haben. Dies hängt auch mit der Forschungslage zu den jeweils einzelnen Blättern zusammen; allzu Evidentes sollte nicht noch einmal wiederholt werden. Zusammen genommen, ergeben die Texte ein Bild von der Vergangenheitspolitik des westdeutschen Prestige-Journalismus. Für die *Welt* liegt bereits eine umfangreiche Monographie vor, die jüngst noch einmal um eine Untersuchung zum Springer-Verlag ergänzt wurde.⁵² Wir haben daher für diesen Band eine Analyse des Verhältnisses von Axel Springer und Hans Zehrer ausgewählt, die Michael Jürgs in seiner Springer-Biographie erarbeitet und noch einmal ergänzt hat. Zudem skizziert Uwe Kammann den «Fall Höfer», einzigartig und paradigmatisch zugleich für eine verspätete vergangenheitspolitische Abrechnung, für die plötzliche «Abkehr vom Kollegenrabatt»⁵³. Michael Wildts Exkurs über den SD-Offizier Hans Rössner als Lektor Hannah Arendts beim Piper-Verlag weist über den engeren Rahmen der Journalistik

hinaus, zeigt aber, wie sehr auch die publizistische und intellektuelle Sphäre des NS-Staates von SS-Institutionen geprägt war. Die jüngere SS-Intelligenz, bis 1945 vor allem im «Sicherheitsdienst des Reichsführers SS» (SD) organisiert oder zumindest eng damit verknüpft, fand in der Bundesrepublik in der Publizistik, in Unternehmensberatung und Marketing, in der Werbung und in halbstaatlichen Bildungsinstitutionen neue Entfaltungsmöglichkeiten. Viele Journalisten in den «grossen Zeitungen» wussten davon, je nach Temperament und eigener Verstrickung munkelte oder schwieg man darüber ebenso, wie man Journalisten-Kollegen mit eindeutiger NS-Vergangenheit nicht nachhaltig behelligte.⁵⁴ Zu glauben, dass sich dieses Verhalten auf eine bestimmte Epoche des Journalismus in Deutschland eingrenzen liesse, wäre ein grosser Irrtum.

Friedemann Siering

Zeitung für Deutschland

Die Gründergeneration der «Frankfurter Allgemeinen»

Mit Pauken und Trompeten zieht am 1. November 1949 eine kuriose Karawane zur Frankfurter Hauptwache. Vorne ein Pferdegespann, dann Maulesel und ein Kamel, Leihgaben des örtlichen Zoos. Junge Frauen in blauen Kleidern verteilen Zeitungen an die Passanten: die erste, 16-seitige Nummer der *Frankfurter Allgemeinen*. Per Lautsprecher wird zum Abonnement aufgerufen, Flugschriften verkünden: «Das grosse Frankfurter Blatt, über das in den letzten Wochen so viele Gerüchte im Umlauf waren, ist da!»¹

Die neue Zeitung nennt sich im Untertitel *Zeitung für Deutschland* und signalisiert damit hohe nationalpolitische Ansprüche. Im programmatischen Aufmacher der Erstausgabe heisst es: «Wir möchten in einer Zeit, in der die Freiheit keineswegs allein durch die Diktatoren, sondern ebenso durch Vermassung, durch Trägheit und Unduldsamkeit bedroht ist, das lebendige Gefühl für dieses kostbarste aller irdischen Güter entfachen. Das gilt für die einzelnen Menschen wie für unser Land.» Die *Frankfurter Allgemeine* verabscheue den Chauvinismus und stelle nicht die Nation über die Menschheit. «Aber wir lieben ebenso wenig die unwürdige Rolle der nationalen Unfreiheit. Gerade weil wir uns als Europäer empfinden, möchten wir nicht, dass ein einziges Land, nämlich das unsere, in die europäische Gemeinschaft als ein Mitglied minderen Rechts trete. Von den grossen Idealen der Freiheit und Gerechtigkeit, denen unsere Arbeit dienen soll, darf Deutschland nicht ausgeschlossen bleiben. Wir hoffen, einiges dazu tun zu können. Deutschland hat keinen Aussenminister. Seine Stimme dringt nur schwach nach draussen. Hier möchte dieses Blatt einsetzen; es will eine Stimme Deutschlands in der Welt sein.»²

Diese pathetisch vorgetragenen Ambitionen der bald als offiziös geltenden Zeitung hatte Paul Sethe formuliert, einer der fünf Herausgeber, die als eine Art kollektive Chefredaktion den politischen Kurs der Zeitung bestimmten.³ Sethe, zugleich Chef des Politikressorts,

war die zentrale Figur in der Redaktion und in den ersten Jahren der produktivste Meinungsautor der Zeitung. Allein im November 1949 stammten mehr als die Hälfte der Leitartikel und Kommentare auf der ersten Seite von dem Mann, den der Pariser *Le Monde* schon bald den «bien connu Paul Sethe» nannte.⁴

Sethes berühmtester, noch heute zitierter Satz stand jedoch nicht in der *FAZ*, sondern 1965, zwei Jahre vor seinem Tod, in einem Leserbrief an den *Spiegel*: «Pressefreiheit ist die Freiheit von 200 reichen Leuten, ihre Meinung zu verbreiten.»⁵ Die Sentenz, geschrieben in der Diktion linker Kapitalismuskritik, basierte primär auf seinen Erfahrungen bei der *FAZ*. Dort war Sethe bereits 1955 abgesetzt worden. Die Mehrheit seiner Herausgeber-Kollegen hatte befunden, Sethes Attacken gegen Adenauers Politik der Stärke und der forcierten Westintegration, Sethes ständige Mahnungen, der Sowjetunion einen Preis für die Wiedervereinigung zu zahlen, seien nicht mehr hinzunehmen. Auch aus Unternehmerkreisen, die an der Finanzierung der Zeitung beteiligt waren, und aus dem Kanzleramt hatte es heftige Kritik an dem eigenwilligen Journalisten gegeben.⁶

Der «wortgewaltigste Adenauer-Opponent» (Kurt Becker 1967 in der *Zeit*) war indes alles andere als ein Linker. Er war ein nationalliberaler Konservativer, der einst Adolf Hitler als «Einiger der Nation» gefeiert und in schillernden Farben die Eroberungsfeldzüge der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg beschrieben hatte.

Paul Sethe und der Geist von Potsdam. Schon Sethes frühe journalistische Texte aus der Zeit der Weimarer Republik dokumentierten einen Hang zu nationalistischen Argumentationsmustern. 1901 als Sohn eines Gastwirts und Bismarck-Verehrers in einem Bochumer Arbeiterviertel geboren, war Sethe nach einigen Semestern Geschichte, Deutsch und Kunstgeschichte an den Universitäten Münster und Bonn mit 23 Jahren verantwortlicher Schriftleiter des rheinischen Provinzblattes *Ohligser Anzeiger* geworden. Der junge Leitartikler focht mit Vehemenz gegen die «Knechtung von Versailles». Die importierte «westierische Demokratie» lasse Deutschland «ständig zwischen der Herrschaft des Grosskapitals und des Pöbels» schwanken. «Wir wollen die Demokratie preussischer Prägung, der einzigen, die auf diesem Boden Berechtigung hat. Sie will Herrschaft aus dem Volke und im Vertrauen des Volkes, aber sie will darum nicht weniger Führung.»⁷ Sethe beschwor den «Geist von Potsdam»,

rühmte «die freiwillige Unterordnung unter das Staatswohl, die Zucht und den Opfermut».⁸

Der *Ohligser Anzeiger* machte sich «für deutsches Wesen und deutsche Art» stark, propagierte eine bürgerliche Sammlungspolitik und pries «die lautere Vaterlandsliebe Rathenaus wie Ludendorffs».⁹ Unverkennbar war – zumindest in den zwanziger Jahren – eine Nähe zur nationalliberalen Deutschen Volkspartei (DVP). Als DVP-Aussenminister Gustav Stresemann im April 1926 den deutsch-sowjetischen Freundschafts- und Neutralitätsvertrag («Berliner Vertrag») unterzeichnete, applaudierte der *Ohligser Anzeiger*. Der «tiefe Zwang weltgeschichtlichen Müssens», so raunte Sethe, dränge Deutschland und Russland zueinander. Mit Russland aber ein Bündnis einzugehen, «wäre heute politischer Selbstmord». Stresemanns Position – «Keine Option für West oder Ost» – stimmte Sethe ausdrücklich zu.¹⁰ Für ihn waren die «asiatische Barbarei Moskaus und die verlogene Zivilisation des Westens sittlich gleich minderwertig».¹¹

Eine besonders tiefe Abneigung hegte der deutschtümelnde Redakteur gegen die Sozialdemokratie, deren aussenpolitisches Ideal er als «freiwillige Unterwerfung und militärische Ohnmacht» geisselte. Sethe glaubte: «Auch das Proletariat unterliegt dem Zwang wirtschaftlichen und blutsmässigem Müssens, das es in die Nation treibt.» Niemand habe mehr Grund, national zu sein, als der deutsche Arbeiter. Hier folgte er den Anschauungen von August Winnig, einem Exponenten der «Konservativen Revolution».¹²

Den rabiaten Antisemitismus der Nationalsozialisten lehnte Sethe strikt ab. 1929 warf er den Nazis vor, «den Namen des Deutschtums» geschändet zu haben «durch jene entsetzliche und auch in Ohligs gehörte Aufforderung, anderthalb Millionen deutsche Juden an einem Tage an den Laternenpfahl zu hängen.»¹³ Die örtlichen Hitler-Anhänger ihrererseits sandten «anonyme Schmähreden» an den jungen Redakteur.¹⁴ Auch in der folgenden Zeit hielt der Konflikt mit der braunen Parteibasis an, wie einem privaten Brief Sethes vom Juni 1932 zu entnehmen ist:

«In einer öffentlichen Versammlung der Nationalsozialisten wurde neulich über mich erklärt (der ich marxistischer Ideologie gewiss nicht verdächtig bin), man werde mit mir im Dritten Reich viel humaner verfahren, als ich es verdiene: wenn ich erst einmal drei Jahre im Steinbruch gearbeitet hätte, würde ich meinen Objektivitätsfim-

mel wohl schon loswerden. Von diesem meinem privaten Schicksal würde ich nicht sprechen, wenn es mir nicht bezeichnend erschiene für die gesamte Lage unserer Provinzpresse. (...) Vorläufig brauchen wir nur zu verschweigen, was wir denken; wie lange wird es dauern, bis man im ‚totalen Staat‘ von uns verlangen wird, das Gegenteil von dem zu schreiben, was wir denken?«¹⁵

Sethe gehörte allerdings zu denen, die seit den Septemberwahlen von 1930 immer wieder eine Einbindung der NSDAP in die Regierungsverantwortung gefordert hatten: «Die Heranführung der Nationalsozialisten an die Macht und damit an die Verantwortung war eine staatspolitische Notwendigkeit, seitdem sie mit 107 Abgeordneten in den Reichstag zogen», schrieb er im August 1932, in der chaotischen Endphase der Weimarer Republik. Sethe unterschied mittlerweile zwischen den Radau-Nazis in den Volksversammlungen und der Führungsriege um Hitler, dem er Verdienste um den «seelischen Aufbruch der Nation» bescheinigte.¹⁶

Nachdem Hitler schliesslich Kanzler geworden war, verfasste Sethe am 20. April 1933 eine Geburtstagshymne auf den «Wiedererwecker der deutschen Seele». Adolf Hitler sei «der grosse Einiger der Nation geworden, auf den die Besten unter uns lange vergebens gewartet haben». Was auch immer die Regierung noch beschliessen möge: schon durch den Zusammenschluss des Volkes «zu einer wahrhaften Schicksalsgemeinschaft hat sich Hitler den Ehrenplatz in der Ruhmeshalle unseres Volkes gesichert.»¹⁷ Eingriffe des neuen Staates in die Pressefreiheit mochte Sethe bei allem nationalen Überschwang jedoch weiterhin nicht wortlos hinnehmen. Preussentum, so argumentierte er, sei nicht nur Gehorsam, sondern auch Freiheit. Erst aus der Verbindung von beidem erwachse «der Staat der Zukunft, die Wiedergeburt germanischen Wesens».¹⁸

Ende 1933 verliess Sethe das Lokalblatt, denn die *Frankfurter Zeitung* hatte ihm eine Stelle angeboten¹⁹. In seinem letzten Ohligser Leitartikel bekannte der scheidende Redakteur: Er habe früher «andere und in manchem Punkt irrige Anschauungen über den Nationalsozialismus gehabt als heute» und sei «erst allmählich durch die *Taten* Adolf Hitlers» bekehrt worden.²⁰

Die *Frankfurter Zeitung*, das Weltblatt am Main, für das Sethe von nun an schrieb, war nach ein paar Wochen couragierter Kritik

im Frühjahr 1933 auf einen Kurs vorsichtiger Distanz eingeschwenkt.²¹ Am 1. Januar 1934 trat das «Schriftleitergesetz» in Kraft, Journalisten jüdischer Herkunft mussten nach und nach die FZ-Redaktion verlassen. Sethe war einer der rund 40 Redakteure, die bis 1939 neu verpflichtet wurden.²² Der kantige Westfale mit dem Kalabreserhut gehörte zum rechten Flügel der einst linksliberalen Traditionszeitung, und in vielen seiner Artikel loderte nach wie vor das nationale Feuer.

Die Rolle der *Frankfurter Zeitung* im Dritten Reich war ambivalent. Vor allem im Feuilleton lassen sich Beispiele von Camouflage und Resistenz finden. Dem Blatt sei wie ganz Deutschland «der Bereich der Freiheit täglich gedrosselt» worden, so notierte im Nachhinein Benno Reifenberg, der feinsinnige langjährige Leiter der Redaktionskonferenz. «Was aber, so lange sie überhaupt erschien, nicht verändert werden konnte, das war eben ihre eigene Sprache, ihre Diktion, die sich unweigerlich von der des Dritten Reiches abhob.» Die Zeitung sei von der Leserschaft «bis zum letzten Tag als oppositionelles Blatt auf gefasst worden».²³

Andererseits waren Auslandsverbreitung und Renommé der Zeitung vom NS-Regime instrumentalisiert worden. Alfred Ingemar Berndt, Ministerialrat im Propagandaministerium, klärte 1936 Standartenführer Werner Best (Geheimes Staatspolizeiamt) auf: «Die Schreibweise der *Frankfurter Zeitung* ist absichtlich so gehalten, dass sie im Auslande als oppositionell angehaucht gilt, da sie das einzige Blatt ist, mit dessen Hilfe wir mancherlei lancieren können und auch schon lanciert haben. Zur Erfüllung dieser Aufgabe muss man ihr schon eine gewisse Freiheit lassen. Wenn es zu bunt wird, schreiben wir jedes Mal ein.»²⁴

Sethe, der dem ausenpolitischen Ressort angehörte, war mit Beginn des Zweiten Weltkriegs wichtigster militärpolitischer Kommentator der *FZ* geworden. Unter dem Eindruck schneller Eroberungen liess er sich zu Schlachtengesängen hinreissen, wie sie ähnlich auch in NS-Zeitungen zu finden waren. Am 10. April 1940, nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf das neutrale Dänemark, formulierte Sethe: «Die wahrhaft löwenartige Entschlossenheit, mit der Englands Neutralitätsbruch beantwortet wurde, entspricht den grossartigen Überlieferungen des deutschen Soldaten, wie sie dem Geist des nationalsozialistischen Staates entspricht.»²⁵

Wenige Tage später, es war wieder der 20. April, also Hitlers Geburtstag, rühmte Sethe abermals den «Führer des Reiches». Die Eloge endete mit den Worten: «Wer glaubt, dass sich die Geschichte nun endlich des Wahnwitzes von Versailles ganz entledigen will und dass sie den Deutschen einen anderen Platz in der Welt bestimmt hat, als den der Zerrissenheit und des Fronens für die anderen, der muss auch an den Sieg des Reiches in dem gegenwärtigen Kampfe glauben. Die Nation tut es mit stolzer Zuversicht. Sie darf es, weil sie in dem Wirken des Mannes an ihrer Spitze die Kräfte walten sieht, die mächtig sind wie das Schicksal selbst.»²⁶

Erich Welter, der letzte stellvertretende Chefredakteur der FZ und später ebenfalls einer der Gründerväter der *Frankfurter Allgemeinen*, hat nach dem Krieg erklärt, dass einige der FZ-Redakteure damals die undankbare Aufgabe übernommen hätten, «reichliche Verpackung» für die «Nadelspitzen» der Zeitung zu liefern. Publizistische Distanz zum Regime habe die FZ nur halten können, «wenn Kompensation in Gestalt von besänftigenden Artikeln geboten wurde». Als Beispiel nannte Welter die Artikel in der FZ zum Führer-Geburtstag, «die zu schreiben auf unser inständiges Bitten hin sich gerade die schärfsten Verächter des Regimes aus purer Kollegialität hergegeben haben».²⁷

Es fällt indes schwer, im Fall des emphatisch zu Werke gehenden Sethe an einen Akt der reinen Kompensation zu glauben. Hitlers aussenpolitischer und militärischer Erfolg faszinierte den Journalisten, der so inständig eine Revision von Versailles ersehnt hatte.

Sethe reiste mehrfach als Berichterstatter für seine Zeitung an die Schauplätze der Eroberungsfeldzüge. Im Juni 1941 war er auf Kreta («An den Masten der Flugplätze weht die Reichskriegsflagge. Von ihren leuchtenden Farben strahlte seit der Schlacht auf Kreta von neuem ein Glanz, der dauern wird bis in die Jahrhunderte.»²⁸), bald darauf als Angehöriger der Berichterstaffel im Oberkommando des Heeres an der Ostfront. Aus Lemberg berichtete er über das «Schreckensregiment der Sowjets», über die «grausame Marterung und Ermordung von Ukrainern», von Leichenbergen im Gefängniskeller. «Wer diesen Anblick einmal gesehen hat, braucht keine Belehrung mehr darüber, was Bolschewismus heisst.» Der Text endete mit dem Schlachtruf: «Vorwärts, nach Osten zu.»²⁹

Nach den Erinnerungen des FZ-Kollegen Robert Haerdter, der sich gelegentlich über den «Militärfimmel» Sethes lustig machte, kam der Kriegsberichter dann aber «total niedergeschlagen und kaputt» vom Einsatz im Osten zurück. Sethe habe Plätze und Opfer deutscher Gräueltaten im Osten gesehen. Haerdter: «Wenn jemand bei uns noch daran gezweifelt haben sollte, so war es jetzt unmöglich.»³⁰

Im Winter 1941/1942 blieb der Feldzug gegen die Sowjetunion stecken. Von da an waren Durchhalteparolen gefragt. Sethe, nach Frankfurt zurückgekehrt, lieferte das Gewünschte, jedoch nicht immer zur Zufriedenheit des Propagandaministeriums. Am 3. September 1942 tat Sethe kund, dass die «brausende Fahrt der deutschen Panzerwagen» einmal auch im Osten ihr Ziel erreicht haben werde. Und wenn eines Tages der Donner der Geschütze ganz verstummt sei, werde die Erde verwandelt sein. «Neue Reiche werden an die Stelle alter und verfallener treten, eine neue politische Gesinnung wird innerhalb der Völker dem staatlichen und geistigen Leben das Gepräge geben.» Jeder wisse aber auch, dass das Mass an bürgerlicher Freiheit, so wie es die Welt von Bildung und Besitz im neunzehnten Jahrhundert entwickelt habe, geringer sein werde als früher. «Mit der alten Welt der bürgerlichen Freiheit wird auch manches echte Gut versinken.»³¹

Das fand Erich Fischer, Abteilungschef im Goebbels-Ministerium, nun gar nicht. In der Reichspressekonferenz empörte er sich über die Schreibung Sethes: «Diese bürgerlichen Freiheiten haben wir als Hemmungslosigkeit bezeichnet und gekennzeichnet.» Sie seien auf die «Kosten anderer Volksschichten und auf Kosten der Gemeinschaft» gegangen.³²

Ein halbes Jahr nach der Kapitulation vor Stalingrad, im August 1943, wurde die *Frankfurter Zeitung* verboten. Max Amann, NS-Reichsleiter für die Presse, gab die Devise aus, die «journalistisch-technischen Fähigkeiten» der FZ-Redakteure mit der «weltanschaulichen Zuverlässigkeit» der Redaktion des *Völkischen Beobachters* zu «kreuzen».³³ Zwölf FZ-Journalisten wurden beim VB dienstverpflichtet, darunter Sethe.³⁴

Für ein paar Monate amtierte er noch als Chefredakteur der Lokalzeitung *Frankfurter Anzeiger*, dann wechselte er im Frühjahr 1944 in die Berliner Redaktion des *Völkischen Beobachters*.³⁵

Im Umfeld des zumeist rüden Jargons im «Kampfblatt der natio-

nalsozialistischen Bewegung Grossdeutschlands» wirkten seine Artikel – auch wenn sie weiterhin die Überlegenheit der deutschen Wehrmacht feierten – vergleichsweise sachlich. Nun tauchten Passagen auf, die vom üblichen Tenor der NS-Pressepropaganda ganz auffällig abwichen. In einem Leitartikel über die Kriegsstrategie Eisenhowers hiess es zum Beispiel: «Werden wir im Eifer der Auseinandersetzung ungerecht gegenüber Eisenhower? Wir versuchen zumindest, es nicht zu sein. Er hat auch in diesem Kriege bedeutende Leistungen aufzuweisen.»³⁶

Fritz Sänger, Berlin-Korrespondent der *Frankfurter Zeitung*, hat nach dem Krieg in einem Entlastungsschreiben erklärt: «Ich habe als Vertreter der *Frankfurter Zeitung* oft Rügen wegen der militärischen Berichterstattung Sethes einstecken müssen. Sethe hat sich in seiner objektiven Darstellung oder in seinem Bemühen, objektiv zu sein, auch im *VB* nicht geändert. Die Berliner Korrespondenten der *Neuen Zürcher Zeitung* haben die Kommentare Sethes häufig zur Grundlage ihrer eigenen Darstellung der militärischen Lage genommen und haben wiederholt geäussert, dass sie es nicht verstünden, dass der *VB* solche Darstellungen bringe. Es kann von vielen bezeugt werden, dass die Kommentare Sethes, die im *VB* erschienen, in der Pressekonferenz der Reichsregierung als nicht mehr erträglich gegütigt wurden.»³⁷

Während der ersten Monate seiner Dienstverpflichtung als *VB*-Militärexperte in Berlin hatte sich Sethe regelmässig mit Fritz Bartsch zum Abendessen im Nobelhotel Esplanade getroffen. Bartsch, ebenfalls ein ehemaliger *FZ*-Mann³⁸, stand in Kontakt mit dem konservativ-nationalen Leipziger Ex-Bürgermeister Carl Goerdeler, einem der Köpfe der Widerstandsbewegung des 20. Juli 1944. Goerdeler hatte vor, Sethe nach einem geglückten Umsturz zum Chefredakteur der Wochenzeitung *Das Reich* zu machen. Offenbar plante er damals, das nationalsozialistische Renommierblatt zum Organ einer von ihm geführten Regierung umzufunktionieren.³⁹ Doch davon sollte Sethe erst ein Jahr nach dem gescheiterten Umsturz erfahren.

Vorerst blieb er noch in Berlin. Als aber im Frühjahr 1945 die russischen Truppen der Kapitale des Dritten Reiches immer näherkamen, besorgte er sich einen gefälschten Passierschein und stieg am Anhalter Bahnhof in einen der unregelmässig verkehrenden Züge Richtung Westen. Zwischenstation war zunächst Obisfelde in

der Altmark. Dort wurde Sethe mehrfach vom CIC, dem Geheimdienst der US Army, verhört, konnte dann aber unbehelligt weiter reisen ins Sauerland. Auf dem Bauernhof seiner Schwiegereltern verdingte er sich als Holzarbeiter und half «mit mehr gutem Willen als Geschick, die deutsche Erde umbuddeln».⁴⁰

Die Rückkehr in den Journalismus gelang Sethe erst im März 1946. Ein erster Versuch, in Düsseldorf Redakteur zu werden, war im Herbst 1945 am Einspruch der britischen Militärregierung gescheitert. Die Briten akzeptierten zwar, dass die Tätigkeit für den *Völkischen Beobachter* erzwungen war. Doch sie erklärten, niemanden anstellen zu können, dessen Vermögen beschlagnahmt sei. Sethe erläuterte einer Kollegin die Hintergründe: Das Gesetz 52 der Militärregierung sehe vor, dass das Vermögen von Redakteuren aller Zeitungen, die der NSDAP gehörten oder von ihr kontrolliert wurden (die *Frankfurter Zeitung* war seit 1939 im Besitz des parteieigenen Eher-Konzerns), zu sperren sei. Während andere ehemalige FZ-Redakteure erfolgreich beschlossen, das Gesetz einfach zu ignorieren, durfte Sethe lediglich 300 Mark monatlich «von der Kasse holen».⁴¹

Anfang 1946 bot ihm die *Zeit* die Stelle eines innenpolitischen Redakteurs an. Doch diesen «an sich verlockenden Posten» in Hamburg lehnte Sethe lieber ab: «Er ist zu gross.» Sethe fürchtete offenbar, sich zu sehr zu exponieren. Stattdessen ging er als Umbruchredakteur zur CDU-nahen *Rheinischen Post* nach Düsseldorf.⁴² Der britische Pressestab setzte sich dort dafür ein, die Beschlagnahmung von Sethes Vermögen aufzuheben. Doch schon nach wenigen Wochen beendete er die Episode bei dem CDU-Blatt: «Die Abhängigkeit macht einen unabhängigen Menschen nervös; erst recht aber, wenn man der Partei so kühl gegenübersteht wie ich. Ich denke immer noch, ich werde sie wählen; aber damit sollen die Beziehungen auch erschöpft sein.»⁴³ Sethe hatte sich «nach schrecklich vielen Zweifeln» zwar entschlossen, «den Christlichen Demokraten zu folgen». Dennoch war er «begeistert von Schumacher», dem SPD-Chef mit der nationalen Rhetorik.⁴⁴

Nächste Station war die *Badische Zeitung* in Freiburg, wo sich um Oskar Stark ein Teil der ehemaligen FZ-Redakteure versammelt hatte. Doch auch in Freiburg hielt es Sethe nicht lange aus. Im Frühjahr 1948 wechselte er nach Mainz, wo Ende November 1946 die *Allgemeine Zeitung und Wirtschaftsblatt* auf den Markt gekommen

war. Die *Allgemeine Zeitung* sollte nach dem Willen der französischen Besatzungsmacht Interpretin «deutscher Belange» dem Ausland gegenüber sein, und das bedeutete: In einer Liga spielen mit *Le Monde* oder der *Times*. Als Vorbild schwebte dem zuständigen französischen Presseoffizier, Commandant Edouard Hemmele, die alte *Frankfurter Zeitung* vor.⁴⁵

Chefredakteur der überregionalen Hauptausgabe der *Allgemeinen Zeitung* (und der Regionalausgabe gleichen Namens) war Erich Dombrowski, in den zwanziger Jahren stellvertretender Chefredakteur des linksliberalen *Berliner Tageblatts*. Um die Hauptausgabe der *Allgemeinen Zeitung* zu einem Blatt von Format zu machen, bemühten sich Dombrowski und Verleger Adolf Fraund, das Redaktionspersonal aufzustocken und Spitzen-Journalisten nach Mainz zu locken – zumal die AZ am 1. April 1948 als erste deutsche Zeitung nach dem Krieg sechsmal wöchentlich erschien. Das war auch der Tag, an dem Sethe seinen neuen Posten als Politikchef in Mainz antrat. In einer Anekdote ist überliefert, dass er im gefärbten, aus den Nähten platzenden Uniformrock zur Arbeit kam. Die Redakteure sassen auf Gartenstühlen vor klappernden Schreibmaschinen. Und das vom Krieg lädierte Haus schwankte, wenn im Stockwerk tiefer die Schnellpressen liefen.⁴⁶

Sethe schrieb bald wieder unter seinem vollen Namen. Die Mainzer Spruchkammer entschied zügig, dass er vom Gesetz zur politischen Säuberung nicht betroffen war. Er hatte weder der NSDAP noch einer ihrer Unterorganisationen angehört.⁴⁷

Der Journalist als Manager: Erich Welter. Paul Sethe hatte sich auf Anraten des einstigen FZ-Kollegen Erich Welter bei der *Allgemeinen Zeitung* verpflichten lassen. Ihn hielt er für einen der «glänzendsten Journalisten Deutschlands», von dem man «unendlich viel lernen kann».⁴⁸ Und schon wenige Wochen nach Sethes Engagement in Mainz wurde auch Welter offiziell als «beratender, ständiger Mitarbeiter» der AZ unter Vertrag genommen. In der Vereinbarung mit dem Journalisten und Ökonomeprofessor hiess es, er werde Verlag und Redaktion bei dem beabsichtigten weiteren Ausbau der *Allgemeinen Zeitung* zu einem «grossen massgebenden deutschen Blatt» in jeder Weise behilflich sein.⁴⁹

Welter und Sethe galten seit ihrer gemeinsamen Zeit bei der *Frankfurter Zeitung* als Vertraute; beide hatten dort zum rechten Flügel der Redaktion gezählt. Jetzt, Mitte 1948, war das Duo beruflich

wieder vereint. Welter, ein Mann mit vielen Verbindungen, und Sethe, ein ungewöhnlich emsiger Schreiber, waren auf Seite der Journalisten die beiden wichtigsten Gründergestalten der *Frankfurter Allgemeinen*, die im folgenden Jahr aus der Hauptausgabe der Mainzer *Allgemeinen* hervorgehen sollte.

Schon bei der *Frankfurter Zeitung* hatte Welter, ein Journalist mit Unternehmerqualitäten, als Manager der Redaktion fungiert. «Er konnte rastlos wirken, verlor sich aber nie in Nebensächlichkeiten», erinnert sich die einstige FZ-Sekretärin Helga Hummerich. «Es ging etwas Zielstrebiges von ihm aus, sein Durchsetzungsvermögen war spürbar. Einfallsreichtum und Arbeitskraft schienen unersättlich, man sah förmlich, wie ihm die Ideen durch den Kopf blitzen, während er sich mit einem Thema beschäftigte.»⁵⁰

Der Spross einer preussischen Beamtenfamilie wurde 1900 im elsässischen Strassburg geboren. Nach dem Abitur in Berlin meldete er sich 1917 freiwillig bei einem Pionier-Bataillon, nahm an der Frühjahrsoffensive des Jahres 1918 teil, schied dann – «weil mir die Offizierslaufbahn durch die Revolution versperrt war» – aus dem Heer aus, um in Berlin Rechts- und Staatswissenschaften zu studieren. 1921 engagierte ihn die *Frankfurter Zeitung* für ihre Berliner Wirtschaftsredaktion, und sechs Jahre später übernahm Welter, der 1922 promoviert hatte, in Frankfurt das volkswirtschaftliche Ressort des Blattes. 1931 habilitierte er sich in Frankfurt und wurde dort Privatdozent.⁵¹ Die journalistische Karriere des Wirtschaftsexperten erreichte ihren vorläufigen Höhepunkt, als Welter im Januar 1933 zum Chefredakteur der *Vossischen Zeitung* in Berlin avancierte, die allerdings schon ein gutes Jahr später eingestellt wurde. Welter ging zurück zur *FZ* und wurde dort stellvertretender Hauptschriftleiter.

Seine Hauptaufgabe sah er in der Verteidigung des Redaktionsbestandes und in der «Abwehr aller nationalsozialistischer Kommissare und Eindringlinge».⁵² Er führte Verhandlungen mit den verschiedenen Instanzen und Funktionären des NS-Regimes, wenn es wegen unliebsamer Artikel wieder einmal brannte. Und er bemühte sich darum, die «aus Rassegründen gefährdeten Redakteure» so lange wie möglich zu schützen.⁵³ Aber der forsche und pragmatische Welter war einigen Kollegen auch suspekt, weil er nach ihrem Geschmack nicht genügend Abstand zum Regime hielt.⁵⁴

Welter war 1939 eingezogen worden, kam 1940 in die Pressestelle des Heeres nach Berlin und wirkte nach dem Frankreichfeldzug als Reserveoffizier an der Herstellung des Films «Sieg im Westen» mit.⁵⁵ Zurückgekehrt nach Frankfurt habe sich der stellvertretende Chefredakteur durch seine «betont sanguinische Haltung» manchen Kollegen entfremdet, so Reifenberg nach dem Krieg. Die Kollegen hätten geglaubt, Welter sei gar nicht imstande einzuschätzen, «welch inneren Kampf die deutsche Lage von jedem Einzelnen erforderte.» Reifenberg bezweifelte im Übrigen, ob man in der Wirtschaftspolitik des Dritten Reiches «echte evolutionäre Elemente» vermuten durfte. Welter, so meinte Reifenberg, «hatte zumindest eine solche Arbeitshypothese».⁵⁶

In Welters wirtschaftspolitischen Artikeln für die FZ, die 1943 in einer Auswahl auch als Buch («Der Weg der deutschen Industrie») erschienen, gab es Passagen wie diese: «Eines freilich verlangt der neue Staat von allen Industriellen: dass sie seinen Parolen mit aller Kraft Folge leisten, und zwar nicht allein, indem sie passiv die gegebenen Anweisungen korrekt befolgen, sondern in dem sie aus eigener Initiative selbstverantwortlich im Sinne der von der Staatsführung gegebenen Direktiven zu handeln streben. Es hängt wohl mit dem Charakter der Deutschen, aber auch mit dem reissenden Schwung der gesetzten Ziele zusammen, dass die deutschen Industriellen von Anfang an den Parolen der Führung mit so viel gutem Willen gefolgt sind.»⁵⁷

Welter selbst tat solche NS-freundlichen Formulierungen später als «Einwickelpapier» ab, in das «kritische Bemerkungen von mir eingekleidet worden waren».⁵⁸ Der Verlag habe 1943 «auf die Herausgabe dieser Sammlung gedrängt, weil er meinte, darin sei ein vom Propagandaministerium und von der Partei schwer angreifbares Plädoyer für das zusammengetragen worden, was wir heute soziale Marktwirtschaft nennen», rechtfertigte sich Welter.⁵⁹

Trotz seines taktischen Geschicks im Umgang mit den NS-Stellen konnte Welter das Verbot der *Frankfurter Zeitung* nicht verhindern.⁶⁰ Anlass war ein Artikel des FZ-Redakteurs Herbert Küsel über Dietrich Eckardt, in dem von der Morphiumsucht des «Dichters der Bewegung» die Rede war. Welter übernahm die Verantwortung für die Veröffentlichung, wurde von der Gestapo verhaftet, kam aber mit Hilfe von Rolf Rienhardt, Stabsleiter des NS-Reichsleiters für die Presse, wieder frei.

Um die Existenz der Zeitung zu sichern, hatte Welter zuletzt sogar noch versucht, dem prominenten NS-Journalisten Hans Schwarz van Berk die Chefredaktion zu offerieren.⁶¹ Der vorgesehenen Dienstverpflichtung beim *Völkischen Beobachter* konnte Welter dann dadurch entgehen, dass ihn Hans Kehrl ins Planungsamt des Rüstungsministeriums von Albert Speer holte.⁶² Noch 1944 wurde der agile Ökonom zum ausserplanmässigen, unbesoldeten Professor der Volkswirtschaftslehre an der Frankfurter Universität ernannt.⁶³

Kaum war der Krieg vorbei, drängte es den robusten Professor und Journalisten zu neuen Taten. An ein Wiedererscheinen der *Frankfurter Zeitung* war vorläufig nicht zu denken. Die für eine Lizenzvergabe zuständigen Offiziere der amerikanischen Pressekontrolle vor Ort hielten die Frankfurter Journalisten, die unter den Nazis weiter geschrieben hatten, für kompromittiert. Gegen eine Wiederkehr der *Frankfurter Zeitung* sprach sich damals auch die Frankfurter SPD aus. Wie Fritz Sängler erfuhr, meinten die Genossen: «Schon die alte *FZ* in der Republik war ein hochkapitalistisches Blatt. Schon sie hat damals keine eindeutige Haltung gezeigt und hat sich nicht kämpferisch vor die Weimarer Verfassung gestellt.» SPD-Mitglied Sängler äusserte Verständnis für solche Vorbehalte. Falls es die Zeitung wieder geben sollte, dann müsse die Redaktion so zusammengesetzt sein, dass eine «Leisetreterei» künftig vermieden werde, meinte er. «Wenn freilich Männer wie Welter wieder in den Laden kämen», so wäre damit «der Anfang dazu getan, wieder wie einst im Mai zu schreiben – schön, aber nicht gut.»⁶⁴ Welters «schwankende politische Haltung kann ich nun einmal nicht vergessen»⁶⁵, erklärte Sängler.

Abneigung schlug Welter auch von Seiten anderer Kollegen entgegen, wie er im Dezember 1945 bei einem Treffen mit Benno Reifenberg erfuhr, der gerade mit einigen Ex-Kollegen von der *Frankfurter Zeitung* die Herausgabe der Freiburger Halbmonatsschrift *Die Gegenwart* vorbereitete. «Reifenberg erklärte mir unaufgefordert, er wünsche meine Mitarbeit nicht», teilte der konsternierte Welter nach der Unterredung seinem journalistischen Ziehvater Albert Oeser mit. Unter Berufung auf einige seiner Mitarbeiter habe sich Reifenberg als Anhänger derjenigen bekannt, «die mich nachträglich zum ‚Nazi‘ stempeln möchten». Reifenberg sei der Meinung, «ich hätte zuguter-

letzt einem Drucke, in die Partei einzutreten, nachgegeben. Seine Vermutung ist nach der Katastrophe von offensichtlich böswilliger Seite mit Begeisterung aufgenommen worden und an allen möglichen Stellen, wenn nicht in verleumderischer Absicht, so mit entsprechender Wirkung, verbreitet worden.»⁶⁶

Der Zwang zur Solidarität, der in den zwölf Jahren der Diktatur die in Wahrheit politisch recht heterogene Männergesellschaft der FZ-Redaktion zusammengeschmiedet hatte, war entfallen. Reifenberg, bestürzt darüber, «dass ich selbst zu Missverstehen beigetragen habe», bemühte sich nach dem Treffen jedoch trotz aller Differenzen darum, den Kontakt nicht abreißen zu lassen.⁶⁷

Unterdessen gelang es Welter, gemeinsam mit dem Verleger Curt Schwab von den Amerikanern eine Lizenz für die in Stuttgart erscheinende *Wirtschafts-Zeitung* zu bekommen. Das von der Industrie finanzierte Blatt war erst drei Wochen auf dem Markt, als Welter «nach einem seltsamen Screening» in Bad Homburg⁶⁸ von den Amerikanern auf die schwarze Liste gesetzt wurde und nicht mehr als Journalist arbeiten durfte. Obwohl sein Fragebogen weiss sei wie Schnee, habe ihn – so Welter – ein früherer Feuilleton-Redakteur der *FZ* in einem Brief an die Militärregierung «dem Sinne nach als Obernazi» bezeichnet.⁶⁹ Welter holte nun Gutachten bei Freunden und Kollegen ein, die ihm wie gewünscht eine antinazistische Haltung in der Hitlerzeit attestierten.

Im April 1947, die Dinge waren noch nicht abschliessend geklärt, kam die «Reclassification» von «black to gray acceptable». Welter informierte Paul Sethe: «Ich habe inzwischen von Information Control Berlin den Bescheid, dass ich von der schwarzen Liste wieder abgesetzt worden bin und dass das gegen mich erlassene Schreibverbot aufgehoben worden ist.»⁷⁰ Noch immer aber, klagte Welter, müsse er «als Halbmensch herumlaufen» und dürfe nicht als Redakteur arbeiten.⁷¹

Nachdem es auch noch Streit mit Schwab um Welters Besitzanteile am Schwab-Verlag gegeben hatte, sah Welter, der schon seit dem Wintersemester 1945 wieder Volkswirtschaft in Frankfurt lehrte, keine Perspektive mehr in Stuttgart. Er orientierte sich nach Mainz. Dort, in der französisch besetzten Zone, wo die Vergangenheit der Herren Journalisten nicht ganz so penibel unter die Lupe genommen wurde, war ihm nicht nur ein Beratervertrag bei der *Allge-*

meinen Zeitung angeboten worden, sondern im Sommer 1948 auch ein Lehrstuhl für Nationalökonomie an der Universität der Stadt.

«**Bitte schön, wer meldet sich?**» – **Die Geldgeber.** Noch in Stuttgart hatte sich bei Welter ein alter Bekannter gemeldet, der bei der Gründung der *Frankfurter Allgemeinen* eine entscheidende Rolle spielen sollte: Otto Klepper (Jg. 1888), bis zu Papens Staatsstreich 1932 letzter preussischer Finanzminister. Der parteilose Politiker «gehörte zu einer verhältnismässig kleinen Gruppe von kämpferischen Demokraten, die in der Endphase der Weimarer Republik Verantwortung trugen», schreibt seine Biografin Astrid von Pufendorf.⁷² Der von Nationalsozialisten und Deutschnationalen gleichermaßen diffamierte Klepper war im Februar 1933 vor den neuen Machthabern aus Deutschland geflüchtet. Über die Exilstationen Finnland, China, USA und Palma de Mallorca kam er 1936 nach Paris. «Monsieur avec les blessures», wie die Nachbarn im ländlichen Vorort Neuilly den von der Gestapo gesuchten Herrn mit dem Schmiss im Gesicht nannten, gründete in Paris zusammen mit anderen Emigranten die Deutsche Freiheitspartei, eine lose Organisation im Kampf gegen Hitler.

In Paris lernte Klepper Babette Gross kennen, damals Lebensgefährtin des «roten Hugenberg» Willi Münzenberg, der seit den zwanziger Jahren für die KPD in Berlin ein Presseimperium aufgebaut hatte.⁷³ Münzenberg kam unter mysteriösen Umständen in der Nähe von Lyon ums Leben. Gross half Klepper, nach Mexiko zu entkommen. Im Frühjahr 1947 kehrten beide gemeinsam nach Deutschland zurück, um sich in Frankfurt niederzulassen.

Otto Klepper, ein kleiner, drahtiger Mann, der in seinem ganzen Auftreten ein Mann des gehobenen Bürgertums war, zählte bald zu den Führungsfiguren der Wirtschaftspolitischen Gesellschaft (Wipog) von 1947. Diese Gesellschaft hatte es sich zum Ziel gesetzt, «eine freie, sozial verpflichtete und in diesem Rahmen verantwortlich denkende und diszipliniert handelnde Wirtschaft aufzubauen», wie es in den Grundsätzen der überparteilichen Organisation hiess. Sie war der Wettbewerbswirtschaft verpflichtet: «Staatliche Planung in Produktion und Verteilung durch unmittelbare Eingriffe in das Wirtschaftsleben als wirtschaftspolitisches Prinzip ist abzulehnen.»⁷⁴

Laut Klaus D. Schulz war diese Gesellschaft Teil des organisatorischen und ideologischen Restrukturierungsprozesses der Unterneh-

mer in der Nachkriegszeit. Es gelang der Wipog, die Führungsgruppen von Industrie, Handwerk, Landwirtschaft der westlichen Zonen mit führenden Personen aus Politik, Medien, Kirche und Wissenschaft zusammenzubringen.⁷⁵ Den Vorsitz übernahm der Frankfurter Anwalt Rudolf Mueller⁷⁶, der über gute Kontakte zu den Amerikanern verfügte. Otto Klepper wurde zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt. Auch Ludwig Erhard sass im siebenköpfigen Vorstand.⁷⁷

Der Wipog lag daran, ihr Gedankengut einem breiteren Publikum bekannt zu machen. Anfang 1948 hatte Otto Klepper bei den Amerikanern einen Lizenzantrag für eine Zeitung in Frankfurt gestellt, beraten von Wipog-Beiratsmitglied Erich Welter.⁷⁸ Doch daraus wurde nichts. Welter, seit dem Tag der Währungsreform in Mainz unter Vertrag, bemühte sich nun um eine Annäherung von *Allgemeiner Zeitung* und Wipog. So empfahl er Sethe, der in Mainz das Politikressort leitete, die Wünsche des ehemaligen preussischen Finanzministers mit Konzilianz zu behandeln, «da wir mit Herrn Klepper gut Zusammenarbeiten wollen».⁷⁹

Ludwig Erhard indessen zählte die *Allgemeine Zeitung* damals nicht zu seiner Lieblingslektüre, wie Welter gegenüber Sethe bedauerte. Immer wieder sei zu hören, dass Erhard die Errichtung einer neuen Zeitung in Frankfurt als notwendig bezeichne. «Es ist nicht sicher, ob aus diesen Projekten etwas wird; noch weniger sicher ist, ob sie reüssieren werden. Gleichwohl wäre eine ‚Marktstörung‘ davon zu befürchten. Ich frage mich aber, warum Herrn Erhard die *Allgemeine Zeitung* nicht genügt? Möglicherweise hängt es damit zusammen, dass seine eigenen Äusserungen bei uns nicht genügend zur Geltung kommen.» Welter legte dem Kollegen nahe, «Erwägungen darüber anzustellen, ob man nicht tatsächlich Äusserungen von Erhard regelmässiger und besser herausbringen sollte. Das Renommé Erhards hat seit dem Inflationsstopp sehr stark zugenommen. Er gilt jetzt auch in Kreisen, die ihm früher sehr skeptisch gegenübergestanden haben, als ein Wundermann.»⁸⁰

Nach der Darstellung des späteren FAZ-Geschäftsführers Werner G. Hoffmann hatte sich Erhard im Frühjahr 1949 darüber beklagt, dass «in den lizenzierten Zeitungen der unternehmerische Gedanke und die Wettbewerbswirtschaft überhaupt nicht zur Sprache komme». Die existierenden Zeitungen seien «alles nur SPD- und KPD-

Zeitungen», habe Erhard behauptet und daher «die Herren der Industrie animiert, ob sie nicht eine Zeitung gründen könnten». ⁸¹

Das nahmen sich insbesondere Klepper und Wipog-Mitglied Alex Haffner zu Herzen. Haffner war seit 1924 Generaldirektor der Schuhfabrik Salamander in Kornwestheim bei Stuttgart. ⁸² Schon seit den frühen vierziger Jahren mit Ludwig Erhard gut bekannt, ⁸³ gehörte er zu denen, die sich nach dem Krieg um eine politische Aktivierung der Unternehmer bemühten. 1947 wurde der Salamander-Chef auf dem Ticket der CDU, deren Ahlener Sozialisierungsprogramm er als «Blödsinn» abtat, in den Wirtschaftsrat des Vereinigten Wirtschaftsgebietes delegiert. Als Vorsitzender des Wirtschaftspolitischen Ausschusses in diesem ersten überzonalen parlamentarischen Gremium engagierte er sich im März 1948 erfolgreich für die Wahl des damals parteilosen Ludwig Erhard zum Direktor der Verwaltung für Wirtschaft ⁸⁴ – eine entscheidende Weichenstellung auf dem Weg Erhards zum «Vater des Wirtschafts Wunders».

Als sich abzeichnete, dass mit der Gründung der Bundesrepublik im September 1949 der alliierte Lizenzzwang für Presseprodukte aufgehoben werden würde, sondierten Klepper und Haffner, welche Möglichkeiten sich in Frankfurt und Umgebung boten. Eine Investition in die bürgerliche *Frankfurter Neue Presse* «bedeutet meines Erachtens fortgeworfenes Geld», befand Klepper. ⁸⁵ Mit der Mannschaft der *Gegenwart* die *Frankfurter Zeitung* wieder zu beleben, war für den Wipog-Vizechef auch nicht sonderlich verlockend. Denn mit diesen Leuten lasse sich «kaum die notwendige Klarheit des politischen und wirtschaftspolitischen Kurses erzielen». ⁸⁶

Was nun die Finanzierung einer weiteren publizistischen Aufrüstung der *Allgemeinen Zeitung* in Mainz angeht, so müssten dort einige Schwierigkeiten überwunden werden. Klepper: «Der Verlag scheut eine massgebliche neue Kapitalbeteiligung, und die Redaktion Einflussnahme.» Doch da konnte Klepper auf Welter setzen, der am 9. Mai 1949, einen Tag vor der überraschenden Entscheidung des Parlamentarischen Rates für Bonn und gegen Frankfurt als vorläufiger Bundeshauptstadt, die Mainzer Verlagsleitung eindringlich warnte: «Bestimmte Kreise ruhen und rasten offenbar nicht, ehe in Frankfurt ein neues Blatt auf die Beine gestellt ist.» Klepper und der

Wipog-Vorsitzende Rudolf Mueller hofften jedoch, «die Neugründung verhindern zu können», wenn sich die *Allgemeine Zeitung* «selbst rechtzeitig als hauptstädtisches Blatt konstituierte».

Welter räumte ein, dass die Zusatzinvestitionen, «die noch erforderlich wären, um dem Blatte zu einer leidlich ausgeglichenen Erfolgsrechnung zu verhelfen, in einem Augenblick von dem Verlag schwer erwartet werden können, in dem die laufenden Zuschüsse schon eine erhebliche Sorge bereiten». Daher stelle sich die Frage, ob nicht Mittel von anderer Seite in Anspruch genommen werden könnten. Mueller und Klepper machten sich «anheischig, sie zu beschaffen». Beide seien von keinem anderen Beweggrund beseelt, als «an der vernünftigen Lösung einer für Deutschland höchst wichtigen publizistischen Aufgabe erforderlichenfalls mitzuwirken». Denn es sei selbstverständlich, dass die *Allgemeine Zeitung* «nicht irgendwelchen fremden Interessen dienstbar gemacht werden soll und darf».⁸⁷

Wie Welter wusste, war das monatliche Defizit der überregionalen Ausgabe der *Allgemeinen Zeitung* kräftig gestiegen, als nach der Währungsreform die Auflage um 60 Prozent auf rund 45'000 Stück absackte.⁸⁸ Die Wipog setzte bald ganz auf die Transformation der *Allgemeinen Zeitung* zu einem Frankfurter Blatt – und bildete aufgrund ihres weit verzweigten Beziehungsnetzes «die Kapitalsammelstelle und den Operationsstab» für das Frankfurter Projekt.⁸⁹ Haffner und Klepper hatten es in die Hand genommen, sich um die Finanzierung zu kümmern.

Um das Startkapital für die Zeitung einzutreiben, lud Haffner für den 17. August 1949 einen Kreis von 15 meist süddeutschen Unternehmern aus der verarbeitenden Industrie, die in der Regel Wipog-Mitglieder waren, nach Kornwestheim ein. Vertreten waren unter anderem die Stuttgarter Konzerne Daimler-Benz und Robert Bosch oder Brown, Boveri & Cie aus Mannheim. Max H. Schmid, einflussreicher Chef der Zellstoff-Fabrik Waldhof in Wiesbaden, den die Amerikaner 16 Monate interniert hatten, weil er im Dritten Reich Aufsichtsratsmitglied der Deutschen Bank gewesen war, schickte seinen Adlatus Werner G. Hoffmann, den Spross einer Görliitzer Zeitungsverlegerfamilie. Schmid hatte bis zuletzt «auf den positiven Ausgang» des Krieges gehofft und besass nun wieder eine ganze Kollektion von Aufsichtsratsmandaten.⁹⁰

«Meine Herren! Wir möchten gern jetzt das Geld aufbringen für den Start einer neuen Frankfurter Zeitung. Und bitte schön, wer meldet sich?» So hat Haffner laut Welter die Sitzung eröffnet. Nach einigem Hin und Her wurden die ersten Zuschüsse in Höhe von 100'000 Mark gezeichnet. Zellstoff Waldhof, Salamander und Bosch waren mit je 25'000 Mark dabei.⁹¹ Vier Wochen später rief Haffner wiederum eine Industriellenrunde in Kornwestheim zusammen, um Geld zu sammeln. Diesmal nahm auch ein Manager der von Bergassessor Friedrich Wilhelm Ziervogel geleiteten Ruhrgas AG (Essen) teil.⁹² Ziervogel fungierte als «Verbindungsmann des Ruhrgebiets» und wurde – wie sich zeigen sollte – neben Haffner und Max H. Schmid der einflussreichste Geldgeber der FAZ.⁹³

Am 28. September schloss die Wipog als «Treuhänder»⁹⁴ der Förderer mit dem Mainzer Zeitungsverlag (MZV) einen Vertrag. Die MZV brachte das Verlagsobjekt *Allgemeine Zeitung* (Hauptausgabe) ein, die Wipog versprach, mindestens 750'000 Mark zur Verfügung zu stellen, um «das alsbaldige Erscheinen einer Tageszeitung unter dem Titel *Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)* zu ermöglichen.» MZV und Wipog errichteten gemeinsam eine Verlags-GmbH, an der die MZV mit 49 Prozent, die Wipog mit 51 Prozent beteiligt war.⁹⁵

Im zwölfköpfigen Verwaltungsrat der FAZ GmbH, der paritätisch von Wipog und MZV besetzt wurde, stellte die Mainzer Seite mit dem MZV-Aufsichtsratschef und Kölner Bankier Ferdinand Rothe den Vorsitzenden. Als Stellvertreter amtierte Otto Klepper, der zugleich zum alleinigen Geschäftsführer der Gesellschaft bestellt wurde – und sich damit quasi selbst kontrollierte.⁹⁶

«**Die Herren aus dem NS-Regime**». Zunächst war es allerdings keineswegs ausgemacht, dass der Ex-Minister Geschäftsführer werden würde. Mitte September, in der Vorbereitungsphase zur Umwandlung der AZ in die FAZ, hatte er gemeinsam mit Erich Welter über die Verlagspersonalien beraten. Welter schlug vor, sich einmal mit den Herren Viktor Muckel und Erwin Finkenzeller zu unterhalten. «Beide haben zwar im vergangenen Regime mitgemacht (sind aber entlastet). Sie verfügen über enorme Erfahrung und Stosskraft.» Ihm schwebte in der Geschäftsführung ein Trio vor: Finkenzeller, Muckel und Babette Gross, Kleppers Lebensgefährtin, die schon

1925 Geschäftsführerin in Münzenbergs Neuem Deutschen Verlag gewesen war.

Welter hatte Finkenzeller in Bayern besucht: «Eine ausgesprochene Kanone. Allerdings glaubt er nur, von der Verlagsleitung aus richtig operieren zu können.»⁹⁷ Klepper zögerte. Er wisse nicht, «ob wir einen Mann des *Völkischen Beobachters* als Vorstandsmitglied nehmen können», antwortete er Welter.⁹⁸ Doch dann fand man eine Lösung, wie Klepper dem gerade in New York weilenden Wipog-Chef Rudolf Mueller mitteilte. «Mit Rücksicht auf das Interventionsrecht der Besatzungskommissare werde ich wohl in den Vorstand delegiert werden müssen. Ich denke mir die Arbeitsteilung so: Muckel Vertrieb und Werbung, Finkenzeller Anzeigen, Frau Gross Gelddisposition und Personalien, ich selbst als Schutzpatron über dem Ganzen.»⁹⁹

Warum sich Klepper auf diese Konstruktion einliess, erläuterte er wenig später einem Vorstandsmitglied der Bremer Stadtwerke, der auf die NS-Belastung von Muckel und Finkenzeller hingewiesen hatte. Beide Herren seien «durchaus anständige Leute» und als Mitläufer in der Berufsausübung nicht beschränkt. «Die Verantwortung für die Verlagsleitung nach aussen trage ich vorläufig allein. Unter dem Gesichtspunkt der Entnazifikation bewertet, reicht meine persönliche conduite, wie ich glaube, aus, um die beiden Herren zu decken. Ein so hartnäckiger Gegner des Nationalsozialismus ich auch gewesen bin, so bin ich andererseits der Meinung, dass wir die Gelegenheit, tüchtige Kräfte, die auf Grund der verfehlt durchgeführten Entnazifikation brach liegen, zu gewinnen nicht versäumen sollten.»¹⁰⁰ Die professionelle Kompetenz der Verlagsexperten Muckel und Finkenzeller wog für Klepper schwerer als deren Vergangenheit im Dritten Reich.

Welche Funktion hatten Finkenzeller und Muckel in der NS-Zeit? Finkenzeller, Jahrgang 1903, trat 1926 in die NSDAP ein. Von 1927 bis 1933 war er Werbeleiter der Anzeigenabteilung im Münchener Zentralverlag der NSDAP Franz Eher Nachf., in dem der *Völkische Beobachter* erschien. 1933/34 fungierte Finkenzeller als Geschäftsführer im Werberat der deutschen Wirtschaft, anschliessend war er bis 1943 Leiter der Ala Anzeigengesellschaft, 1942 zugleich Verlagsleiter der *Deutschen Zeitung* in Norwegen.¹⁰¹

Als Geschäftsführer im Werberat hatte Finkenzeller im November

1933 in einem Vortrag über Presse und Anzeigenwesen angekündigt: Da es dem privaten Unternehmertum nicht gelungen sei, nach dem starken Rückgang des Anzeigengeschäfts infolge der Wirtschaftskrise wieder gesunde Verhältnisse herzustellen, werde der nationalsozialistische Staat die Sache in die Hand nehmen. Zu diesem Zweck habe man den Werberat beauftragt, das Anzeigenwesen «zu säubern und zu organisieren».¹⁰²

1943 wurde Finkenzeller Mitglied der Waffen-SS und trat in die Standarte «Kurt Eggers» ein, die Propagandatruppe der SS. Die Münchener Spruchkammer stufte ihn als Mitläufer ein. Allerdings war die Kammer der Meinung, dass der Betroffene durch seine Beteiligung am Hitlerputsch 1923, die mit dem Blutorden ausgezeichnet worden war, den Nationalsozialismus «mehr als unwesentlich gefördert hat».¹⁰³

Viktor Muckel, 1904 geboren, begann seine Pressekarriere 1926 beim NS-Kampfblatt im Gau Düsseldorf namens *Volksparole*.¹⁰⁴ Nachdem er sein Studium mit einer rechtshistorischen Dissertation zur Pressezensur abgeschlossen hatte, war er von 1932 an Schriftleiter in Rheydt, bei der dort unter dem Namen *Bergischer Beobachter* erscheinenden Lokalausgabe der *Volksparole*.

In einem Rückblick unter der Überschrift «Drei Jahre NS-Presse im Gau Düsseldorf» schrieb Dr. Viktor Muckel am 30. Juni 1933 im *Bergischen Beobachter*. «Der Nationalsozialist war bis vor wenigen Monaten noch verfemt, verlästert, verhöhnt, und an stillen Ecken lauerte auf ihn die rote Pest, bereit, aus feigem Hinterhalt Mordtaten an deutschen Menschen zu begehen. Es gehörte ein Stück Heldentum dazu, in den Anfängen und auch noch in den letzten Monaten Bote der *Volksparole* zu sein. Die rote Pest, aufgewühlt von jüdischen Profitjägern und gelobhudelt von der schwarzroten Journaille, fiel in Massen über einzelgehende Boten her und versuchte, ihnen die *Volksparole*, die die Wahrheit in das deutsche Volk tragen sollte, zu entreissen.» Der Artikel schloss mit der Confessio des promovierten Nationalsozialisten: «Ein Chaos übernahm unser Volkskanzler Adolf Hitler. Er wird aus diesem Chaos wieder ein grosses, einiges und mächtiges Deutschland auf nationalsozialistischer Grundlage aufbauen.»¹⁰⁵

Im Jahr 1935, die *Volksparole* hiess nun *Rheinische Landeszeitung*, wurde Muckel Verlagsdirektor – zunächst gemeinsam mit «Pg. Goebbels», einem Bruder des Reichspropagandaministers.¹⁰⁶

Muckel verschrieb sich der Volkspädagogik durch nationalsozialistische Publizistik. Am 2. April 1936 tat er kund: «Die Zeitung und der Verlag, die Eigentum der Partei sind, sind in diesem Sinne daher keine wirtschaftlichen Unternehmen, sondern ein Instrument zur politischen Erziehung. Die Männer in diesem Verlage fühlen sich stets als politische Soldaten.»¹⁰⁷

1939 war Muckel, der auch als Düsseldorfer Gauamtsleiter seiner Partei fungierte¹⁰⁸, nicht länger nur politischer Soldat – er zog in den Krieg, ging jedoch nach einer Verwundung bald wieder an die Pressefront: Das Verwaltungsamt des Reichsleiters für die Presse der NSDAP hatte 1939 begonnen, in den besetzten Gebieten Zivilzeitungen in deutscher Sprache drucken zu lassen, die im Europa-Verlag, einer Holding-Gesellschaft des Eher-Konzerns, erschienen. Diese Zeitungen erreichten 1943 eine Gesamtauflage von mehr als einer Million Exemplaren täglich.¹⁰⁹ Abnehmer waren vor allem die Wehrmacht, die Besatzungsbehörden sowie deutsche Unternehmen vor Ort.¹¹⁰ Muckel war beauftragt worden, die *Brüsseler Zeitung* (1940) und die *Pariser Zeitung* (1941) zu gründen. 1943 wurde er Direktor der Dechenne Vertriebs AG in Brüssel, Anfang 1945 kehrte er zur *Rheinischen Landeszeitung* nach Düsseldorf zurück.¹¹¹

Nach dem Krieg, so geht die Legende, habe Muckel «in einem Düsseldorfer Hinterhaus inmitten einer trostlosen Trümmerwelt aus geretteten Möbeln und Kunstwerken ein stilvolles Zuhause eingerichtet und dort viele angelockt, die dem Verlust eines kultivierten Milieus nachtrauerten».¹¹² Muckel wurde – ohne Berufsbeschränkung – entnazifiziert.¹¹³ Während Erwin Finkenzeller 1949 mit dem Titel «Direktor» in die Verlagsleitung der *FAZ* eintrat, wirkte Muckel zunächst als «selbstständiger Verlagsberater» mit am Aufbau der Zeitung, stellte sich aber bald «ganz in ihren Dienst».¹¹⁴ Der Mann mit dem ausgeprägten Stilempfinden war es auch, der den langlebigsten Werbeslogan der *FAZ* erfand: «Dahinter steckt immer ein kluger Kopf.»¹¹⁵

Im Dritten Reich zählte Muckel zu den wichtigsten Mitarbeitern von Rolf Rienhardt, bis 1943 Stabsleiter des NS-Zeitungskönigs Max Amann. Rienhardt betrieb vor allem die Überführung bürgerlicher und konfessioneller Blätter in Holding-Gesellschaften des Eher-Imperiums und sorgte massgeblich dafür, dass schliesslich 80 Prozent der deutschen Presse im Besitz der Partei war. Rienhardt galt

als Amanns Architekt der Pressekonzentration im Dritten Reich und dirigierte auch den Aufbau der Auslandszeitungen in den besetzten Gebieten. Nach dem Krieg beriet Rienhardt Erich Welter, unter anderem in Personalfragen. «Sie wissen ja, dass wir ihm mancherlei verdanken, zum Beispiel Herrn Muckel», schrieb Welter an Hans Baumgarten.¹¹⁶

Zuweilen hatte der einstige Organisator der NS-Verlagspolitik auch inhaltliche Ratschläge parat. So regte er etwa eine «Nachprüfung» an, weil die «Grundhaltung» eines FAZ-Artikels über Oradour, Synonym für deutsche Kriegsverbrechen im Zweiten Weltkrieg, abwich von einem Oradour-Text, den Rienhardt in einer anderen Zeitung gelesen hatte. «Ich meine, vermeidbare Belastungen des deutschen Namens müssten unterbleiben», schrieb er an Welter.¹¹⁷

Rienhardt (Jg. 1903), nach Einschätzung von Karl Korn ebenso ein «Machtmensch» wie Welter¹¹⁸, hatte als junger Jurastudent sein politisches Erweckungserlebnis. Er war von einer Rede Hitlers in Berlin derart beeindruckt, dass er 1923 beschloss, nach München zu ziehen und sich in den Dienst der NS-Bewegung zu stellen.¹¹⁹ In den Landtags- und Reichstagswahlkämpfen des Frühjahrs 1924 trommelte er gemeinsam mit Wilhelm Frick, dem rasseideologischen Antisemiten und späteren Reichsinnenminister, für die Partei.

Von Rienhardts propagandistischem Talent profitierten zudem diverse NS-Blätter, für die er in den zwanziger Jahren Artikel schrieb. Auch die juristischen Kenntnisse des jungen Aktivisten kamen der Partei zugute. 1928 wurde Rienhardt Rechtsberater des Eher Verlages, war aber nicht nur Anwalt des dort erscheinenden *Völkischen Beobachters*, sondern auch «vieler führender Parteigenossen». Mehrmals übernahm er die «Vertretung des Führers in politischen Prozessen».¹²⁰

Im Herbst 1932 wurde Rienhardt Reichstagsabgeordneter der NS-DAP, offenbar auf Betreiben Gregor Strassers. Als Strasser die Partei verließ, verweigerte Rienhardt die verlangte Distanzierung von dem Abtrünnigen. Hitler habe ihm daraufhin Partei schädigendes Verhalten vorgeworfen, so Rienhardts Darstellung nach 1945, und «für alle Zukunft meine politische Verwendung» verboten.¹²¹

Das bedeutete indes nicht das Ende seiner Liaison mit der Partei. Max Amann machte den Juristen zu seinem Stabsleiter und darüber

hinaus zum geschäftsführenden Vorstandsmitglied des Vereins Deutscher Zeitungsverleger. Rienhardt zeigte sich durchaus an Qualitätsjournalismus interessiert und strebte «eine Art Umfunktionsierung der renommierten bürgerlichen Presse auf die Bedürfnisse des nationalsozialistischen Staates ohne Einbusse an Qualität und wirtschaftliche Rentabilität»¹²² an. Dies brachte ihn in Kontakt mit Männern wie Karl Silex (*Deutsche Allgemeine Zeitung*) und Erich Welter. «Es war ein Handel auf Gegenseitigkeit», urteilt Hans Dieter Müller, «allerdings mit verschiedenen Absichten: Die beiden Blätter lieferten guten Journalismus alter Schule und hofften, eine Tradition zu retten. Rienhardt lieferte Protektion und Spielraum und versprach sich davon, die Qualität der neuen Sache nutzbar zu machen.»¹²³

1943, als die *Frankfurter Zeitung* trotz seiner Bemühungen verboten worden war, fiel Rienhardt bei Amann in Ungnade. Der sorgte dafür, dass sein Stabsleiter in den Krieg ziehen musste und zur Waffen-SS kam. Am 11. Mai 1945 wurde Rienhardt in Zell am See von den Amerikanern gefangengenommen und dann in Nürnberg-Langwasser interniert. Im März 1948, Rienhardt war inzwischen im britischen Internierungs-Camp Paderborn-Staumühle untergebracht, begann die Verhandlung gegen ihn vor dem Bielefelder Spruchgericht. Ihm wurde zur Last gelegt, als «Amtsleiter im Stabe der Reichsleitung» zum Führerkorps der NSDAP gehört zu haben, das in Nürnberg für verbrecherisch erklärt worden war. Rienhardt argumentierte, er sei im technischen Sinne gar nicht Amtsleiter gewesen, da Amann das Verwaltungsamt für die Presse selbst geführt habe. Sein Eintritt in die SS sei unter Zwang erfolgt. Das Gericht liess sich überzeugen und sprach ihn frei.¹²⁴

Welter hatte einen fünfseitigen Persilschein der Extraklasse zur Entlastung des Angeklagten nach Bielefeld geschickt. Rienhardt sei «im Grunde seines Herzens ein durch und durch anständiger, humaner, vornehmer Mensch», hiess es da. Er habe bis 1943 fest zur *Frankfurter Zeitung* gestanden und der als oppositionell geltenden Zeitung mit «nie erlahmender Erfindungsgabe» aus zahlreichen Verlegenheiten und Nöten geholfen. Dank Rienhardt sei es gelungen, eine Reihe von «halbjüdischen oder jüdisch verheirateten Redakteuren von besonderer Qualifikation dem Blatte noch bis zum Mai 1943 zu erhalten».¹²⁵

Fritz Schmidt, ein ehemaliger Mitarbeiter des Stabsleiters, hielt

Rienhardt hingegen für einen «glühenden Parteifunktionär».¹²⁶ Und auch Fritz Sänger widersprach Welter: «Meine Meinung über Herrn Dr. Rienhardt weicht von der Ihrigen unzweideutig ab. Schon 1943 teilte ich die in Frankfurt herrschende Auffassung über Rienhardts Verdienste für die *FZ* nicht.»¹²⁷

Welter jedenfalls stand nun wieder mit Rienhardt «dauernd in Verbindung», wie er der Kollegin Margret Boveri mitteilte. «Es geht ihm immer noch nicht besonders gut. Trotzdem ist er so hilfsbereit wie in jenen schlimmen Jahren. Ich verdanke ihm manche wichtigen Ratschläge.»¹²⁸ In Bezug auf Leute wie Rienhardt, Muckel und Finkenzeller meinte Welter ohnehin: Es sei «häufig vollkommen ungerecht», dass gegenüber «diesen Herren aus dem NS-Regime immer wieder der Verdacht geltend gemacht wird, sie hätten seinerzeit nur reüssiert, weil Gauleiter, Gestapo oder SA hinter ihnen gestanden haben».¹²⁹

Welter kümmerte sich nach dem Freispruch darum, dass Rienhardt beruflich wieder auf die Füße kam. An Kurt Pentzlin, den Manager der Keksfabrik Bahlsen in Hannover, richtete er die Bitte, dem aus der Internierung entlassenen Rechtsanwalt «ein paar Fälle zuzuschancen», da Rienhardt nur dann als «Hilfsarbeiter» in einer Bielefelder Anwaltskanzlei anfangen könne, «wenn er Mandate dorthin mitbringt».¹³⁰

Die Redaktion – ein «Kloster». Kurz vor dem Start der *Frankfurter Allgemeinen* am 1. November 1949 war also die Geschäftsführung der Zeitung komplett. Die beiden Emigranten und Hitler-Gegner Otto Klepper und Babette Gross arbeiteten nun Hand in Hand mit den beiden «Herren aus dem NS-Regime», den Verlagsexperten Erwin Finkenzeller und Viktor Muckel. Welter hatte die Devise ausgegeben: «Lieber wollen wir an der Redaktion sparen, als Anzeigen und Vertrieb zu vernachlässigen.»¹³¹ Und so entsprach anfangs der komplette Redaktionsetat der *FAZ* «etwa dem der Berliner Redaktion der früheren *Frankfurter Zeitung*».¹³²

Die fünf Herausgeber Hans Baumgarten, Erich Dombrowski, Karl Korn, Paul Sethe und Erich Welter sollten laut Vertrag mit der *FAZ* GmbH die «politische und geistige Haltung» der Zeitung bestimmen. Erich Welter steuerte vor allem den wirtschaftspolitischen Kurs, war aber nicht in die alltägliche Redaktionsarbeit eingebunden. Der Mainzer Wirtschaftsprofessor und Kontaktmann der fördernden Unternehmer verstand die *FAZ* als «Hausblatt» der ordoliberalen Frei-

burger Schule, die das Modell der sozialen Marktwirtschaft theoretisch entwickelt hatte.¹³³ Die *FAZ* und eine ganze Reihe von Finanziers der Zeitung wie Alex Haffner und Max H. Schmid unterstützten Ludwig Erhard in der Kartelldebatte der fünfziger Jahre, in den Auseinandersetzungen um die Schaffung eines Gesetzes gegen Wettbewerbsbeschränkungen als Kernstück sozialer Marktwirtschaft.¹³⁴ Hauptkontrahent war der Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI), hinter dem ein Grossteil der Ruhrindustrie stand. Dort war die Meinung weit verbreitet, dass es sich bei einem Kartellverbot um eine für die deutsche Wirtschaft «wesensfremde» Regelung handele.¹³⁵

Hans Baumgarten gehörte dem Politikressort an, hatte aber als Ratgeber Welters auch Einfluss auf das Wirtschaftsressort. Der promovierte Volkswirt (Jg. 1900) begann seine Redakteurs-Laufbahn beim *Berliner Börsen courier*, stieg dort zum Leiter des Wirtschaftsressorts auf und avancierte im April 1933 zum Chefredakteur, als sein jüdischer Vorgänger sein Amt verloren hatte.¹³⁶ Nachdem der *Börsencourier* mit der *Berliner Börsenzeitung* fusioniert worden war, ging Baumgarten zum *Deutschen Volkswirt* und wurde auch dort bald Chefredakteur. Die Zugeständnisse an die NS-Terminologie in Baumgartens oft gedrechselten ökonomischen Aufsätzen im *Deutschen Volkswirt* fielen moderat aus.¹³⁷ Welter holte ihn 1948 von der Stuttgarter *Wirtschafts-Zeitung* nach Mainz.

Erich Dombrowski (Jg. 1882) war der Senior unter den *FAZ*-Herausgebern der Gründungsmannschaft. Theodor Wolff hatte den gebürtigen Danziger 1916 beim *Berliner Tageblatt* eingestellt. Als Wolffs «rechte Hand» wurde Dombrowski Leitartikler und stellvertretender Chefredakteur der angesehenen Hauptstadtzeitung. Zugleich schrieb er unter dem Pseudonym Johannes Fischart Porträts für die *Weltbühne*.¹³⁸ 1926 übernahm Dombrowski die Chefredaktion des *Frankfurter Generalanzeigers*. Im vierten Jahr des Dritten Reiches, Anfang 1936, wurde er entlassen – wegen seiner demokratischen Einstellung und seiner Weigerung, sich von seiner jüdischen Frau zu trennen, wie er 1945 US-Presseoffizieren erklärte.

Nachdem die Amerikaner in Frankfurt einmarschiert waren, schien für Dombrowski die Zeit gekommen zu sein, auf einen leitenden Zeitungsposten in der Stadt zurückzukehren. Doch das für Hes-

sen zuständige amerikanische District Information Services Control Command (DISCC) 6871 verhinderte dies. Die Männer um den kompromisslosen linken Presseoffizier Cedric Belfrage hielten Dombrowski zwar zu Gute, dass er zu seiner jüdischen Frau gehalten hatte, die vorübergehend in ein Konzentrationslager gebracht worden war. Sie kreideten ihm aber an, dass er drei Jahre lang die publizistische Verantwortung für eine Zeitung gehabt habe, «die antisemitische Propaganda betrieb».¹³⁹

Dombrowski wurde dennoch schon bald wieder Chefredakteur: beim *Neuen Mainzer Anzeiger* in der französischen Besatzungszone, der später zur Regionalausgabe der *Allgemeinen Zeitung* wurde. Nach der Gründung der *FAZ* leitete Dombrowski weiterhin das Provinzorgan. Für die *Frankfurter Allgemeine* schrieb er regelmässige Samstagsleitartikel.

Herausgeber Karl Korn, Jahrgang 1908, ein «bissig moderner Kunstkritiker» (*Spiegel*), prägte das Feuilleton der *FAZ*, das anfangs vor allem aus Theaterkritik, Ausstellungsbesprechungen und dem Abdruck von Erzählungen in- und ausländischer Schriftsteller bestand. Korn, einer der wichtigsten Förderer von Heinrich Böll, druckte schon mal einen Text von Bert Brecht («Der Schauspieler ist nicht, er spielt») oder von Klaus Mann zu André Gides 80. Geburtstag. Während Emigrant Theodor W. Adorno freundlich begrüsst wurde («Das geistige Frankfurt wird ihm für seine Rückkehr dankbar sein»)¹⁴⁰, bedachte die *FAZ* im Juni 1950 Thomas Mann mit einer rüden Abrechnung. Zum 75. Geburtstag des Emigranten und Nobelpreisträgers wurde ein Artikel des Autors Gerhard Nebel ins Blatt gehoben, der sich bereits als Bewunderer von Ernst Jünger ausgewiesen hatte. Über Thomas Mann schrieb Nebel: «Er tritt uns als Exponent einer bis zur Dummheit gehenden Abneigung gegen Deutschland entgegen, und diesem Affekt, der ihn zu verzehren scheint, antworten aus dem Volk, dem er einmal angehörte und von dessen Schicksal er sich nicht 1933, sondern 1945 trennte, Verachtung und Wut.» Mann sei zum «Anwalt der östlichen Schinderwelt», sein Clan zu einer «Giftzisterne» geworden.¹⁴¹

Der Artikel im NS-Jargon provozierte eine Vielzahl von Zuschriften, zustimmenden und scharf ablehnenden. Die Zeitung druckte eine Auswahl dieser Leserbriefe ab. Im redaktionellen Vorspann vertheidigte die *FAZ* das Nebelsche Machwerk und sah sich aufgerufen,

Mutmassungen aus der Leserschaft über die Vergangenheit Nebels in den «braunen Jahren» mit dem Hinweis zu entkräften, er habe damals für einen «Essai» in der *Neuen Rundschau* des S. Fischer-Verlages «mit Strafbataillon bezahlt». ¹⁴²

Bei Fischers *Neuer Rundschau* war Karl Korn einst von 1938 bis 1940 verantwortlicher Redakteur, nachdem er seine Karriere als Feuilletonist 1934 beim *Berliner Tageblatt* begonnen hatte. In seiner Autobiographie «Lange Lehrzeit» verteidigte Korn das eigene Wirken als Journalist im Dritten Reich:

«Man hat uns (...) nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs vorgeworfen, wir hätten die Sklavensprache geschrieben und den Machthabern Alibis einer Scheinliberalität geliefert. Die erlebte Wirklichkeit sah so aus: In der Aktion des täglichen Lebens haben wir eine Fülle von konkreten Aufgaben gesehen. Was wir meldeten, schrieben, redigierten, hat noch jahrelang so etwas wie ein Gegengewicht gegen den Druck und die verordnete Willkür bedeutet. Es wäre dem deutschen Volk, das als 60-Millionen-Volk nicht emigrieren konnte und es nicht wollen konnte, noch weitaus schrecklicher ergangen, der Verlust an Substanz wäre noch rascher und totaler erfolgt, wenn nicht Kirchen und Universitäten, freie geistige Arbeiter und viele, viele Ungenannte und Unbekannte nach ihren Überzeugungen und Grundsätzen, anders als es die Amtswalter und Braunhemden wollten, weitergemacht hätten.» ¹⁴³

Korn war 1940 auserkoren worden, das Feuilleton der neuen Wochenzeitung *Das Reich* zu leiten, die im Team um Stabsleiter Rolf Rienhardt entwickelt worden war. Den *Reich*-Redakteuren, die zu meist von bürgerlichen Zeitungen zur nationalsozialistischen Neugründung stiessen, war «zu Beginn durchweg erklärt worden, man werde ihnen grösseren Spielraum einräumen als anderen Blättern». ¹⁴⁴ Dem Macht-Techniker Rienhardt ging es darum, die (von ihm mit zu verantwortende) Uniformität der deutschen Presse aufzulockern und den Beruf des Journalisten wieder attraktiver zu machen. Artikel mit kritischer Note sollten nicht grundsätzlich verpönt sein, weil – wie Rienhardt formulierte – «die nationalsozialistische Gesamthaltung der Wochenzeitung jeden Zweifel über die positive Absicht ausschliesst». ¹⁴⁵ Propagandaminister Goebbels schrieb regelmässig den Leitartikel des Blattes, das nach einer selbstkritischen

Formulierung des *Reich*-Autors Carl Linfert den «Nationalsozialismus im Frack» propagierte.

Unter Korn's Leitung war das *Reich*-Feuilleton «von erstaunlicher Liberalität». ¹⁴⁶ Korn wurde jedoch schon im Oktober 1940 abgesetzt, nachdem er in einem ansonsten harmlosen Artikel über ein im Münchener Haus der Kunst gezeigtes Bild von «verbrauchter malerischer Technik» geschrieben hatte. ¹⁴⁷ Eben dieses Bild hatte sich aber der Münchener Gauleiter als Geschenk von Hitler ausgesucht. Nach einem Anruf von Reichspressechef Dietrich aus dem Führerhauptquartier – einige Wochen nachdem der Artikel im August erschienen war – musste Korn die Redaktion verlassen. Kurz vor seinem unfreiwilligen Abgang hatte Korn allerdings noch eine Besprechung des antisemitischen Veit-Harlan-Streifens «Jud Süß» verfasst, die am 29. September 1940 im *Reich* publiziert wurde. Diese Filmkritik wurde fast zwanzig Jahre später Gegenstand eines Gerichtsverfahrens. Ein Auszug aus dem Text:

«Noch bevor Napoleon in konsequenter Fortsetzung der Tendenzen der Französischen Revolution die Judenbefreiung legalisierte, haben die Juden in Deutschland auf den verborgenen Schleichwegen der Kreditgewährung an nicht wenige der aberhundert kleinen absoluten Fürsten den Bann, der seit mehr als einem Jahrtausend auf ihnen gelastet hatte, zu brechen gewusst. Die fremde Rasse drang in das Gefüge des deutschen Wirtschaftskörpers ein und gelangte zu Einfluss und Macht. Aus den alten reichsstädtischen Handelsmetropolen wanderten sie in benachbarte stammesmäßig einheitliche Staaten, die ihnen bislang verschlossen waren, ein und wussten sich bald an Kommandostellen zu setzen. Mit dem gleichen Augenblick aber, wo die aus den orientalischen Bezirken des alten römischen Reiches stammenden Juden ans Licht drangen, brach der uralte Hass der sozial Deklassierten, die Rachelust einer Unterwelt, die das Sendungsbewusstsein des ‚auserwählten‘ Volkes in talmudischen Nihilismus verkehrt hatte, auf und überflutete die brüchig gewordene Welt des alten Deutschen Reiches der Mitte. Damals beginnt der Jude sich im Gehäuse des Reiches einzunisten. Er lebt seine Machtgier, die Jahrhunderte niedergehalten war, aus und nimmt Rache für mehr als ein Jahrtausend des Fluches.» Korn befand: «Man spürt und erkennt aus diesem Film, dass das jüdische Problem in Deutschland innerlich überwältigt ist.» ¹⁴⁸

1959 befasste sich das Münchener Landgericht mit dem Artikel, als sich Korn juristisch gegen Angriffe des rechtslastigen Schriftstellers Kurt Ziesel zur Wehr zu setzen versuchte. Ziesel hatte Korn unter anderem vorgeworfen, er habe «seine Feder dem NS-System verkauft» und sei «Handlanger des Antisemitismus» gewesen.¹⁴⁹ Das Landgericht München urteilte: Die Filmbesprechung zu «Jud Süß» sei «eindeutig Rassenhetze».¹⁵⁰ Korn ging in Berufung und versuchte nun, Alt-Bundespräsident Theodor Heuss einzuspannen, der einst für das *Berliner Tageblatt* und *Das Reich* feuilletonistische Beiträge geliefert hatte. Ihm erklärte Korn:

«Es fällt mir schwer niederzuschreiben, dass ich trotz einiger Wendungen, aus denen man mir heute einen Strick drehen will, mich dieses Artikels auch heute noch nicht schäme. Das muss mir natürlich schwerfallen, weil zwischen 1940 und heute Auschwitz und das andere steht. In dem Aufsatz heisst es, ‚die Judenfrage sei innerlich bewältigt. Das habe ich damals bewusst geschrieben, um damit zu sagen: Ihr habt doch die Nürnberger Gesetze gemacht, habt den Menschen ihren Besitz und die bürgerlichen Ehrenrechte genommen, also kann der Film kein Anlass zu neuen Pogromen sein. Dies ist völlig ehrlich die genaue Wahrheit meiner Absicht gewesen. Dass man mir das heute nicht mehr abkaufen will und dass mir das ein Münchner Gericht nicht abkauft, ist verständlich.»

Korn wies im Übrigen darauf hin, dass Formulierungen wie «jüdische Rachsucht» oder «Machtgier» durch ebenso häufige Wendungen vom «unseligen Schicksal», vom traurigen Zug der Ghettojuden oder «von der ergreifenden Gestalt des alten Rabbiners aufgewogen werden». Mehr habe er damals nicht zustande gebracht, so Korn an Heuss. «Ich versichere Ihnen, das ist bei vorliegenden gefüllten Bänden jahrelangen journalistischen Schaffens – und schreibfaul war ich ja nicht – das Einzige, was der Herr Ziesel finden konnte.»¹⁵¹

Heuss verweigerte seinen Beistand. Korns Filmkritik, so schrieb Heuss zurück, enthalte Passagen, «als deren Erklärer oder Rechtfertiger (aus der Zeitlage) ich unmöglich in Anspruch genommen werden kann.»¹⁵² Das Oberlandesgericht bewertete den Jud-Süß-Artikel ähnlich wie die erste Instanz. Ziesel siegte zwar nicht in allen Punkten, durfte Korn aber weiterhin als «Handlanger des Antisemitismus» bezeichnen.¹⁵³

«Die Zieselaffäre ist so doll, dass es durchaus im Bereich des Möglichen liegt, dass sie mir den Hals bricht», hatte Korn im Oktober 1959 der Kollegin Margret Boveri anvertraut.¹⁵⁴ Zwar nutzte die *Deutsche Zeitung*, wie die *Wirtschafts-Zeitung* seit 1949 hiess, den Fall, um den angeschlagenen Feuilletonchef der Frankfurter Konkurrenz zu attackieren. Auch der *Spiegel* nahm sich der Sache an.¹⁵⁵ Doch Korn überstand die Krise. In der ausgehenden Adenauerzeit war das keine Affäre, über die man stolpern musste.

Bis auf Korn, den Welter 1948 mit der Aussicht nach Mainz gelockt hatte, man plane eine neue *Frankfurter Zeitung*, waren die fünf FAZ-Herausgeber der ersten Generation allesamt schon einmal Chefredakteur einer Grossstadtzeitung gewesen: Welter bei der *Vossischen* in Berlin, Sethe beim *Frankfurter Anzeiger*, Erich Dombrowski beim *Frankfurter Generalanzeiger*, Hans Baumgarten beim Berliner *Börsencourier*. Die Herren regierten nun eine – an den hochtrabenden Ansprüchen der Zeitung gemessen – winzige Redaktion aus 14 Redakteuren und zwei Volontären. Die meisten arbeiteten in den ersten Monaten weiterhin in Mainz, wo vorläufig auch noch die Zeitung gedruckt wurde. In Frankfurt war zunächst nur ein «Vorposten» eingerichtet worden, hinter der Redaktionsadresse Friedrich-Ebert-Strasse 65 verbarg sich eine Vierzimmerwohnung, Hinterhof. Ende 1949 mietete sich die FAZ dann gemeinsam mit der Wipog im repräsentativen Gebäude Börsenstrasse 2 am Goetheplatz ein.

«Die Redaktion erinnerte in den ersten Jahren eher an ein Kloster», blickt der erste FAZ-Börsenredakteur Heinz Brestel zurück. «Disziplin und uneingeschränkter Einsatz für das Blatt waren die Vorbereitungen für die Existenz der Zeitung bei schmaler Finanz- und Personaldecke.»¹⁵⁶ Der FAZ-Mitarbeiterin Vilma Sturm, die erst später Redakteurin werden sollte, ist die «fest geschlossene Männergesellschaft» in Erinnerung geblieben.¹⁵⁷

Der Politikredaktion gehörten neben den Herausgebern Sethe und Baumgarten acht Journalisten an: Fritz Bayer, Thilo Bode, Heinz Höpfl, Paul Heinz Middeldorf, Hermann Ruelius, Hugo V. Seib, Adelbert Weinstein und – als einzige Frau in der Redaktion – Brigitte Beer.¹⁵⁸ Heinz Höpfl (Jg. 1908) wurde auf Vorschlag von Paul Sethe als Leitartikler und Spezialist für englische und vorderasiatische Fragen von der FAZ angestellt.¹⁵⁹ Er war vormals aussenpolitischer Redakteur des *Völkischen Beobachters* und Mitglied der NSDAP sowie

der SA¹⁶⁰. Als England-Experte des NS-Kampfblattes hatte er 1939 Churchill als «Verbrecher» mit einem «korrupten Hirn» bezeichnet¹⁶¹, und 1941 identifizierte er das «internationale Judentum» als «Inspirator der Weltkoalition gegen das deutsche Volk».¹⁶²

1953 ging Höpfl als FAZ-Korrespondent nach London. Das nahm der Londoner *Jewish Observer* zum Anlass, sich der Vergangenheit des Korrespondenten zu widmen. Aus der Veröffentlichung des *Jewish Observer* zitierten wiederum die *Luzerner Neuesten Nachrichten* unter der Überschrift «Ehemaliger Redaktor am *Völkischen Beobachter* Leiter des Londoner Büro der *Frankfurter Allgemeinen*» einige Passagen: Höpfl habe den «Grundton der Nazi-Propaganda in der Aussenpolitik» angegeben und noch 1944 geschrieben, Grossbritannien sei verantwortlich für die Einwanderung «jüdischer Parasiten» in Palästina, hiess es da. Als ein Schweizer FAZ-Leser diesen Artikel in Erwartung einer Reaktion nach Frankfurt schickte, riet Baumgarten Welter: «Ich halte es für klüger, [ihm] nicht zu schreiben. Wenn wir aber schreiben, dann müssen wir uns in der Herausgebersitzung ganz klar darüber werden, wie.»¹⁶³

Über Churchill urteilte Höpfl inzwischen ganz anders: Wie bei dem älteren Pitt habe sich Churchills «Genie» erst im Krieg «in seiner ganzen Weite und Fülle enthüllt», schrieb er 1953.¹⁶⁴

In die FAZ-Wirtschaftsredaktion hatte Welter fünf Leute geholt, «grösstenteils Nachwuchselite, deren Heranbildung natürlich Zeit kostet».¹⁶⁵ Bis auf Hans Roeser waren alle 1949 eingestellten Wirtschaftsredakteure Anfang der zwanziger Jahre geboren worden. Hans Herbert Goetz und Peter Sporck kamen direkt von der Universität, Heinz Brestel hatte ebenso wie Jürgen Eick schon für die *Allgemeine Zeitung* gearbeitet.¹⁶⁶

Die Feuilleton-Redaktion der FAZ bestand zunächst nur aus drei Männern: Karl Korn, Martin Ruppert und Robert Held.¹⁶⁷ Für Lokales, Sport und die vermischte Seite «Heimat und Welt» gab es mit Bernhard Gnegel, dem früheren Sportreporter des *Frankfurter Generalanzeigers*, nur einen einzigen Redakteur.

Als erster fester Korrespondent der FAZ in der Bundeshauptstadt Bonn wurde 1950 Alfred Rapp (Jg.1903) unter Vertrag genommen, in der Zeit der Weimarer Republik Redakteur der *Neuen Badischen Landeszeitung*. Am 20. März 1932 hatte er unter der Überschrift

«Wilhelm III.» in einer Weise gegen Hitler polemisiert, die ihm die Parteispitze nachhaltig übelnahm: «Der Herr des ‚Braunen Hauses‘ ist nicht Blut vom Blute Wilhelms II., aber Geist von seinem Geiste, Art von seiner Art. Die Sprache seiner Erlasse ist wilhelminisch; die Tonart seiner Reden ist eine wilhelminische; sein ‚Ich befehle«, Präambel jedes Aufrufs aus dem Mekka der Hakenkreuzgläubigen, ist die ‚neudeutsche‘ Übersetzung des kaiserlichen ‚Sic volo, sic jubeo‘ und der souveräne Dilettantismus des ‚Führers‘ prägt in Kunstdebatten und Kulturdisputen Formeln, die von Wilhelm II. sein könnten, wenn sie nicht von Adolf Hitler wären.»¹⁶⁸

Sechs Jahre später setzte sich der badische Gauleiter Robert Wagner vergeblich für eine Aufnahme des Parteianwärters Rapp in die NSDAP ein.¹⁶⁹ Der «Stellvertreter des Führers» lehnte mit Hinweis auf «Wilhelm III.» ab. Da half auch nicht, dass der Gauleiter den inzwischen bei den *Dresdner Neuesten Nachrichten* angestellten Schriftleiter als «aussergewöhnlich begabten» Journalisten bezeichnet hatte, der der «Bewegung grosse Dienste erweisen» könnte. Wagner: «Soweit ich Rapp persönlich kenne, steht er heute auch innerlich ehrlich zur Partei und zum Nationalsozialismus.»¹⁷⁰ Rapp machte trotz der Vorbehalte aus der Parteikanzlei Karriere. Er wurde stellvertretender Hauptschriftleiter des Besatzerblattes *Pariser Zeitung*¹⁷¹ (wo Viktor Muckel laut Impressum bis Ende 1943 als Verlagsleiter amtierte) und berichtete aus Frankreich auch für *Das Reich*.¹⁷² 1953 wurde Rapp Vorsitzender des deutschen Presseclubs. Er war Dauergast bei den «Teegesprächen», Adenauers Hintergrundrunde mit Journalisten.¹⁷³

Erster Rom-Korrespondent der *FAZ* war Josef Schmitz van Vorst (Jg. 1910), der bereits von 1940 bis zu seiner Einberufung 1942 Korrespondent der *Berliner Börsen-Zeitung* in Rom gewesen war.¹⁷⁴ Laut Karl Korn hatte Schmitz van Vorst anfangs noch seinen Standort in Unkel am Rhein und wertete dort für seine *FAZ*-Berichterstattung italienische Zeitungen aus.¹⁷⁵

Auf dem Londoner Aussenposten der *FAZ* sass als Vorgänger Heinz Höpfels von 1949 bis 1953 Peter Grubbe, später einer der bekanntesten linksliberalen Publizisten der Bundesrepublik. Grubbe schrieb über britische Politik, versorgte ab und zu aber auch das Feuilleton. Im März 1950 besuchte er die Londoner Premiere des Stücks «Der Leopard» von Dorothy Lang. Theaterkritiker Grubbe

war überhaupt nicht erbaut, als er den Hauptdarsteller in der Rolle eines untergetauchten, unter falschem Namen in Norwegen lebenden ehemaligen SS-Führers «eine Unzahl seltsam wirrer und törichter Reden über Deutschland, den Führer, das Hakenkreuz und andere Dinge» halten hörte, «wie ein SS-Führer sie heute wohl nicht mehr halten würde». Die Autorin habe beweisen wollen, «dass die Nazis noch immer vorhanden und gefährlich sind und dass keine Hoffnung besteht, sie würden sich jemals ändern». Die Figur des SS-Führers sei «blutarm», «nur auf dem Papier erdacht», lautete Grubbes Urteil.¹⁷⁶

Was die Leser seiner Zeitung und wohl auch die redigierenden Kollegen in Frankfurt nicht wussten: Hier schrieb jemand unter Pseudonym, der selbst verstrickt war in die Organisation des Massenmords an den Juden. Grubbe wurde 1913 als Claus Peter Volkmann geboren. Mit 19 Jahren trat der Sohn eines Generalstabsoffiziers in die NSDAP ein und zweieinhalb Jahre später in die SS. Während seines Jurastudiums publizierte er militärischhistorische Artikel unter anderem in der *Deutschen Allgemeinen Zeitung*.¹⁷⁷

Im November 1939, nur wenige Wochen nach dem deutschen Überfall auf Polen, legte Volkmann in Berlin die juristische Staatsprüfung ab und begann kurz darauf seine Verwaltungskarriere im polnischen Generalgouvernement. Von August 1941 an war der Regierungsassessor ein knappes Jahr lang Kreishauptmann im galizischen Kolomea und verkörperte in dieser Funktion die deutsche Besatzungsmacht. Über das Wirken Volkmanns in Galizien schreibt der Bielefelder Historiker Thomas Sandkühler, der polnische und ukrainische Akten ausgewertet hat: «Im Herbst 1941 verbot er den Juden den Zugang zu den Märkten. Das hatte direkt mit der Aushungerung der jüdischen Bevölkerung zu tun. Anfang November entzog er den Juden die Pässe, um ihre Flucht über die nahen Grenzen nach Rumänien und Ungarn zu verhindern. Im Januar 1942 ordnete Volkmann im Auftrag der Distriktsverwaltung die so genannte ‚Pelzaktion‘ an, bei der den Juden Wintersachen und Skiausrüstungen abgepresst wurden.» Bald darauf habe Volkmann die Errichtung von Ghettos in seinem Verantwortungsbereich vollzogen und «mit aller Härte» zu-gegriffen, «um die Konzentration der Juden voranzutreiben».¹⁷⁸

Im Darmstädter Ermittlungsverfahren gegen Volkmann in den

sechziger Jahren – er war unter seinem richtigen Namen gemeldet, die Behörden konnten ihn ohne Weiteres ausfindig machen – berichteten mehrere Zeugen: Der einstige Kreishauptmann habe nicht nur die Konfiszierung jüdischen Eigentums angeordnet und sich dabei schwer bereichert, sondern sei auch an der Liquidierung von Juden beteiligt gewesen.¹⁷⁹

Volkmann bestritt das vehement. Er habe weder einen Hinrichtungsbefehl unterzeichnet, noch bei den Schlächtereien zugesehen oder jemanden selbst ermordet. Ganz im Gegenteil: Ihm sei es darum gegangen, «das Schlimmste zu verhindern». Er habe versucht, «einige Juden zu retten»¹⁸⁰, und schliesslich, weil er mit den Mord-Aktionen der SS nichts zu tun haben wollte, um Einberufung zum Militär gebeten. «Ich bin mit mir im reinen», äusserte sich Peter Grubbe gegenüber dem *Spiegel*, als seine Vergangenheit Mitte der neunziger Jahre infolge von Recherchen der *Tageszeitung* öffentlich beleuchtet wurde.

Die Darmstädter Ermittler hatten das Verfahren gegen Claus Volkmann alias Peter Grubbe wegen eines fehlenden «hinreichenden Tatverdachts» eingestellt. Seine Mitwirkung am Massenmord konnte nicht erhärtet werden.¹⁸¹

Während Volkmann/Grubbe in den frühen Jahren der *FAZ* aus London berichtete, sass zur gleichen Zeit auf dem Pariser Posten des Blattes ein aus dem nationalsozialistischen Deutschland vertriebener Journalist jüdischer Herkunft: Paul Medina. Ein paar Tage vor der Jahrhundertwende in Wien geboren, war er 1921 nach Berlin ausgewandert und versorgte eine Reihe von Blättern mit Korrespondenten-Berichten aus der Reichshauptstadt. Medina emigrierte nach Paris, «als ihm, dem gebürtigen Juden, der Aufenthalt in Berlin unmöglich wurde»¹⁸². Doch auch in Paris, das 1940 von den Deutschen besetzt wurde, geriet er in Gefahr. Medina habe «die Stationen eines unbehausten Lebens durchgemacht» und schliesslich verborgen leben müssen, aber «auch unter Deutschen so viele Freunde gehabt, dass er durchkam», hiess es im Nachruf der *FAZ*.¹⁸³

Laut Joachim Fest konnte sich der «schon halb im Pariser Untergrund lebende» Medina in Notlagen «verschiedentlich erfolgreich» an den Botschaftsrat Sieburg wenden – also an jenen Friedrich Sieburg, der als Korrespondent der *Frankfurter Zeitung* zu Ruhm gekommen war und nach dem Einmarsch der Wehrmacht im Gefolge

des deutschen Botschafters Otto Abetz an der Seine auftauchte.¹⁸⁴ Der elitebewusste Sieburg (er sollte Ende der fünfziger Jahre «Literatur-Papst» der *FAZ*. werden) hatte sich 1941 auf dem Höhepunkt des militärischen Erfolgs der Deutschen in einer Rede vor dem Intellektuellen-Zirkel «Groupe Collaboration» zu dem Satz hinreissen lassen: «Hier, in Ihrer Douce France, ist mein Charakter hart geworden. Frankreich hat mich zum Kämpfer und zum Nationalsozialisten erzogen.»¹⁸⁵

Die Namen des jüdischen Emigranten Paul Medina und des ehemaligen NS-Kreishauptmanns Volkmann/Grubbe markieren die biografische Bandbreite des journalistischen Personals, das in der Gründerzeit die Spalten der *FAZ* füllte. In der Regel aber rekrutierte sich die *FAZ*-Mannschaft aus jenen bürgerlichen Journalisten, die im Dritten Reich mehr oder weniger grosse Zugeständnisse an das Regime gemacht hatten, und aus Berufsanfängern, die im Zweiten Weltkrieg Soldaten gewesen waren. Sie schrieben nun für ein in seiner Grundhaltung konservatives Intelligenzblatt, das sich prinzipiell der Freien Marktwirtschaft und der liberalen Demokratie nach westlichem Muster verpflichtet sah.

Die *FAZ* beteiligte sich vor allem in Kommentaren von Paul Sethe und Thilo Bode intensiv an den vergangenheitspolitischen Debatten der frühen fünfziger Jahre. Wie Norbert Frei gezeigt hat, lief die Argumentation der Zeitung darauf hinaus, die bürgerlichen Schreibtischtäter, die Funktionseliten und die Militärs vom Makel der Mitverantwortung für die NS-Verbrechen zu befreien, sofern sie nicht zu den «wirklich Schuldigen» (Bode) zählten.¹⁸⁶

Ihre eigene Rolle in den NS-Jahren reflektierten die betroffenen *FAZ*-Journalisten hingegen in der Regel nicht einmal intern. Nachrichtenredakteur Walter Leo, der 1952 von der *Neuen Zeitung* zur *FAZ* gekommen war, wunderte sich, in der Redaktionskonferenz nun mit Heinz Höpfl an einem Tisch zu sitzen. Dessen Ausfälle gegen Churchill im *Völkischen Beobachter* hatte Leo noch gut in Erinnerung.¹⁸⁷ Doch die Vergangenheit derjenigen, die im Dienst der Diktatur gestanden hatten, wurde nach übereinstimmender Erinnerung Beteiligten kollektiv beschwiegen.

Krisen und Konflikte. Die ersten Jahre der *FAZ* waren eine Zeit der finanziellen Gratwanderung und teils heftiger interner Konflikte um die Linie der Zeitung. Schon wenige Wochen nach dem ersten Erscheinen lamentierten die Geldgeber Alex Haffner und Otto See-

ling (Tafelglas Fürth), die Zeitung sei in der Vertretung industrieller Interessen zu lahm. «Dieser Eindruck ist weit verbreitet und stört die Geldsammlung», monierte der Salamander-Chef¹⁸⁸, während Klepper argumentierte: «Wir sind der Überzeugung, dass es nicht zum Erfolg führen würde, wollte man das Interesse des unternehmenden Menschen in einen Gegensatz zu dem der Volksgesamtheit stellen. Vielmehr kommt es meines Erachtens darauf an, der Gesamtheit klar zu machen, dass die Interessenlage aller Volksschichten in der gegenwärtigen Situation unseres Landes identisch ist.»¹⁸⁹

Kritik gab es bald auch am Nachrichtenteil der neuen Zeitung. Eine Aussenstehende wie die ehemalige FZ-Korrespondentin Margret Boveri stöhnte: «Wenn man nur ein paar Nummern liest, kann man sich ja von den vielen Sethe hypnotisieren lassen, aber auf die Dauer wünscht man sich ein paar Nachrichten ebenso wie ein Stück Brot, wenn man nur auf Austernkost beschränkt wäre.»¹⁹⁰ Auch manchem Finanzier war das Nachrichtenangebot der meinungsstarken *FAZ*, die allein zwei von sechs Spalten der ersten Seite mit Leitartikel und Kommentar füllte (Meinungsartikel standen auch auf Seite zwei und im Wirtschaftsteil), zu dürftig. «Der Nachrichtenteil ist auszuweiten und in Auswahl und Aufmachung stärker auf Aktualität und Zugkraft abzustimmen», forderte der Verwaltungsrat der *FAZ* und stellte im Übrigen klar: «Die Nachrichten aus den sowjetisch besetzten Gebieten müssen verstärkt werden, in eindeutiger Frontstellung gegenüber Einlullungstendenzen in Bezug auf die sowjetischen Methoden und den russischen Expansionsdrang.»¹⁹¹

Um den Nachrichtenteil zu verbessern, wurde Verlagsmann Viktor Muckel beauftragt, sich an Emil Frotscher zu wenden. Die Herren kannten sich. Denn Frotscher war einst als rechte Hand von Rolf Rienhardt in dessen Verwaltungsamt Dezernent für die Ostzeitungen sowie zeitweiliger Hauptschriftleiter des Auslandsorgans *Deutsche Zeitung in den Niederlanden* gewesen.¹⁹² Frotscher bekam nun den Auftrag, eine Expertise «über die Verbesserung des Nachrichtenwesens» in der *FAZ* zu fertigen. Und offenbar ging es auch darum, ihm einen Redakteursposten anzubieten. Karl Korn äusserte jedoch Bedenken. «Sie liegen zunächst auf politischem Gebiet», erläuterte Sethe in einem an Welter adressierten Schreiben die Haltung des Kollegen Korn. «Gewiss sind auch jetzt bei uns einige Leute, die be-

schossen werden könnten. Aber es ist keiner darunter, der ein Nazi gewesen wäre. Jetzt einen Mann hinein berufen, der früher freiwillig ‚nach oben‘ gegangen ist, würde für das Unternehmen eine Gefahr heraufbeschwören. Korn hat auch von Frotscher aus gelegentlichen Zusammenarbeiten beim *Reich* keinen günstigen Eindruck. Er hatte keine echte Autorität. Gerade ihn mit der Neuorganisation eines wichtigen Ressorts, also mit einer Führungsaufgabe zu betrauen, ist sicher gefährlich.»¹⁹³

Zu den Leuten, die «beschossen» werden konnten, zählte allerdings auch Sethe selbst. Am 16. August 1950, wenige Wochen nach Beginn des Korea-Krieges und der damit einhergehenden Intensivierung der Remilitarisierungsdebatte, verknüpfte er in einem Leitartikel unter der Überschrift «Und Landsberg?» die Frage der deutschen Wiederbewaffnung mit der Diskussion um die in den alliierten Kriegsverbrecher-Gefängnissen einsitzenden Männer. Gerade die Berufssoldaten hätten die meisten Urteile in den Kriegsverbrecherprozessen «innerlich niemals akzeptiert», so meinte Sethe. «Glaubt man, ein Mann von Ehrgefühl werde die Uniform anziehen, wenn er davon überzeugt ist, dass seine Kameraden zu Unrecht im Kerker sitzen?» Wer ein deutsches Heer wolle, müsse den «völlig ineinander gewirrten Knoten lösen».

Den Zweck der späteren Reihe der Kriegsverbrecherprozesse habe die Nation sehr schnell begriffen: «Indem man plötzlich viele Industrielle, Offiziere und hohe Beamte als Verbrecher brandmarkte, sollten die führenden Schichten des Volkes im Mark getroffen werden, sollte aber auch das einfachste Selbstgefühl der Deutschen verwundet werden. Hier ging eine Art von verfeinerter Morgenthau-Politik vor sich. So und nur so ist es zu erklären, dass ein Mann wie Krupp verurteilt wurde. Nicht seine Taten, sondern sein Name ist ihm zum Verhängnis geworden. So und nur so ist es zu erklären, dass ein Mann wie Ernst von Weizsäcker verurteilt wurde. Jahrelang hatte er Freiheit und Leben gewagt, um die Wege Hitlers zu durchkreuzen und den Krieg unmöglich zu machen, und als Kriegsverbrecher sitzt er im Gefängnis – ein an Wahnsinn grenzender Fall. Was soll eine deutsche Kompanie denken, die an den Mauern von Landsberg vorbeimarschiert, wenn solche Männer dahinter sitzen?»¹⁹⁴

Sethe redete hier unverblümt einem politischen Handel das Wort:

Wiederbewaffnung gegen Freilassung von Inhaftierten. Das nahm die linke *Frankfurter Rundschau* zum Anlass, dem Autor die Leviten zu lesen und sein Wirken im Dritten Reich zu beleuchten – freilich ohne Sethes Namen zu nennen.

Karl Gerold, Herausgeber und Chefredakteur der *FR*, attackierte den «Leitartikler einer Zeitung in Frankfurt (sie nennt sich eine ‚deutsche‘), der seine üble Vergangenheit nicht vergessen kann. Er weiss es genau, warum er seine Erwägungen um eine deutsche Verteidigungspolitik mit dem Schicksal der Insassen des Zuchthauses Landsberg verknüpft. (...) Er weiss es genau, war er doch bis 1943 der Durchhaltestrategie der *Frankfurter Zeitung* und von da ab in einem nicht allzu kühnen Sprung der leitartikelnde Militärstrategie des *Völkischen Beobachters*. Er hat auch in dieser Eigenschaft den vergangenen Krieg gewonnen – bis zum Schluss! Wir aber wollen uns im Notfall nicht auf ihn und seinesgleichen verlassen. Wir wollen auch nicht, dass die Verteidigung der deutschen Demokratie in Krieg oder Frieden den Händen solcher Herren ausgeliefert wird.»¹⁹⁵

In einem offenbar nicht abgeschickten Antwortbrief, den Klepper zu den Akten nahm, äusserte sich Sethe zu den Angriffen der *Frankfurter Konkurrenz*: Es sei richtig, dass er während des Krieges Durchhalteartikel in der *FZ* geschrieben habe. Und richtig sei auch, dass er nach dem Verbot der *Frankfurter Zeitung* beim *Völkischen Beobachter* dienstverpflichtet wurde. Einer der Gründe sei gewesen, dass er sich «entschieden geweigert» habe, in die Partei einzutreten, und dass vom Sicherheitsdienst der SS ein Gutachten über seine staatsfeindliche Gesinnung vorgelegen habe. Ausserdem verwies Sethe auf Goerdelers Plan, ihn nach gelungenem Aufstand «zum Chefredakteur des neuen Regierungsblattes zu machen».¹⁹⁶

Dem Angriff von aussen folgten bald interne Auseinandersetzungen. Längst hatte sich herausgestellt, dass 750'000 Mark Anschubfinanzierung und eine kalkulierte Auflage von 50'000 Exemplaren nicht ausreichen würden, um die Zeitung «zum Tragen zu bringen». Es waren mindestens 1,5 Millionen Mark nötig.¹⁹⁷ Die Geldsammung in Unternehmerkreisen war jedoch ins Stocken geraten. Gerüchte um die Finanzschwierigkeiten der *FAZ* «gehen wie ein Lauffeuer um», stellte Welter fest, und das wirke sich «verheerend» aus. Klepper nahm an, dass das Versiegen der Einzahlungen auch mit

dem «Bekanntwerden des Konfliktes zwischen den Herausgebern und mir» zusammenhing.¹⁹⁸ Die Herausgeber hatten bald zu spüren bekommen, wie wenig sich der «Herr Minister» (auf diese Anrede legte Klepper nach wie vor Wert) darauf beschränken mochte, ab und zu Leitartikel zu schreiben und sich im Übrigen den verlegerischen Dingen zu widmen. Als Klepper selbstherrlich einem Redakteur kündigte, weil der sich geweigert hatte, von Mainz nach Frankfurt zu ziehen, hielten die Herausgeber Klepper vor, er mische sich «gegen alle im Zeitungswesen geltenden Regeln» fortwährend in Dinge ein, die ihm fremd seien.¹⁹⁹

Im Konflikt mit Klepper ging es allerdings nicht allein um Umgangsformen oder um die Geldschwierigkeiten, die fast zur Einstellung der Zeitung geführt hätten. Zwei Monate nach Ausbruch des Korea-Kriegs wies Klepper, der nachdrücklich für eine Teilnahme Deutschlands an der Verteidigung des Westens plädierte, Sethe zu recht: Es komme jetzt nicht darauf an, «nationale Ressentiments auszusprechen».²⁰⁰

Im Sommer 1950 übergab Klepper die Geschäftsführung an Werner G. Hoffmann von Zellstoff Waldhof, ein Jahr später kam es schliesslich zum Bruch. Die Wipog, über die mittlerweile 1,28 Millionen Mark Fördergelder in die *FAZ* geflossen waren, schied als Gesellschafterin aus.²⁰¹ Klepper nannte zwei wesentliche Gründe für diesen Schritt: «Anstatt in Unbefangenheit auf die Eingliederung Deutschlands in die westliche Welt auszugehen, wird in der Zeitung immer und immer wieder das nationale Ressentiment angesprochen.» Ausserdem halte er «sozialreaktionäre und restaurative Tendenzen» für gefährlich. «Hierüber bin ich völlig mit Dr. Haffner und den ihm nahe stehenden Herren, beispielsweise Herrn Seeling, Schmid von Zellstoff Waldhof usw., auseinander gekommen. Man hält mich offenbar für einen latenten Sozialrevolutionär.» Für die Wipog sei es nicht mehr tragbar gewesen, «als Plattform eines Organs zu dienen, auf dessen politische Haltung wir keinen Einfluss haben».²⁰²

Haffner, Max H. Schmid und die Herausgeber hielten dagegen Klepper für den Hauptschuldigen. Welter fand, Klepper habe sich «mehr und mehr als ein geradezu gemeingefährliches Individuum entpuppt».²⁰³ Am 18. Oktober 1951 trat die Wipog ihren 51-Prozent-Anteil an der *FAZ* GmbH an die Allgemeine Verlags Gesellschaft mbH (AVG) ab, als deren Anteilseigner bald die wichtigs-

ten FAZ-Förderer auftauchten, unter anderem Haffner, Schmid und Ziervogel.²⁰⁴

Der Bruch zwischen Sethe und Welter. In einer umfangreichen Stellungnahme zur Trennung von der *FAZ* hatte die Wipog-Geschäftsführung schwerwiegende Differenzen mit Förderern und Herausgebern unter anderem «in der Einstellung gegenüber den Gewerkschaften und der Opposition» und «in der Haltung zum Ost-West-Problem» genannt. «Nachteilig auf die Geschlossenheit der politischen Linienführung wirkte auch, dass das Herausgeberkollegium in sich nicht immer einheitliche Auffassungen entwickelte», hiess es da.²⁰⁵ Und das traf zu.

Vor allem zwischen Sethe und Baumgarten gab es spätestens seit Anfang Februar 1951 gravierende Meinungsverschiedenheiten. Streitpunkt war das Angebot des DDR-Ministerpräsidenten Otto Grotewohl an Bonn, über die Wiederherstellung der deutschen Einheit auf dem Wege freier und gesamtdeutscher Wahlen zu beraten. Hans Baumgarten war dagegen, Paul Sethe hielt es hingegen für angezeigt, die Ernsthaftigkeit des Angebots auszutesten.²⁰⁶

Die zweigleisige Kommentierung der *FAZ* wurde im Verlauf der Diskussion um die Stalin-Note vom 10. März 1952, in der die Sowjetunion die Wiedervereinigung Deutschlands unter dem Vorzeichen einer bewaffneten Neutralität anbot, noch deutlicher. Während Baumgarten als «unbedingter, geradezu ängstlicher Verfechter» der Aussenpolitik des Kanzlers galt²⁰⁷ (was punktuelle Kritik am Kanzler nicht ausschloss), hielt Sethe die von Adenauer und den USA betriebene Politik der Stärke für falsch.

Für Sethe, der bereits Anfang 1949 mit dem Neutralismus des Nauheimer Kreises um Ulrich Noack geflirtet hatte, war die Wiedervereinigung oberste Maxime deutscher Politik.²⁰⁸ In seiner ersten Reaktion auf die Stalin-Note mahnte er jedoch zur Vorsicht: Die Sowjetunion sei dem Verdacht ausgesetzt, «den gesamtdeutschen Staat nur schaffen zu wollen, um Gesamtdeutschland zu bolschewisieren». Dieser Preis sei zu hoch. Die Sowjetunion müsse die Voraussetzungen für freie Wahlen schaffen. Andererseits solle man aufhören, von den Russen die Zulassung der Kommission der Vereinten Nationen zu fordern, die prüfen solle, ob bereits die Voraussetzungen für freie Wahlen gegeben seien: Alle Welt wisse, «dass in Mitteldeutschland der Terror herrscht». Es genüge, wenn die Voraussetzungen für freie

Wahlen in der Zukunft geschaffen würden. Möglicherweise seien die russischen Vorschläge zur Wiedervereinigung nur ein diplomatisches Scheingefecht. «Aber die Wahrheit wirklich mit äusserster Klarheit festzustellen, ist ohne eine gewisse diplomatische Aktivität der Westmächte kaum möglich.» Und dies gelte auch für die Bundesregierung.²⁰⁹

Doch schnell war absehbar, dass die sowjetische Initiative scheitern würde. Adenauer habe sich «völlig der amerikanischen Konzeption verschrieben», beklagte sich der Politikchef *der FAZ* beim konservativen Freiburger Historiker und Goerdeler-Biografen Gerhard Ritter.²¹⁰ Als «Patriot» sah Sethe sich aufgerufen, «den Kanzler von seiner amerikanischen Betrachtungsweise auf den Boden der deutschen Realität zurückzuführen».²¹¹

Adenauer nahm Sethe ernst genug, um ihm in einem persönlichen Gespräch in Bonn seine Argumente darzulegen: Der Leitartikler der *FAZ* überschätze die Sowjets und lasse ausser Acht, so Adenauer, dass der Westen in zwei Jahren diplomatisch aktiv werden könne.²¹² Sethe traf sich in Bonn auch mit den FDP-Politikern Thomas Dehler, Karl Georg Pfeleiderer und Erich Mende, mit denen er mehrfach den Komplex Stalin-Note bei Burgunderwein durchsprach.²¹³ In Berlin besuchte er Margret Boveri. Sie hielt ihn für einen «der Mutigsten in der Opposition gegen den Kanzler». Sethe sei allerdings ein schwieriger Mann, «sehr von Affekten lebend; er braucht eigentlich Heldenverehrung». Bei ihm wisse man nie, wann ein Kurswechsel eintrete.²¹⁴

Adenauers Politik in der Wiedervereinigungsfrage war auch bei den Förderern der Zeitung umstritten. Haffner neigte deutschlandpolitisch der Baumgarten-Linie zu, Ziervogel sympathisierte eher mit Sethe, der nachdrücklich forderte, den Russen einen Preis zu bezahlen, um die Wiedervereinigung zu erreichen. Dieser Preis könne etwa darin bestehen, dass Deutschland sich dem westlichen Militärbündnis nicht anschliesse, oder «in Bürgschaften an die Russen, dieses Bündnis werde nicht stark genug zum Angriff sein».²¹⁵

Auch der Schwerindustrielle Hermann Reusch (Gutehoffnungshütte Oberhausen), den Ziervogel und Haffner im Juli 1952 zur Unterstützung der *FAZ* bewegen konnten, betonte, «dass die von Herrn Sethe vertretenen Auffassungen richtig sind und dass man nicht darauf verzichten kann, in einer Zeitung wie der *FAZ* selbstständig entwickelte Meinungen zu vertreten».²¹⁶

Nach Kleppers Abgang war Haffner die dominierende Gestalt unter den FAZ-Förderern. Er fungierte als Vorsitzender des zehnköpfigen Fördererausschusses²¹⁷. Gemeinsam mit Ziervogel und Max H. Schmid nahm er an Treffen der so genannten Kleinen Kommission teil, den monatlichen Besprechungen mit Verlagsgeschäftsführung und Herausgebern. Tagte – was selten vorkam – der aus rund 50 Unternehmern bestehende Fördererkreis, ging es um grundsätzliche Fragen der Zeitung. In der Septembersitzung 1952 stellte Haffner die Frage, ob die «leidenschaftslose Sachlichkeit» der *FAZ* wenige Monate vor der Wahl richtig sei. «Es wird leicht sein, die Erfolge der Wettbewerbswirtschaft mehr herauszustellen. Schwieriger ist es, mit Adenauer zu gehen, weil viel zur Kritik herausfordert. Aber auch hier sind bedeutende Erfolge genug vorhanden, über die mehr geschrieben werden sollte als über Fehler.»

Sethe, dessen Artikel sich häufig so lasen, als artikuliert sich hier die Reserve-Regierung des nationalen Bürgertums, entgegnete: «Aufgabe des Journalisten muss es sein, zur Willensbildung beizutragen, auch wenn ihre Ansicht von der des Aussenministers abweicht. Der gegenwärtige Kurs der Aussenpolitik erregt auch im bürgerlichen Lager, in den Kreisen der Angestellten, der freien Berufe und in der Industrie nicht nur Zustimmung, sondern auch heftige Kritik. Man kann von den Herausgebern der *FAZ* verlangen, darauf Rücksicht zu nehmen, dass der gegenwärtige Aussenminister» – und das war Kanzler Adenauer in Personalunion – «aus unseren Reihen stammt. An dieser Rücksichtnahme wird auch in Zukunft festgehalten werden, zumal die Diskussionsbeiträge in der *FAZ* dazu beigetragen haben, gewisse irrtümliche Vorstellungen in Bonn auszuräumen und den Kurs etwas zu ändern.»

Welter fasste schliesslich die Meinung der Herausgeber «dahingehend zusammen, dass sie den Russen gegenüber genauso misstrauisch sind wie der Kanzler, sie seinen aussenpolitischen Weg aber in vielen Punkten nicht für gut halten; etwas mehr Verschlagenheit, etwas mehr Kenntnis der russischen Psyche und eine etwas selbstständigere Politik wären nicht von Übel».²¹⁸ Das konnte man als Rückenbedeckung für Sethe verstehen. Doch auch die Zeit der Harmonie zwischen Welter und Sethe ging allmählich zu Ende.

Im Frühjahr 1953, Welter hielt sich gerade im Sanatorium Bühlerhöhe in Baden-Baden auf, ermahnte er den Kollegen: Sethe möge darauf verzichten, den «etwas kompromittierten Dr. Pfeleiderer», der mit seinem Vorschlag einer militärisch verdünnten Zone in Mitteleuropa publizistische Unterstützung von Sethe bekommen hatte, «ständig zum Kronzeugen anzurufen». Denn dann könne Sethe zu Recht erwarten, mit seinen Artikeln nicht zu reizen, sondern zu wirken und zu überzeugen. «Dies jedenfalls ist die Meinung Ihres Kollegen, der Ihre Arbeit mit ebenso viel Bewunderung wie neuerdings teilweise mit einer gewissen Besorgnis verfolgt.» Friedrich Sieburg, mit dem Welter soeben gesprochen hatte, sei der Meinung, «dass romantische Naturen wie Sie leicht der Gefahr erliegen, grossen Figuren der Weltgeschichte, auch wenn sie Verbrecher sind, etwas zu viel Bewunderung zu zollen.» Das bezog sich offenbar auf Stalin. Sethe antwortete: «Ich hatte immer geglaubt, meine Haltung gegenüber Russland sei kühle Nüchternheit. Wieder bin ich um eine Illusion ärmer.»²¹⁹

Mittlerweile war die *FAZ* aus dem Gröbsten heraus. Die Geldgeber kamen jetzt auch aus dem Einzelhandel (Kaufhof) und der Versicherungswirtschaft (Allianz). Haffner sprach von einer «erfreulichen Finanzlage»²²⁰. Welter wollte aus der *FAZ* nun «eine wirkliche Zeitung» machen und ein ganzes Netz eigener In- und Ausländskorrespondenten aufbauen.²²¹

Während die Bundestagswahlen allmählich näher kamen, konfrontierte die *FAZ* ihre Leser mit ständig wechselnden Meinungen zur deutschen Frage. «Was haben wir heute: Zick oder Zack?», wurde redaktionsintern gewitzelt. Baumgarten und auch Dombrowski sahen in gesamtdeutschen freien Wahlen die Minimalvoraussetzung für Friedensverhandlungen, Sethe attackierte diese Position.

Kaum hatte Adenauer die Wahl 1953 grandios gewonnen, arbeitete er «mit aller Entschiedenheit darauf hin, mich aus dem Blatte zu entfernen», erfuhr Sethe.²²² Im Auftrag des Kanzlers, der Sethe in einer Kabinettsitzung als «Bolschewistenfreund» titulierte hatte, besuchte Arbeitsminister Anton Storch am 11. November 1953 Alex Haffner. Anschliessend berichtete Storch dem Regierungschef: «Herr Dr. Haffner sagte mir, dass Herr Sethe ein sehr eigenartiger Mann sei, der immer in der Opposition stehen müsse, und nur so seien seine Artikel manchmal zu verstehen. Um aber für die nächste

Zeit vor derartigen Artikeln des Herrn Sethe sicher zu sein, hat man beschlossen, ihn jetzt erst einmal für kürzere Zeit nach den Vereinigten Staaten zu schicken, und dann soll er anschliessend eine Auslandsreise von mindestens drei Monaten, möglichst sogar von sechs Monaten durchführen. In dieser Zeit werden Grundsatzartikel des Herrn Sethe in der *FAZ* nicht mehr erscheinen.»²²³

Haffner seinerseits unterrichtete Welter, der den Inhalt des Gesprächs zwischen dem Salamander-Chef und dem Arbeitsminister ganz anders zusammenfasste: «Herr Dr. Haffner hat mir ausführlich auseinandergesetzt, wie umfassend und geschickt er Herrn Sethe verteidigt habe. Er habe lediglich zugegeben, dass Herr Sethe, wenn er seine Bedenken gegen die Regierungspolitik äussere, nicht immer genügend in Rechnung ziehe, dass der Kanzler diese Bedenken wohl auch gesehen, alles Für und Wider erwogen und schliesslich das Fazit in seiner vereinfachten Form dem Volk mitgeteilt habe. Der Kanzler mache aber einen mindestens ebenso grossen Fehler, weil er keine Kritik ertrage.» Im Übrigen habe Haffner Storch erklärt, die Zeitung lasse sich die Kritik an der Regierung nicht verbieten.²²⁴

Sethe reiste nun tatsächlich, wie Haffner es dem Arbeitsminister und CDU-Parteifreund angekündigt hatte, nach Amerika. Er hatte sich vorgenommen, zum 1. April 1954 als Korrespondent für die *FAZ* ganz nach Washington zu wechseln.²²⁵ Daraus wurde dann doch nichts – wohl auch, weil so bald kein adäquater Sethe-Ersatz für die Zentralredaktion zu finden war.

Zurückgekehrt nach Frankfurt, nahm Sethe bald wieder die Politik Adenauers aufs Korn, der seinerseits nichts unversucht liess, um den missliebigen Journalisten zur Räson zu bringen. Die Artikel Sethes seien «ungeheuerlich», «einfach nicht mehr zu ertragen», polterte Adenauer im Oktober 1954 im CDU-Bundesvorstand.²²⁶ Bei einem Industriellenempfang im Palais Schaumburg regte der Kanzler an, dem Blatt keine Anzeigen mehr zu geben.²²⁷ Im März 1955 – Sethe kam in seinen Artikeln immer öfter auf die im März 1952 nicht ausgeschöpften Möglichkeiten einer Verständigung mit der Sowjetunion zu sprechen – wurde Haffner den Herausgebern gegenüber grundsätzlich:

«Die Zeitung ist von der Wirtschaft gegründet worden, weil damals die ganze Tagespresse sozialistisch infiziert war», behauptete

Haffner. «Demgegenüber sollte ein Blatt geschaffen werden, das die bürgerliche – oder wenn Sie lieber wollen die antikollektivistische – Politik, Wirtschaft und Kultur schützt. Das konnte nur den Sinn haben, dass die Zeitung grundsätzlich, bei aller Freiheit der Kritik im Einzelnen, auf dem Boden der bürgerlichen Regierung steht und dementsprechend gegen die sozialistische Opposition auftritt.» Gegen diesen Pakt, dieses «Grundgesetz unserer Zeitung» verstosse aber «nach Ansicht unserer Freunde ein Teil der Schriftleitung» – Haffner nannte namentlich Sethe und Herbert von Borch, den 1953 zur *FAZ* gekommenen aussenpolitischen Redakteur. «Wir werden immer wieder mit einer allerdings überspitzten Formulierung gefragt, ob wir eigentlich Sozialisten seien.» Den Zustand, dass nicht selten auf der gleichen Seite in wichtigen politischen Fragen oben die eine und darunter die entgegen gesetzte Meinung vertreten werde, sei «der *FAZ* nicht würdig». Diese Flexibilität dürfe nicht so weit gehen, dass in grundsätzlichen politischen Fragen «der eine Artikel für die Regierung und der andere für die Opposition wirkt.» Wo der Kanzler Fehler mache, müsse er kritisiert werden, erläuterte Haffner. «Wir wollen nur daran festhalten, dass, wenn einmal zwischen Regierung und Opposition klare Fronten bezogen sind, wir auf Seite der Regierung gehören. Und weiterhin lehnen wir die Kritik ab, die aus gefühls- oder verstandesmässiger Abneigung gegen den Kanzler lieber Fehler als Vorzüge bei ihm findet.» Sethe habe dieser Versuchung allerdings «noch viel öfter widerstanden als nachgegeben».²²⁸

Der Druck auf Sethe verstärkte sich. Im Juli bekam er in Bonn von Adenauers Intimus, dem Kölner Bankier Robert Pferdenges, zu hören: «Meine Freunde und ich sind sehr unzufrieden mit Ihnen.» Der Düsseldorfer Industrielle Ernst Schneider, ein *FAZ*-Förderer der ersten Stunde, teilte dem Vertrieb mit, er wollte am liebsten nicht mehr inserieren, «wegen der Artikel von Herrn Sethe».²²⁹ Schneider, Präsident der Düsseldorfer Industrie- und Handelskammer, war unter anderem Aufsichtsratschef der Stahlbaufirma Hein, Lehmann & Co. Als deren Vorstandsvorsitzender fungierte Albrecht Pickert, Mitglied im zehnköpfigen Fördererausschuss der *FAZ*. Pickert beschwerte sich bei Verlagsdirektor Hoffmann massiv über die «ausssenpolitischen Extratouren» der Zeitung, deren Haltung in den letzten Wochen eine Lage geschaffen habe, «die im Interesse des ehrli-

chen Namens der deutschen Industrie fen habe, einer sauberen Klärung bedarf.» Die *FAZ* – und hier zielte Pickert insbesondere auf Sethe – habe sich nicht gescheut, den Abschluss der Pariser Verträge «als Hindernis für irgendwelche Verhandlungen mit Moskau und als Sabotage der Wiedervereinigung mit der Ostzone hinzustellen» und habe damit dem «kommunistischen Grotewohl-Klüngel» geradezu die Waffen gegen eine Wiedervereinigung in die Hand gespielt. Eine Zeitung mit solcher Haltung dürfe nicht mehr als Zeitung der deutschen Industrie gelten. Pickert sah sich in Übereinstimmung mit der Auffassung «eines grossen Kreises unserer Industrie», der sich genötigt sehe, die *FAZ* zunächst nicht weiter zu unterstützen. Sein Unternehmen, so Pickert, habe bereits von Finanzanzeigen in dem Blatt Abstand genommen.²³⁰

Was nun folgte, war die Eskalation des Konflikts zwischen Paul Sethe und Erich Welter, zwischen dem Star-Journalisten der Zeitung, dem Kollegen Fairness und Toleranz, aber auch einen «herrenhaft starrsinnigen Zug» nachsagten²³¹, und dem geltungsbewussten Erich Welter, an den sich die Beschwerden der Förderer richteten. Welter, einige Monate zuvor von Adenauers Arbeitsminister Anton Storch in den Beirat seines Ministeriums für die «Neuordnung der sozialen Leistungen» berufen²³², stellte dem Kollegen jetzt ein Ultimatum. Anlass war ein Artikel von Fritz René Allemann in der Schweizer *Tat*, den Welter als einen an die *FAZ* adressierten Vorwurf verstand, die Zeitung spiele «Moskau die Trümpfe in die Hand».

Welter warnte Sethe: «Das ist die Gefahr, in der nicht nur Sie persönlich und Ihre Bundesgenossen schweben, sondern auch die Zeitung in ihrer Gesamtheit. Meine herzliche Bitte an Sie ist, über diesen Punkt nicht zur Tagesordnung überzugehen. Ich fühle mich ausserstande, einem Brief anzuvertrauen, wie gross die Sorge ist, von der ich für den Fall erfüllt bin, dass es Ihnen nicht gelingt, diese Gefahr zu bannen.»²³³ Sethe antwortete gelassen: «Ich war ohnehin entschlossen, die Aussenpolitik des Kanzlers bis zum 9. September grundsätzlich nicht zu kritisieren. Nach dem 9. werden wir weitersehen.»²³⁴

Der 9. September, das war der Tag, an dem Adenauer nach Russland reisen würde. Auch in der Redaktionskonferenz vom 22. August betonte Sethe, bei allen Vorbehalten gegen Adenauers Kurs sei es

«patriotische Pflicht», dem Kanzler in den nächsten Wochen «keine Hindernisse durch eine grundsätzliche Kritik seiner Politik zu bereiten». Diese Zurückhaltung sei zwar gefährlich. Denn mit jedem Monat, in dem die «deutschen Illusionen» aufrechterhalten würden, wachse auch die Gefahr, die ihm schlaflose Nächte bereite, dass es eines Tages zu spät sein könne. Dennoch müsse die ohnehin schon «traditionelle Zurückhaltung in der Kritik» nun noch gesteigert werden.²³⁵

Am selben Tag war allerdings ein Kommentar Sethes erschienen, in dem er sich pessimistisch zum Sinn eines Moskauer Gesprächs über die Wiedervereinigung äusserte: «Zu schroff stehen die Meinungen gegenüber. Die Russen werden wiederholen, was sie als Preis für die Wiedervereinigung fordern: die Abkehr Gesamtdeutschlands vom atlantischen Bündnis. Der Bundeskanzler wird diese Forderung ablehnen. Wo soll da noch Raum bleiben für Verhandlungen im eigentlichen Sinn des Wortes?»²³⁶

Dieser Montagskommentar brachte Welter in Rage. Er warf Sethe vor, seine Zusage gebrochen zu haben. Der Artikel bedeute eine unverantwortliche Schwächung der deutschen Verhandlungsposition in Moskau. Sethe verschweige, dass die Sowjets als Preis für das Zusammenrücken der beiden Zonen die Annäherung der beiden Gesellschaftssysteme, «zu Deutsch Sowjetisierungsmaßnahmen in Westdeutschland» verlangt hätten.²³⁷ Der Gescholtene war pikiert: «Dass ich eine Zusage gebrochen hätte, hat mir in meinem Leben noch niemand gesagt; Sie sind der erste.»²³⁸

Am 6. September 1955, drei Tage vor Adenauers Moskau-Flug, bat Erich Dombrowski, in diesem Jahr geschäftsführender Vorsitzender des Herausgeber-Kollegiums, Sethe «ganz formell», alle meinungäussernden Veröffentlichungen zu unterlassen, die das Ansehen der Delegation im In- und Ausland herabsetzen oder die Verhandlungsposition schwächen könnten. «Verschiedene Publikationen der letzten Zeit haben nicht nur bei mir, sondern auch bei der Mehrzahl der anderen Herausgeber geradezu eine Bestürzung hervorgerufen. Die Herausgeberkonferenz der nächsten Woche wird daher einer Klärung der allmählich unhaltbar gewordenen Sachlage zu dienen haben.»²³⁹

Sethe wehrte sich: Mit seinen Artikeln der letzten Wochen habe er «das äusserste, sachlich eigentlich schon nicht mehr vertretbare Mass an Zurückhaltung» bewiesen. «Der Standort, von dem aus ich

arbeite, ist der einer sehr, einer wahrscheinlich allzu weit zurückgenommenen Linie», erläuterte er Dombrowski. «Immer wieder habe ich mich gefragt, ob ich dieses Mass an Zurückhaltung vor mir selbst verantworten könne.» Noch weiter zurückzugehen sei ihm nicht möglich. Dombrowski müsse sich das klar machen, wenn er beabsichtige, den nach seiner Meinung «unhaltbaren Zustand» zu ändern. Sethe: «So, wie Sie diesen Ausdruck ganz offensichtlich verstehen, nämlich die politische Linie der Zeitung noch weiter zum Kanzler hin zu biegen, so also ist Ihr Ziel nur zu erreichen dadurch, dass ich mein Amt als Leiter des politischen Ressorts zur Verfügung stelle und um der Sauberkeit unseres Berufes willen auch aus dem Herausgeberkreis ausscheide. Ich kann nicht mit meinem Namen eine Haltung decken, die ich für ein Verhängnis halte. Ob ich dann in der Zeitung auf einem anderen Posten bleiben kann, was ich gern möchte, würde sich bei den folgenden Verhandlungen herausstellen.»²⁴⁰

Am Mittwoch, den 14. September, fand die entscheidende Herausgeberkonferenz statt. Der ahnungslose Karl Korn war eigens von einer England-Reise nach Frankfurt zurückbeordert worden. Er vertrat in der Sitzung die Meinung, die *FAZ* könne «diesen Mann und diese Feder» nicht entbehren, zumal die Leserschaft den «warmen Cello-ton» der Sethe-Artikel schätze.²⁴¹ Gegen die Stimmen Korns und Sethes fassten Baumgarten, Dombrowski und Welter einen «Beschluss», der noch am selben Tag in der Redaktionskonferenz verlesen wurde. Entscheidender Passus: Die Mehrheit der Herausgeber sehe sich ausserstande, «den immer schärfer zum Ausdruck gebrachten Auffassungen des Herrn Sethe zuzustimmen.» Sethe sah sich daraufhin genötigt, seinen Rücktritt als Leiter des politischen Ressorts und als Herausgeber zu erklären. Neuer Politikchef wurde Baumgarten. Sethe sollte «die journalistische Vertretung des Blattes für den gesamten Fernen Osten von Japan aus übernehmen».²⁴²

Zwar lehnte Sethe Tokio ab, doch Rom, Wien oder Paris kamen durchaus in Betracht. Er ging auf Reisen, um die Möglichkeiten vor Ort zu sondieren. Laut Hintergrundinformationen, die dem *Nordwestdeutschen Rundfunk* zuzugingen, war Sethe vor der Abreise noch in Bonn und berichtete einem «Gewährsmann» über die «internen Kämpfe» bei der *FAZ*: Man sei schon im Vorjahr bereits so weit gegangen, ihm vorzuhalten, er habe «in der letzten Phase des Bestehens

der ehemaligen *Frankfurter Zeitung* pronazistische Artikel über den Verlauf des Russland-Feldzuges geschrieben, so dass es heute unverständlich sei, wenn er gegenüber der Bundesregierung eine Art oppositionelle Haltung einnehme».²⁴³

Wer gestern pro Hitler und gegen die Russen geschrieben hat, kann heute nicht gegen Adenauer sein und die Sowjetunion verharmlosen, so die Logik dieses Satzes aus dem Baukasten simpler antibolschewistischer Ideologie. Sethes Publizistik während der NS-Zeit war in eben jenem Moment Thema im Hause *FAZ*, als es um die Disziplinierung des widerspenstigen Journalisten ging, mochte er auch noch so grosse Verdienste um den Aufstieg des Blattes haben.

Erich Welter unternahm alles, um dem Eindruck entgegenzutreten, die Mehrheit der Herausgeber habe Pressuren aus dem Palais Schaumburg und der Industrie nachgegeben: «Es ist ja geradezu grotesk, dass jeder Lüge geglaubt wird, sofern sie nur den Wunsch befriedigt, überall geheime Mächte wittern zu können, den Bundeskanzler, die Industrie, die Inserenten usw.; niemand kommt mehr auf die Idee, die Wahrheit für möglich zu halten, die in diesem Fall darin besteht, dass wir seit der Gründung zwar tausend Beschwerden von allen Seiten bekommen haben, aber weder einem Druck ausgesetzt gewesen sind, noch uns einem Druck gebeugt hätten.»²⁴⁴

Noch ging Welter davon aus, dass Sethe der *FAZ* erhalten bleiben und auf einen Auslandsposten gehen würde. Doch der geschasste Herausgeber hatte inzwischen eingesehen: «Der Riss zwischen der Mehrheit der Herausgeber und mir ist zu gross, als dass er noch geheilt werden könnte.»²⁴⁵ Sethe sah sich nach einem neuen Wirkungsfeld um. Nachdem er verschiedene Angebote geprüft hatte – auch Rolf Rienhardt, jetzt Verlagsgeschäftsführer der *Westfälischen Zeitung* in Bielefeld, bemühte sich um eine Verpflichtung des prominenten Journalisten²⁴⁶ –, ging er zur *Welt*.

«Ich weiss, Welter ist dem Druck des Kanzlers und der Inserenten nicht gewichen; es war lauterer Patriotismus, dass er sich auf ihre Seite gegen seinen Kollegen und die überwältigende Mehrheit der Redaktion stellte», schrieb Sethe fast ein Jahr nach seiner Absetzung an Margret Boveri. «Aber die Parolen haben ihm doch das Deutsche Industrie-Institut und das Vorzimmer von Globke geliefert. (...) ,Frei

ist, wer reich ist.' Von wem ist das? Dreimal dürfen Sie raten. Die Erfahrungen von 35 Journalistenjahren stecken darin. Am meisten habe ich politisch gelernt in den sieben Jahren, in denen ich an einer Zeitung war, die der Industrie gehörte. Ich weiss nun, warum die Wiedervereinigung nicht gekommen ist. Der Kaiser hatte ganz recht, als er von den vaterlandslosen Gesellen sprach. Er hat nur nach der falschen Seite hin gesprochen.»²⁴⁷

Seine Tätigkeit in Frankfurt sei ein «einziges Zurückweichen vor den Eigentümern» gewesen, so Sethe. «Als Welter mir im vergangenen Sommer drohte, ich würde abgesetzt, wenn ich die Politik der Schwäche weiter betriebe, bin ich weiter zurückgewichen. Wenn Welter seine Drohung trotzdem wahr gemacht hat, dann deshalb, weil ihm mein Zurückweichen nicht genügte, weil er kein Zurückweichen, sondern Unterwerfung wollte.»²⁴⁸ Welter behauptete hingegen, er habe sich «bis zur Selbsterniedrigung» um Sethe und die Fortsetzung der Zusammenarbeit bemüht.²⁴⁹

Der prominente Kanzler-Gegner leitartikelte fortan für *Die Welt*, Adenauer hatte weiterhin Gelegenheit, sich über so manchen «blöden Artikel» des Publizisten zu ärgern.²⁵⁰ Doch Sethes Bedeutung verblasste allmählich. Parallel zum Aufstieg der *FAZ* war die verkaufte Auflage des Springer-Renommierblatts kontinuierlich gesunken. Ende 1950 lag die *Welt*-Auflage bei fast 250'000, während die *FAZ* lediglich 42'000 Exemplare verkaufte. Bis Mitte 1955 hatten die Frankfurter fast aufgeholt: Die *FAZ* kam auf knapp 150'000 Stück, die *Welt* gerade noch auf 162'000.²⁵¹ Und als Axel Springer nach dem Desaster seiner Eigendiplomatie in Moskau seine Blätter auf Kalter-Krieg-Kurs brachte, verlor die *Welt*, die er 1953 gekauft hatte, auch noch rapide an Ansehen und Qualität.

Die öffentlichen Turbulenzen um Sethes Abgang hielten Welter noch einige Zeit in Atem. Nachhaltigen Schaden fügte die Affäre dem Blatt jedoch nicht zu. Welter durfte triumphieren, als Ende 1958 Benno Reifenbergs Zeitschrift *Die Gegenwart* Vergangenheit war und der Gralshüter der FZ-Tradition nach vielen gescheiterten Anläufen, das alte liberale Blatt wieder zu beleben, im Jahr darauf Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen* wurde. Dort hatten sich mittlerweile 18 Ehemalige aus der FZ-Redaktion versammelt, darunter auch Friedrich Sieburg.

«Für Welter war es die grösste Genugtuung, als er Leuten wie

Benno Reifenberg eine Heimstatt geben konnte, bei denen es ja eine gewisse Verachtung für Welter gegeben hatte», so die Erinnerung von Karl Korn.²⁵² Die Zeitung, die nun die Zeile *Frankfurter Zeitung* im Impressum führte, beschäftigte mittlerweile mehr als 100 Redakteure und Korrespondenten – und war längst *die* konservative publizistische Institution der Bundesrepublik.

Lutz Hachmeister

Ein deutsches Nachrichtenmagazin Der frühe «Spiegel» und sein NS-Personal¹

Bei den Aktionen der Adenauer-Administration gegen den *Spiegel* wurde 1962 ein Mann mit dem Allerweltsnamen Erich Fischer festgenommen. Den 54-jährigen *Spiegel*-Angestellten hatten die Kriminalbeamten der BKA-Sicherungsgruppe Bonn mit dem wegen angeblichen «Landesverrats» gesuchten Herausgeber des Nachrichtenmagazins, Rudolf Augstein, verwechselt – als Fischer abends aus einem Düsseldorfer Kaufhaus kam und in seinen Dienstwagen steigen wollte, griffen ihn die Kripo-Leute und verhörten ihn einige Stunden lang, bis sich der Irrtum aufklärte.² Erich Fischer war der Verlagsmanager des Düsseldorfer *Spiegel*-Büros und vor allem für die Anzeigenakquise im Rhein-Ruhr-Raum zuständig. Das war kein unwichtiger Posten, aber zwanzig Jahre zuvor hatte der wuchtige PR-Spezialist noch eine weitaus höhere Position innegehabt. Im November 1942 beförderten ihn Propagandaminister Goebbels und Reichspressechef Otto Dietrich zum Chef der Abteilung «Deutsche Presse» im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda (RMVP), im Range eines Ministerialrats. Damit war Fischer, seit November 1941 auch SS-Sturmbannführer, einer der ranghöchsten Beamten des Propaganda-Ministeriums. Fischers direkter Vorgänger als Presse-Abteilungsleiter war Hans Fritzsche gewesen, später der bekannteste Rundfunk-Kommentator des NS-Reiches.

Erich Fischer, geboren 1908 in Essen, gehörte zur genuin nationalsozialistischen Elite, zu jenen jungen NS-Führern, die in der Weimarer Republik nichts weiter als ein schlecht verwaltetes Provisorium mit schwachen «Erfüllungspolitikern» und anachronistischem Parteienpalaver sehen konnten, die Inflation, Reparationen und Notverordnungen als biographisch prägend empfanden und schliesslich von spezifisch nationalsozialistischen Institutionen beruflich geformt wurden. Fischer, schon seit Juli 1927 NSDAP-Mitglied, war zunächst Chef des Presse- und Propaganda-Amtes in der Reichsjugendführung unter Baldur von Schirach geworden und hatte in dieser

Funktion mit der ideologischen Einordnung und «Säuberung» der deutschen Jugendpresse zu tun. 1935 gab der damals 27-Jährige das repräsentative Handbuch der Hitlerjugend, «Die junge Kameradschaft», heraus, mit einschlägigen Beiträgen zur Rassenkunde, germanischer Vorgeschichte und Wehrtechnik. Der spätere Fernseh-Autor Herbert Reinecker («Der Kommissar», «Derrick») beschrieb die «Fahnenweihe in der Marienburg», der NS-Geschichtswissenschaftler Walter Frank erläuterte den Hitlerjungen noch einmal «die grundlegende Tatsache, dass am Anfang und im Mittelpunkt der nationalsozialistischen Geschichte ein Mann steht: Adolf Hitler». Fischer selbst erläuterte im Vorspruch, das Buch solle «frei sein von falscher Mentalität und uns fremder Romantik, aber mit harter und doch leidenschaftlicher Sprache von unserem Kampf und unserem Wollen» berichten.

In der Presselenkung der Hitlerjugend bewährt, landete Fischer schliesslich im Schlepptau Otto Dietrichs im Propaganda-Ministerium, wo er dann bei der staatlich verordneten «Reichspressekonferenz» den Journalisten täglich vorgab, was in welcher Form zu publizieren sei und was man auf keinen Fall bringen dürfe. Fischer blieb im RMVP bis zum 4. April 1945, als ihn Goebbels persönlich noch für kurze Zeit zur Wehrmacht verabschiedete.³ Anfang der 50er Jahre finden wir Erich Fischer wieder als Manager des Hamburger «Pressebüros Woischnik». Dort wurden im Umfeld des «Volksbundes für Frieden und Freiheit e.V.» mit Geldern der Bundesregierung und der CIA antikommunistische Flugblätter und Broschüren entworfen. Generalsekretär des «Volksbundes» war Fischers einstiger Kollege aus dem Propaganda-Ministerium, der Antikomintern-Spezialist Dr. Eberhard Taubert, ein fanatischer Antisemit, der das Drehbuch für den Film «Der ewige Jude» entwickelt hatte. Taubert sei ein «Routinier im Fach», versicherte der gut informierte *Spiegel* schon 1950 seinen Lesern: «Der kleine ‚Dr. Anti‘, Strippenzieher bei allen Querverbindungen zu Wlassow-Anhängern, vergrämten Ukrainern, Georgiern, Aserbajdschanen, Tataren und Kosaken», habe aber 1945 «erst einmal unter Grund gehen» müssen, «weil man ihn wegen seiner Goebbels-Statur und Ost-Propaganda-Aktionen für eine gefährliche, weil verantwortliche Figur des Dritten Reiches hielt»⁴.

Der *Spiegel* sicherte sich 1952 die Dienste von Taubert-Mitstreiter Fischer und schickte ihn von Düsseldorf aus mit Verlags-Mercedes in den schwerindustriellen Kernbereich Nordrhein-Westfalens. Hier konnte Fischer bei seinen Akquise-Touren auf zahlreiche alte Bekannte aus der NS-Funktionselite treffen, die sich nach dem Untergang ihrer nationalsozialistischen Institutionen, nach Internierungszeit, Entnazifizierung, mitunter auch Verurteilung durch alliierte Gerichte, in der bundesdeutschen Wirtschaftswelt neu orientiert und politisch vor allem Anschluss an die nordrhein-westfälische FDP gefunden hatten. Der einstige Gestapo-Ideologe und Polizeistaats-Theoretiker Dr. Werner Best amtierte seit 1954 als Direktoriumsmitglied und Chef jurist bei Stinnes in Mülheim/Ruhr; zuvor hatte Best zusammen mit dem Anwalt und FDP-Aussenpolitiker Ernst Achenbach von Essen aus Kampagnen für eine «Generalamnestie» aller Kriegsverbrecher entworfen und geplant. Achenbach wiederum war als Leiter der Politischen Abteilung bei der Deutschen Botschaft in Paris Anfang der 40er Jahre auch mit der Deportation französischer Juden befasst gewesen. Gemeinsam mit dem nordrhein-westfälischen Landesvorsitzenden Friedrich Middelhaue plädierte Achenbach offensiv für einen nationalistischen Rechtskurs der FDP und die Integration der «heimatlosen» jungen NS-Intelligenz in die Freien Demokraten.

Achenbachs Stellung in der NRW-FDP war stark, weil er als «Modeanwalt der Ruhrindustrie» (*Die Zeit*) eine für die FDP auch ökonomisch wichtige Verbindungsfigur zu Wirtschaftskreisen darstellte. Schon im Sommer 1950 hatte Achenbach mit Goebbels' Ex-Staatssekretär SS-Standartenführer Werner Naumann darüber beraten, wie man möglichst effizient ehemalige jüngere NS-Führungskader in die nordrhein-westfälische FDP einschleusen könnte. «Seither nahm der Einfluss ehemaliger Nationalsozialisten im nordrhein-westfälischen Landesverband der FDP ständig zu», so der Historiker Ulrich Herbert, «vermittelt zumeist durch Achenbach und stark begünstigt durch Middelhaues Politik der ‚Pflicht nach rechts‘. Insbesondere die Auswahl der hauptamtlichen Mitarbeiter des Landesverbandes war davon beeinflusst».⁵ Der persönliche Referent des Landesvorsitzenden Middelhaue, Wolfgang Diewerge, auch er SS-Standartenführer, hatte vor 1945 als Rundfunk-Referent des Propa-

ganda-Ministeriums amtiert und antijüdische Hetzschriften verfasst. FDP-Landesgeschäftsführer Heinz Willke hatte im NS-Staat als Chefredakteur des HJ-Zentralorgans «Wille und Macht» gewirkt, der Pressereferent Siegfried Zoglmann, SS-Obersturmführer a. D., war als Mitglied der Reichsjugendführung im «Protektorat Böhmen und Mähren» aktiv gewesen.

Im Januar 1953 führte die britische Besatzungsmacht einen entscheidenden Schlag gegen führende NS-Geheimbündler und nahm auch Ex-Staatssekretär Naumann fest. Damit gerieten auch die politischen Aktivitäten Achenbachs und die Rolle des nordrhein-westfälischen FDP-Landesverbands – als nur noch mühsam verkappte Sammelstelle für frühere nationalsozialistische Funktionäre – in die öffentliche Diskussion. Die Bundes-FDP sah sich gezwungen, eine Untersuchung («Blücher-Kommission») über die nordrhein-westfälischen Vorgänge anzusetzen. «Herr Achenbach», so das Ergebnis der Kommissionsarbeit, habe «nach seiner Grundhaltung niemals zu uns gehört. Sein Ausscheiden aus der FDP ist unabweislich». ⁶ Der NRW-Parteichef Middelhaue habe durch seinen NS-Integrationskurs «eine Gefahr für den Bestand und das Ansehen unserer Partei gesetzt», Hauptgeschäftsführer Wolfgang Döring schliesslich habe es «an der notwendigen Loyalität gegenüber dem Landesvorstand und an Aufrichtigkeit in seinen Angaben fehlen lassen». ⁷

Der so kritisierte Wolfgang Döring war in den 50er Jahren der wichtigste Kommunikationspartner im politischen Raum für *Spiegel*-Präzeptor Rudolf Augstein, der selbst 1955 formell in die FDP eintrat und schon damals erwogen hatte, aus der politischen Publizistik in den direkten politischen Raum überzuwechseln. ⁸ Der gelernte Publizist Augstein und die Parteipolitiker Döring und Achenbach hatten ein gemeinsames Ziel, für das die Beschäftigung fähiger NS-Kader lohnend und akzeptabel erschien: den Sturz des «rheinischen Separatisten» Adenauer, später auch die Abwehr aller bundespolitischen Ambitionen des bajuwarischen Volkstribunen Franz Josef Strauss. Ein erster Schritt zur Unterminierung des Adenauer-Regimes war der Sturz der CDU/FDP-Koalition Arnold 1956, der durch die FDP-«Jungtürken» um Döring, Willy Weyer und Walter Scheel bewerkstelligt wurde. Die «Düsseldorfer Linie» eines Neo-Nationalliberalismus, die sich zugleich gegen die altliberale süd-

westdeutsche FDP-Richtung und das klerikalbourgeoise Establishment um Adenauer wandte, wurde zur politischen Heimat Augsteins.⁹

Augsteins politischer Partner Döring hatte sich zwar mit Vehemenz gegen alle Verdächtigungen gewehrt, er sei mit der Naumann-Gruppe eng verbunden gewesen, musste sich im Bundestag bei seiner Jungfernrede von CDU-Seite aber noch 1957 den Zwischenruf «der Nazi-Döring» anhören.¹⁰ Der Sohn eines Leipziger Versicherungsjuristen, Jahrgang 1919, war nach dem Arbeitsdienst 1938 Berufssoldat geworden. Als Kommandeur einer Panzereinheit hatte er unter anderem mit der Kampfgruppe Marcks in Afrika gegen die Briten und mit der Panzergrenadier-Division Brandenburg bei Łódź und Glogau gegen sowjetische Truppen gekämpft. 1945 war der Hauptmann a.D. Döring aus einem französischen Kriegsgefangenenlager entflohen und hatte in Mülheim an der Ruhr bei einem britischen Militärreparaturbetrieb Anstellung gefunden. Auf Vermittlung Willy Weyers war der Jungdemokrat Döring am 1. August 1950 Hauptgeschäftsführer des FDP-Landesverbandes Nordrhein-Westfalen geworden. Seine «grosse Ausstrahlungskraft», so seine FDP-Biographen Dorn und Wiedner, habe ihn bei «der Ansprache junger Menschen und ehemaliger Soldaten eine entscheidende Rolle» spielen lassen.¹¹ Döring leitete nach dem Richtungswechsel der FDP in Nordrhein-Westfalen 1957 den Wahlkampf der Bundes-FDP. 1955 hatte der kantige Mann mit dem Bürstenhaarschnitt zusammen mit Middelhaue, Weyer und Scheel versucht, fünf bis sechs Millionen DM Startkapital für die Etablierung einer bundesweiten FDP-Tageszeitung aufzutreiben: «Paul Sethe, einer der profiliertesten politischen Journalisten, konnte als Chefredakteur gewonnen werden. Mit weiteren Journalisten wurden Verträge abgeschlossen und in Düsseldorf ein Grundstück gekauft. Die technischen und personellen Voraussetzungen waren schon sehr weit gediehen, als zum Jahresende 1955 der Streit mit der CDU und Konrad Adenauer immer deutlicher wurde. Einige der potentiellen Geldgeber und auch Vertreter der Banken wurden plötzlich sehr zurückhaltend gegenüber dem FDP-Zeitungsprojekt, und nach dem Regierungswechsel 1956 war die gesamte Planung geplatzt, da für die FDP eine sehr bedrohliche finanzielle Lage eingetreten war».¹²

Das FDP-Zeitungsprojekt lebte in anderer Gestalt noch einmal auf, als Augstein 1957 versuchte, neben dem *Spiegel* eine neue *Deutsche*

Allgemeine Zeitung zu lancieren. Auch hier war der nationalliberale Paul Sethe als Chefredakteur vorgesehen. Die Kooperation zwischen Augstein und Döring ging freilich über Presseprojekte hinaus. Erich Mende, seit 1957 Fraktionsvorsitzender der FDP im Bundestag, erinnerte sich später an ein Treffen vom 20. Februar 1957, zu dem er Willy Weyer, Walter Scheel und Wolfgang Döring in sein Godesberger Haus eingeladen hatte, um zu klären, ob und wie Augstein auf der nordrhein-westfälischen FDP-Landesliste kandidieren könne. Mende über Augstein: «Eine eiskalte, brutale Kämpfernatur von eindrucksvoller Härte, voller Ironie und bissigen Spotts. Augstein entwarf als einzige Alternative das Bild einer gegen die CDU/CSU gerichteten Mehrheit aus SPD und FDP. Dabei steigerte er sich in einen solchen Hass gegen Konrad Adenauer und Franz Josef Strauss, dass die sachlichen Überlegungen einschliesslich der allgemeinen Stimmung im Land zwangsläufig zurücktraten. Das Ziel der FDP sollte eine neue Bundesregierung aus SPD und FDP mit Reinhold Maier (FDP) als Bundeskanzler sein (...) Der *Spiegel* werde alles daransetzen, durch entsprechende Herausstellung Reinhold Maiers und Unterstützung der Liberalen dieses Ziel zu erreichen.»¹³

Wenn Mende sich überhaupt richtig erinnerte, dann wird Augstein den (ohnehin wenig chancenreichen) ehemaligen badenwürttembergischen Ministerpräsidenten Reinhold Maier (1889-1971) allerdings nur als Übergangsfigur ins Gespräch gebracht haben – der damals 68-jährige FDP-Bundesvorsitzende, der schon vor 1933 für die Deutsche Demokratische Partei im Reichstag gesessen hatte, stand als Repräsentant des südwestdeutschen Altliberalismus kaum für eine erneuerte sozialliberale FDP. Als Ritterkreuzträger Mende («der schöne Erich») sich gegen die Bundestags-Kandidatur Augstein aussprach, zog er sich dessen nachhaltige Feindschaft zu; Augstein liess seinen *Spiegel* jahrelang gegen den «wankelmütigen» oder «führungsschwachen Umfaller» Mende, der Maier 1960 als FDP-Bundesvorsitzender ablöste, schiessen. Augstein hoffte auf die weitere Karriere Dörings; immerhin wurde im September 1962 auch öffentlich darüber spekuliert, Döring könne zumindest Fraktionschef der FDP im Bundestag werden.¹⁴

Hans-Magnus Enzensberger irrte sich 1956, als er den *Spiegel* rein medienphänomenologisch durch den personalisierenden *Story-Stil*

zu erklären suchte. Das Geheimnis des Blattes lag nicht «an der Oberfläche», wie Enzensberger meinte – wie jede einflussreiche publizistische Institution ist auch die Entwicklung des *Spiegel* nur durch konkrete politisch-kommunikationshistorische Forschung zu erklären, gerade weil die Redaktionspolitik des *Spiegel* über Jahrzehnte durch die *politischen* Intentionen eines einzigen Mannes geprägt wurde.

Rudolf Augstein, als Sohn eines Fotohändlers 1923 in Hannover geboren, «Marionettenspieler bei der Hitlerjugend, Kantinenwirt im Arbeitsdienst, Schütze Arsch an der Ostfront, am Ende Leutnant»¹⁵, hatte nach seinem Kriegsabitur 1941 zunächst als Volontär beim *Hannoverschen Anzeiger* begonnen und nach dem Kriegsdienst beim britisch kontrollierten *Hannoverschen Nachrichtenblatt* journalistisch Weiterarbeiten können. 1946 entwickelten drei britische Presseoffiziere – der eigentliche Konzeptionist Major John Chaloner und die Sergeanten Harry Bohrer und Henry Ormond – den Vorläufer des *Spiegel*, die Zeitschrift *Diese Woche*. Zwei dieser Presseoffiziere, Ormond und Bohrer, waren jüdische Emigranten, die während des Zweiten Weltkrieges in die britische Armee eintraten. Die Briten gaben ein – für den deutschen Journalismus neuartiges – *news magazine* nach angloamerikanischem Muster vor (Pate stand vor allem das 1923 gegründete *Time*), das am 16. November 1946, gedruckt bei Madsack & Co, zum ersten Mal in Hannover erschien. Nach Konflikten über den politischen Kurs von *Diese Woche* mit vorgesetzten Stellen der britischen Presseaufsicht erschien das Blatt dann unter dem Titel *Der Spiegel*, den sich der Legende nach Augsteins Vater hatte einfallen lassen, am 4. Januar 1947 neu. Der schreibgewandte und kulturell-zeithistorisch vielseitig interessierte Augstein wurde als Meinungsführer der Redaktion, wiederum mit Hilfe von Chaloner, Bohrer und Ormond, alleiniger Herausgeber des Blattes. Wie Leo Brawand, *Spiegel*-Redakteur der ersten Stunde, in einer anekdotenreichen Augstein-Biographie 1995 enthüllte, hatten die drei Presseoffiziere ein *gentlemen's agreement* mit Augstein geschlossen – sie dachten es zumindest – und darauf gehofft, mit je zehn Prozent der Gesellschafteranteile nach dem Ende der britischen Presseaufsicht Teilhaber am *Spiegel*-Verlag zu werden. 1950 verkaufte Augstein allerdings fünfzig Prozent des *Spiegel*-Verlages, ohne mit den Briten zu konferieren, an den Hamburger Verleger John Jahr.¹⁶

Zwar war die Auflage des *Spiegel* inzwischen auf rund 100'000 Exemplare pro Woche gestiegen, das aufwändige Magazin fuhr aber stetige Verluste ein und brauchte sowohl neues Kapital als auch eine professionellere Annoncen-Akquise. Die britischen Presseoffiziere protestierten gegen diese Transaktion und erinnerten an das ‚*agreement*‘. «Die Unterstützung bei der Gründung des *Spiegel* ging über das Dienstliche weit hinaus. Ohne den persönlichen Einsatz von uns Dreien wäre aus *Diese Woche* kein *Spiegel* geworden und die Zeitschrift mit Ihnen Dreien als Lizenzträger nie entstanden», schrieb Henry Ormond, inzwischen im Zivilberuf Rechtsanwalt, an die Lizenzträger Augstein, Gerhard Barsch und Roman Stempka. Augstein bestritt einen Anspruch der Briten, Teilhaber am *Spiegel*-Verlag zu werden. Nach längerem Hin- und Her überwies er schliesslich je 3'000.- DM an Bohrer und Chaloner und zahlte auch seine beiden Mit-Lizenzträger Barsch und Stempka aus.¹⁷

John Jahr hatte im Zuge seiner Einstiegsverhandlungen von Augstein gefordert, der *Spiegel* müsse vom provinziellen Hannover in die Presse-Metropole Hamburg umziehen. Augstein, mit seinen «Jens Daniel»-Kolumnen als Adenauer-Kritiker bald bundesweit profiliert, nutzte diesen Umzug, um sich, gemeinsam mit dem Redaktionsmanager und «preussischen Zuchtmeister» Hans-Detlef Becker, einiger Redakteure zu entledigen, die ihm zu sehr einem unpolitischen Feuilleton-Stil verhaftet schienen. Kulturchef Hans Joachim Toll, der Chef vom Dienst Werner Hühne und die Redakteurin Hanne Walz wurden entlassen.¹⁸ Augstein propagierte sein Blatt nun als für die junge Republik unverzichtbare *politische Institution*, die allein die Schwächen des parlamentarischen Systems und der leicht korrumpierbaren Presseszenarie konterkarieren könne. In einem Kommentar zum fünfjährigen Bestehen des Nachrichtenmagazins schrieb er selbstbewusst: «Der *Spiegel* zum Ende des Jahres 1951 ist die einzige politisch meinungsbildende Zeitung Westdeutschlands, die in der Hand von Unabhängigenjournalisten ist und die keinerlei Subventionen, weder direkte, noch indirekte, von irgendwem erhält (...) Wir wissen nicht, was unsere Kollegen gegen die Bonner Wilheiminerie tun wollen oder können. Aber wir wissen, was wir selber tun: Wir werden ohne Rücksicht auf Verluste eine faire und schonungslose Klinge schlagen. Wir sind unabhängige Leute, und man

wird sich daran gewöhnen müssen. Wenn wir das Maul halten sollen, muss man es uns schon stopfen».¹⁹

Mit diesem forschen Tonfall und dem «schonungslose Klinge schlagen» kamen die beiden neuen Ressortchefs gut zurecht, die 1952 von Augstein und Becker in den Ressorts «Ausland» und «Internationales» platziert wurden, um die Politisierung der Redaktion voranzutreiben. Dr. Horst Mahnke und Georg Wolff, SS-Offiziere und Ex-Spezialisten in Reinhard Heydrichs «Sicherheitsdienst» (SD), erschienen dem damals jungen *Spiegel*-Redakteur und späteren Dokumentarfilmer Wilhelm Bittorf als «witzig und dynamisch, im Casinoton auftretend, wie viele alte Nazis sympathisch einnehmend».²⁰ Mitunter trafen die beiden frisch gebackenen Ressortchefs in der Hamburger Journalistenpinte «Fiete Melzer» ihren ehemaligen Chef, den SS-Brigadeführer Franz Alfred Six, der nach seiner Entlassung aus dem Kriegsverbrechergefängnis in Landsberg offiziell in Hamburg-Blankenese Domizil genommen hatte, bald aber schon von Ernst Achenbach und Werner Best als Geschäftsführer zum Darmstädter Leske-Verlag vermittelt wurde. Mahnke und Wolff hatten in Königsberg bei dem gelehrten Medienforscher und späteren NS-Auslandswissenschaftler Six Zeitungswissenschaft studiert. Ihr akademischer Lehrer war nicht irgendein Professor: Franz Alfred Six lenkte Ende der dreissiger Jahre den gesamten Inlands-SD, er steuerte die Karriere Adolf Eichmanns und wurde 1939 von Heydrich selbst mit dem Aufbau einer «Auslandswissenschaftlichen Fakultät» an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität beauftragt.²¹ Im Nürnberger Einsatzgruppen-Prozess war Six, der zuletzt als Leiter der Kulturpolitischen Abteilung in Ribbentrops Aussenamt gewirkt hatte, zu zwanzig Jahren Haft verurteilt, dann aber von US-Hochkommissar John McCloy vorzeitig in die Freiheit entlassen worden. Bei Leske startete der SS-Intellektuelle Six, der nie den Glauben an die historische Legitimität der NS-Bewegung verloren hatte, sofort wieder eine Buchreihe mit dem Titel «Auslandsforschung» und verlegte Bücher ehemaliger NS-Sozialwissenschaftler wie Reinhard Höhn, Karl-Heinz Pfeffer oder Hans-Amandus Münster.

Am 10. Februar 1954 brachte der *Spiegel* diese Kurzrezension des bei Leske publizierten Werks «1954 – Der Frieden hat eine Chance»: «Die Autoren haben einen Typ globaler strategischer Buch-Reporta-

ge entwickelt, der von der Kritik durchweg freundlich aufgenommen wurde. Der nächste Krieg findet nicht unbedingt in Europa statt, ist ihre Hauptthese. Die Weltmacht-Giganten gruppieren ihre Streitkräfte derart um, dass sie die entscheidenden Schläge auf das Zentrum des Gegners ansetzen können. Die Hilfsvölker verlieren dadurch an strategischer Bedeutung.»²²

Geschrieben hatten das 304-seitige Werk, eine schwer auf den Nenner zu bringende «ausserpolitische Markt-Analyse», die beiden *Spiegel*-Spezialisten Wolff und Mahnke, erkennbar unter Rückgriff auf Geheimdienst-Material. Beim SD in ganzheitlicher Politik-Analyse trainiert, nunmehr aber des sterilen NS-Gegnerbildes ledig, fabulierten die beiden Autoren über «Spezialdivisionen für den Polarkrieg», «die politische Logik der deutschen Wiedervereinigung» oder den «Schock des magischen Menschen» in Afrika. Der Dritte Weltkrieg, wenn er denn ausbräche, werde wahrscheinlich am Nordpol ausgetragen, lautete eine Kernthese der Leske-Schrift. Dass sich mit dieser Veröffentlichung zwischen den beiden Königsberger Kommilitonen und ihrem ehemaligen Lehrer und aktuellen Verleger Franz Alfred Six wieder eine publizistische Verbindung ergeben hatte, die bis zum BND-Vorläufer «Organisation Gehlen» reichte, blieb freilich lange Zeit im Dunkeln; der *Spiegel* selbst, ansonsten das führende Organ für vergangenheitspolitische Aufklärung in Deutschland, zeigte kein Interesse an der Untersuchung der frühen SD-Seilschaften im eigenen Hause. Sonst wären die investigativen Rechercheure des *Spiegel* darauf gekommen, dass Rudolf Augsteins erstes Buch, eine Sammlung von «Jens Daniel»-Kolumnen unter dem Titel «Deutschland – ein Rheinbund», 1953 ebenfalls bei Leske publiziert worden war, dorthin von dem agilen Tandem Mahnke/Wolff vermittelt.

Für die Branchenöffentlichkeit, auch für eine an konkreten politisch-zeithistorischen Zusammenhängen zumeist desinteressierte Kommunikationswissenschaft, blieb das Bild des *Spiegel* durch die Opposition des Herausgebers Augstein gegen die Westorientierung der Adenauer-Administration geprägt, durch den Kreuzzug gegen den CSU-Politiker Franz Josef Strauss und die Aufdeckung verschiedener politischer Skandale («Neue Heimat», «Flick-Spenden», «Bar-

schel-Affäre»), allenfalls noch durch die vor allem vom *Spiegel* repräsentierte Ambivalenz des investigativen Journalismus.

Das mentale Gründungsdatum des *Spiegel* fällt damit nicht auf den 4. Januar 1947, sondern auf den 26. Oktober 1962, als die *Spiegel*-Redaktion im Gefolge des Ahlers'schen Artikels «Bedingt abwehrbereit» polizeilich durchsucht und Herausgeber Augstein anschließend für 103 Tage inhaftiert wurde. Die *Spiegel*-Affäre markierte tatsächlich den Anfang vom Ende der Adenauerzeit, und sie mythisierte zugleich das Blatt selbst.²³ «Ein Aufschrei des Entsetzens ging durch das Land», so der Politologe Christian Raskob 1992 in einem Memorial der *Süddeutschen Zeitung*, «in zahlreichen Universitätsstädten schlossen sich empörte Studenten zu Demonstrationen und Kundgebungen zusammen. Mehrere hundert Demonstranten zogen vor das Hamburger Untersuchungsgefängnis und demonstrierten unter Augsteins Zellenfenster (...) Professoren, Dozenten, Gewerkschaftler und Schriftsteller der Gruppe 47 bestürmten die verantwortlichen Behörden und die Bundesregierung. Auch die Journalisten solidarisierten sich. Ohne die praktische Hilfe, die Hamburger Zeitungen und Zeitschriften während der Totalbesetzung leisteten, wäre das Erscheinen der nächsten Ausgabe nicht möglich gewesen».²⁴ Augsteins «regierende Gegner», so der Zeit- und Medienhistoriker Norbert Frei, hätten den *Spiegel*-Herausgeber und seine Redakteure «in völliger autoritärer Verblendung (...) zu Märtyrern der Pressefreiheit» gemacht. «Was bis dahin auch der *Spiegel*, im Gewand einer betont national gesinnten Kritik an Adenauers Westkurs, an Überständigem vertreten hatte, war fortan vergessen».²⁵

Augstein nutzte in der Folge diesen «Glücksfall» (so der Herausgeber selbst über die Auswirkungen der wirren Aktion auf die ökonomische Prosperität des Blattes), um das Image des *Spiegel* auf die beiden Kernformeln «Sturmgeschütz der Demokratie» und «liberales, im Zweifelsfalle linkes Blatt» zu zentrieren. Die fünfzehn ersten *Spiegel*-Jahre gerieten aus dem Blickfeld. Die Untersuchung der eigenen Geschichte erschien nicht opportun – schliesslich gehörten die Studenten und Intellektuellen, die ausschliesslich das Image eines liberalen, im Zweifelsfalle linken *Spiegel* im Kopf hatten, zur bevorzugten Klientel des Blattes. Als der Publizist und frühere *Spiegel*-Medienkolumnist Otto Köhler sich 1992 in der Zeitschrift «konkret»

den Fällen Mahnke und Wolff zuwandte²⁶, schwieg das Nachrichtenmagazin eisern. Auch kein anderes bundesdeutsches Blatt von Rang und Namen – mit Ausnahme der Berliner tageszeitung (*taz*) – griff seinerzeit die Geschichte auf. Dabei beruhen Stil und Wirkungsweise des *Spiegel* auf den Konstitutionsbedingungen der späten 40er und frühen 50er Jahre. Ohne eine Kenntnis der Frühgeschichte des Magazins ist seine einzigartige Stellung in der bundesdeutschen Publizistik kaum zu erklären. SS-Offiziere in leitender Funktion beim *Spiegel*, und ein gutes Dutzend Redakteure und Mitarbeiter mit eindeutiger NS-Zuordnung obendrein, dies erschien denn doch zu unheimlich und politisch inkorrekt, um überhaupt öffentlich diskutiert zu werden.²⁷

Der wendige Berliner Horst Mahnke, geboren am 28. Oktober 1913 («Ich bin ein Urpreuss' – in Berlin geboren und in Ostpreussen grossgeworden»), schrieb er später an Axel Springer²⁸), war dem SS-General Six getreu von den Königsberger Studienzeiten bis zur Flucht in den Untergrund 1945 gefolgt. Promoviert mit einer Arbeit über die «freimaurerische Presse in Deutschland» (Note: «Sehr gut»), Fachgruppenleiter im NS-Studentenbund und seit 1936 hauptamtlicher Angehöriger des SD, diente Mahnke seit dem 1. Juni 1939 als Referent im Berliner SD-Hauptamt und wurde von Six seit den Anfängen der Auslandswissenschaftlichen Fakultät auch dort als Assistent bestellt. Überdies beschäftigte Six seinen Adlatus als Stabsleiter bei den Vorbereitungen zur «Operation Seelöwe», der geplanten Besetzung Grossbritanniens durch Wehrmacht und SS. Mahnke bearbeitete hier die Proskriptionslisten der in England zu drangsaliierenden NS-Gegner. Im Sommer und Herbst 1941 marschierte Mahnke unter Führung seines Dekans mit dem rund 20-köpfigen «Vorkommando Moskau» in Richtung sowjetischer Hauptstadt, das sich offenkundig nicht nur mit der Beschlagnahme von kommunistischen Archiven beschäftigte; in der «Ereignismeldung Nr. 73» vom 4. September 1941 hiess es, dass Gruppenstab der Einsatzgruppe B und Vorkommando Moskau in der Zeit vom 20. Juni bis 20. August 144 Personen erschossen hätten, ausserdem habe das Vorkommando allein 46 Personen liquidiert, darunter 38 «intellektuelle Juden», die versucht hätten, im neu errichteten Ghetto von Smolensk «Unzufriedenheit und Unruhe» hervorzurufen.²⁹ Anfang 1943 wechselte Mahnke mit Six ins Auswärtige Amt und oszillierte auch noch zwi-

schen dem Amt VII im Reichssicherheitshauptamt (RSHA) und seinen Aufgaben als Lehrbeauftragter in der Auslandswissenschaftlichen Fakultät. Dass der NS-Staat im Zweifrontenkrieg untergehen werde, hat Mahnke als gutinformierter SD-Mann wohl früher begriffen als andere, dennoch hoffte er wie SD-Auslandschef Walter Schellenberg bis zum Schluss darauf, dass Himmler und seine SS weiterhin eine entscheidende Rolle im Nachkriegseuropa spielen könnten. Noch im Januar 1945 korrespondierte Mahnke mit dem Amtschef im SS-Personalhauptamt, Alfred Franke-Gricksch, zwecks «Übernahme einiger Angehörigen des Auswärtigen Amtes in die SS».³⁰

Im April 1945 wurden Six und Adlatus Mahnke zum «Dienststab Süd» des Auswärtigen Amtes nach Garmisch-Partenkirchen beordert, wandten sich dann nach Salzburg, wo mit Gauleiter Gustav Adolf Scheel ein Six-Kollege aus der alten Heidelberger NS-Studentenführerriege residierte, und tauchten dann in zerlumpter Zivilkleidung endgültig im Untergrund ab. Nachdem sich Six und Mahnke an einer Isarfähre zwischen Landshut und Freising getrennt hatten, schlug sich letzterer in Richtung Kloster Neuendorf bei Gardelegen durch, wo seine Frau Lotte mit seiner Mutter Ella lebte. «Ella is now the wife of a Landwirt named Gustav Moeller», hatte Bruce Lannes Smith, gelernter Kommunikationswissenschaftler und jetzt Rechercheur eines US-«State Department Propaganda Interrogation Team» mit Hilfe des Geheimdienstes CIC herausgefunden. Der Smith-Bericht fährt fort:

«His mother provided him with a Reich Reisepass (traveller's pass) belonging to her brother Georg Groke, a dancer in the Deutsches Opernhaus of Berlin, who left the pass behind, when he joined the German army (...) He remained with these relatives until mid-October, when he went into the British Zone to find a home there for his wife and two children. He got in touch with his only relative in the British Zone, his brother-in-law Wilhelm Plew, of Rethmar, a village near Hannover. He also looked up Frau Franz Alfred Six, who was living in Hannover, Helmholtzstrasse 8, called on Frau Alexander Werth, wife of the England-America specialist of the Kulturpolitische Abteilung, who lived in Hamburg; and visited his wife's friend, Fraeulein Herta Duwe, at Brunsbuettelskoog on the chance that she might be able to find a lodging for his family».³¹

Schliesslich fand Mahnke Unterkunft für sich und seine Familie in Mehrum, Kreis Peine, und erhielt vom Mehrumer Bürgermeister einen vorläufigen Pass auf den Namen «Jörg Michael Mahnke, geboren am 1.12.1914, Diplom-Volkswirt» – «the latter name apparently was combined from the names of his sons, Joerg Thomas and Goetz Michael.»³²

Bis zu seiner Festnahme in der Nacht zum 29. Januar 1946 hatte sich Mahnke nach Erkenntnissen des Smith-Teams im Schwarzmarkthandel mit Benzin und Öl versucht und zudem eine Gruppe jüngerer Marineoffiziere, Ex-Hitlerjugendführer und SD-Funktionäre im Umkreis von Lüneburg, Oldenburg und Hamburg für kommende politische Aktionen formiert – rund zwanzig Leute, wie Mahnke dem CIC-Doppelagenten Hirschfeld anvertraute, «100% reliable». Kollaborateure bei diesem Netzwerk waren die Königsberger SD-Kameraden Theodor Christensen und Rolf Oebser-Röder alias Richard Rupp: «One of my most trusted friends is SS-Obersturmbannführer Roeder, now called Rupp (...) He is a very old Nazi fighter, one of the oldest in the RSHA (...) Rupp is now living in Altenhagen bei Springer».

Smith gab die Hirschfeld-Informationen an den britischen Geheimdienst weiter, der dann Mahnke und Oebser-Röder arrestierte. Die beiden ehemaligen Six-Referenten wurden ins berüchtigte britische Spezial-Internierungslager («OSDIC») nach Bad Nenndorf verbracht, wohin der MI 5 «besonders wichtige Internierte verlegt (hate), vor allem solche, die verdächtigt wurden, Spionage betrieben zu haben, oder von denen man sich für den Geheimdienst nützliche Informationen versprach».³³

Im Badehaus von Bad Nenndorf wurden deutsche Gefangene geschlagen und gequält, wie auch Scotland-Yard-Beamte in einer späteren Untersuchung feststellten. Im Frühjahr 1948 kam es auf Initiative des Labour-Abgeordneten Stokes zu einem Prozess in London gegen den Lagerleiter Oberst Stevens, den Lagerarzt sowie einige Vernehmungsoffiziere und Wachen, in dem die Angeklagten – vom Lagerarzt abgesehen – allerdings freigesprochen wurden. Dass einige Internierte im Grundsatz menschenunwürdig behandelt worden waren, wurde im Londoner Verfahren nicht bestritten. So wurde Mahnke am 10. September 1948 unter Hinweis auf die strafmildernde Bad Nenndorfer Quälerei und seine «rein wissenschaftliche» Tätigkeit im Amt VII des RSHA vom Spruchgericht Benefeld-Bom-

litz lediglich zu einer Geldstrafe von 400 DM verurteilt: «Er geriet in den Verdacht», heisst es im Urteilsspruch, «irgendwelchen SS-Geheim-Organisationen angehört zu haben, und wurde zur Herbeiführung seines Geständnisses mehrere Tage lang aufs Schärfste misshandelt. Er ist in das Hospital Rotenburg überführt worden, wo er ein halbes Jahr an seinen Verletzungen darniederlag. Noch jetzt hat er als Folgen dieser Misshandlungen Versteifungen an einem Arm und an einem Knie, die ihn bei körperlicher Arbeit behindern».³⁴

Nach dem Ende seiner Internierungszeit – er war aus Bad Nennendorf noch in die britischen Lager Fallingbostenel und Staumühle verlegt worden – kehrte Mahnke ins niedersächsische Mehrum zurück. Er kam mit dem im nahegelegenen Salzgitter als Tankwart beschäftigten SD-Kollegen Georg Wolff zusammen³⁵, und beide fanden im Verlauf des Jahres 1949 Anstellung als «Marktbeobachter» im Hamburger Freihafen beim «Verein der am Caffeehandel beteiligten Firmen». Die Aufgabe der beiden Marktbeobachter lag in der Abwehr des grassierenden Schmugglerwesens und in der Lobby-Arbeit für den legalen Kaffeehandel.

Mit Wolff verband Mahnke die gemeinsame Königsberger Studienzeit und das Interesse an geisteswissenschaftlichen Themenstellungen. Georg Wolff, geboren am 14. Februar 1914, stammte aus Wittenberge bei Potsdam und war dort als 19-Jähriger der örtlichen SA beigetreten.³⁶ Nach einer Ausbildung als Schriftleiter beim *Nordischen Kurier* in Itzehoe, einem Semester Volkswirtschaftsstudium in Kiel, zweieinhalb Jahren Dienst bei der Reichswehr und weiteren journalistischen Abstellungen bei kleineren Lokalzeitungen kam er im März 1938 durch die Vermittlung seines SS-Professors Six hauptamtlich zum Königsberger SD-Abschnitt und war dort parallel zu seinem zeitungswissenschaftlichen und philosophischen Studium als Leiter der Referate A-C mit der Observation der kulturellen und ökonomischen «Lebensgebiete» befasst. Im Januar 1940 wurde Wolff zum SS-Untersturmführer befördert; der Führer des SD-Leitabschnitts Königsberg, SS-Stubaf. Kurt Gritschke, bescheinigte ihm «ausgezeichnete Leistungen», Wolff sei, so die Gesamtbeurteilung, «in jeder Hinsicht Nationalsozialist».

Im April 1940 rückte Wolff mit dem Einsatzkommando unter Führung des fanatischen SS-Standartenführers Franz Walther Stahl-

ecker in Norwegen ein. Stahlecker, der zuvor als Inspekteur der Sicherheitspolizei und des SD in Wien und anschliessend als Befehlshaber der Sicherheitspolizei (BdS) in Prag amtiert hatte, «fungierte umgehend das Gebäude des norwegischen Aussenministeriums in Oslo, die ‚Victoria Terrasse‘, zum SIPO/SD-Hauptquartier um. Victoria Terrasse war fortan – für Norweger und Deutsche – das Synonym für die Sicherheitspolizei, in zunehmendem Masse für die Gestapo-Willkür. Von hier aus spannte die deutsche Polizei nach der norwegischen Kapitulation am 10. Juni 1940 ihre Tätigkeit gitternetzartig über das gesamte Land.»³⁷

Wolff blieb in Oslo bis zur deutschen Kapitulation; er war Referatsleiter in der Abteilung III (SD) beim BdS Oslo und betreute die «Meldungen aus Norwegen» an das RSHA, also die generelle politische und kulturelle Lageberichterstattung.³⁸ Einen ausführlichen Wolff-Bericht über das «gegenwärtige Geschehen» in Norwegen hatte Six mit Rundschreiben vom 13. Februar 1942 allen Referenten des RSHA-Amtes VII wegen der «objektiven Darstellung und vergleichenden Wertsetzung» als beispielhaft nahegelegt und auch gleich an Heydrich selbst weitergeleitet. Wolff hatte beobachtet, dass «die Feindseligkeit des norwegischen Volkes gegenüber Deutschland sich vertieft» habe. Die «Vernichtung des Widerstandswillens des norwegischen Volkes» sei nicht gelungen. Wolff analysierte: «Die in den Gesetzen der Vererbungslehre zum Ausdruck kommende schicksalhafte Bedeutung der Rasse ist vom norwegischen Volk nie erlebt worden. Innerhalb und längs der Landesgrenzen gibt es, abgesehen von den bedeutungslosen Lappen und einigen wenigen Juden, kaum Menschen fremdrassischen Ursprungs». Die Tendenz der antideutschen Politisierung in Norwegen sei «zwar gegnerisch», führe aber «letzten Endes zwangsläufig zur inneren Auflösung des gegnerischen Weltbildes und zur Anerkennung des nationalsozialistischen Weltbildes», prognostizierte der SD-Offizier. Heydrich zeigte sich von dem Elaborat wenig beeindruckt: «Zu lang und intellektuell, kann man auf 3-4 Seiten sagen», kritzelte er an den Rand der Ausarbeitung.³⁹

Wann genau die späteren Ressortchefs Mahnke und Wolff mit dem *Spiegel* in Kontakt kamen, ist ohne Einsicht in das *Spiegel*-Personalarchiv nicht zu ermitteln. Mahnke war noch vom Entnazifizierungsausschuss der Stadt Hannover am 16. Juli 1949 untersagt worden, als «Lehrer, Jugendpfleger, Journalist, Schriftsteller,

Redakteur, Rundfunkkommentator (...)» tätig zu sein, da er «den Nationalsozialismus wesentlich gefördert» habe. Vom hannoverschen Berufungsausschuss wurden diese Beschränkungen am 31. März 1950 aufgehoben. Nach Auskunft von Hans Detlef Becker, dem Personalmanager des frühen *Spiegel* und späteren Verlagsdirektor, beginnt die Mitarbeit der beiden Six-Schüler mit Informationsleitungen für die Serie «Am Caffeehandel beteiligt» im Sommer 1950. Die wüste Artikelfolge befasst sich mit den kriminellen Untaten der Kaffeeschmuggler und kann mithin als Erfolg der PR-Leute vom Freihafen-Kontor gewertet werden – schliesslich hatten sie ihre Sicht der Dinge in den redaktionellen Teil des aufstrebenden hannoverschen Nachrichtenmagazins transportiert. Über die «konservativste Branche der Welt», so begann die Serie, «die noch heute ihre eigene Gerichtsbarkeit besitzt – was den Kaffee betrifft – und deren Kontore aussehen, als hätte sie Holbein gemalt, ist wie eine Geissel der Schmuggel gekommen. Mit einem Satz umschrieben: der Kaffeeschmuggel ist heute grösser als der Kaffeehandel. Deutschlands Schmuggler verdienen heute etwa 1'000'000'000 DM (eine Milliarde) per anno. Soviel betragen die Steuern und Zölle, die sie an die Bundeskasse nicht abführen, sondern sich als ihr Verdienst in die eigene schmutzige Tasche stecken»⁴⁰.

Die «Geissel» hatte auch ein Gesicht: Als Schmuggler betätigten sich, wie die *Spiegel-Serie* deutlich machen wollte, vor allem jüdische Displaced Persons (DPs), «Südländer» und allerlei obskures «Grenzvolk». Sie trugen Namen wie Egidius Menegazzi, «de Stüll» und «Jupp Hons» und waren «längst zu Machtfaktoren geworden, die mitten im Bundesgebiet über exterritoriale Gebiete und Domänen verfügen, eigene Panzerwagen besitzen und der Polizei siegreiche Gefechte liefern».

Die eigentliche *Spiegel*-Berichterstattung im Zusammenhang mit der Six-Gruppe, also über das Nachleben diverser SD-Zirkel in der Bundesrepublik, beginnt aber schon mit der Ausgabe vom 25. August 1949. Sollten an diesem Artikel Mahnke oder Wolff nicht beteiligt gewesen sein, müsste es noch andere SD-kundige Mitarbeiter in der frühen *Spiegel*-Redaktion gegeben haben. Der *Spiegel* fragte damals detailliert nach dem plötzlichen Reichtum des SS-Hauptsturmführers a.D. Gerhard Schlemmer, des «heutigen Inhaber(s) von Konto Nr. 19 der Volksbank Schorndorf und Postscheckkonto Stuttgart 8485».

Schlemmer hatte in den letzten Tagen des Dritten Reiches einen Unteroffizier Aue kennengelernt, der sich ihm dann im US-Lager Fürstfeldbruck unter seinem richtigen Namen vorgestellt habe:

«Ich bin SS-Oberführer Spacil, Amtschef II (Recht und Verwaltung) des Reichssicherheitshauptamtes'. (...) Er habe den SS-Schatz, Geld, Juwelen und die Reichsinsignien (Zepter, Krone, Reichsapfel) im Gesamtwert von etwa 26 Mill. Mark mit einem Lastzug nach Österreich bringen lassen, gab Spacil in Stacheldrahtpsychose preis. Nur ein zuverlässiger Förster wisse ausser ihm, wo der Schatz vergraben sei. Die 25 KZ-Häftlinge, die das Loch gebuddelt haben, sind aus Geheimhaltungsgründen erschossen worden. Er, Spacil, sei bereit, einen Teil dieses Geldes für seine und Schlemmers Freilassung zu opfern. Der Löwenanteil der vergrabenen Millionen solle der höheren SS-Führung den Aufbau neuer Existenzen ermöglichen. Sicher aber solle Schlemmer, wenn er die richtigen Verbindungen zu den richtigen Amerikanern herzustellen vermöge, ein reicher Mann werden. Gerhard Schlemmer, Geburtsjahrgang 1917 (Beckingen-Saar), SS-Freiwilligenjahrgang 1936, machte einen alten Kameraden aus, den SS-Untersturmführer Walter Hirschfeld. Der hatte sich dem CIC als jüdischer Mischling vorgestellt: aus Tarnungsgründen und als antifaschistisches Trojanisches Pferd sei er in die Waffen-SS gegangen.»⁴¹

Hirschfeld war der CIC-Lockspitzel, der Six, Mahnke, Rolf Oebser-Röder und andere SD-Kameraden an die Amerikaner verraten hatte; ihm verdankte Mahnke mittelbar seine Bad Nenndorfer Leidenszeit, und der *Spiegel* war das Forum, in dem nun abgerechnet wurde. Der *Spiegel* publizierte den CIC-Arbeitsbericht des Duos Schlemmer-Hirschfeld für die Zeit vom 25. Mai 1945 – 3. März 1946, in dem unter anderem diese Fahndungserfolge enthalten waren:

- «Aus Vergrabungsorten der RSHA des Amtchefs SS-Brigadeführer Spacil (sic) Gold, Brillanten, Schmuck, Dollars und englische Pfunde im vorsichtig geschätzten Werte von 26 Millionen sicher gestellt und abgeliefert
- den Amtschef der RSHA, SS-Brigadeführer Spacil, gefangengenommen. – Den Adjutanten des Spacil sowie seine Sekretärin durch Agentenarbeit gefunden und gefangengenommen (...)
- Sucharbeiten als Agent nach einem SS-Hauptsturmführer Conrad, sogenannten König des Warschauer Ghettos und Verwaltungsführer bei Obergruppenführer Fegelein. Später Auffindung im französ-

sischen Gebiet, Zurückbringung und Gefangennahme.

- Im weiteren Verlaufe dieser Arbeit wurde durch die als Agent und durch die in meinem Verhör enthaltenen Informationen Folgendes in verschiedenen Territorien sichergestellt:

1. Hitlers Anzug, welchen er am 20. April getragen haben soll
2. Photoalben und Bilder der Eva Braun und Hitler
3. Privatfilme der Eva Braun vom Berghof (...)
10. In der Freizeit Vernehmungen in der CIC-Dienststelle Backnang bei Stuttgart
11. Sucharbeit und Auffindung des SS-Brigadeführers Six
12. Auffindung der Mitarbeiter des Six, Mahnke und Röder, im englischen Gebiet.»⁴²

Als Gegenleistung für ihre Agententätigkeit, so der *Spiegel*, seien Schlemmer und Hirschfeld von den US-Militärbehörden als Treuhänder bzw. Teilhaber der Lederwarenfabrik Christian Breuninger im württembergischen Schorndorf eingesetzt worden; zudem habe man das Entnazifizierungsverfahren Schlemmers (»im heimatlichen Beckingen als Schläger übel beleumundet«) widerrechtlich beschleunigt. Offensichtlich zeitigte dieser *Spiegel*-Artikel noch nicht die gewünschte Resonanz, denn vier Monate später, am 29. Dezember 1949, wurde in Sachen Anti-Hirschfeld-Kampagne noch einmal im grossen Stil nachgelegt: «Merkt Euch den Namen Hirschfeld», so hiess die prägende Überschrift des Artikels, der sich nun explizit mit der Verhaftung von Six, dem seltsamen Tod seiner Schwester Marianne und auch Mahnkes Nenndorf-Erlebnissen auseinandersetzte. Hier ging es nun gegen Hirschfeld und dessen Ehefrau «Baby» Cretius ganz entschieden zur Sache:

»Walter Hirschfeld, 186, Jahrgang 1917, mit rotem Wollschal und Blutwarze auf der Knollnase (...) Gattin Josephine, geborene Cretius, weiland als Verkäuferin in Heidelbergs Ami-Kaufhaus noch wasserstoff-blond, heute brandrot und Inhaberin der von Hirschfeld geleiteten Dekorations- und Reklamewerkstatt Cretius (...) Telefonnummer Hdlbg. 5833 (...) Heute muss sich Walter mit seinem uralten 2-Liter Adler AW 66-4433 zufriedengeben, der gerade noch den Weg von Hirschfelds Feudalwohnung Hirschgasse 16 (3 mal läuten) bis zur Bergheimer Strasse m-115 schafft, wo das Cretius-Atelier von Kundigen im Hinterhof links über einen dunklen Schuppen und zwei steile Holztreppe gefunden wird (...)

Gerhard (Schlemmer) sass zur Entnazifizierung im Internierungslager Hoher Asperg und grämte sich, dass ausgerechnet Hirschfeld mit Barbara (Schlemmer) die Nächte in einer Stuttgarter Ami-Bar durchtanzte. Schlemmer schmiedete Scheidungspläne, liess sie aber später fallen. Hirschfelds verpickeltes Gesicht ward in Schorndorf nicht mehr gesehen.»

Schliesslich erfuhr der *Spiegel*-Leser inmitten dieses SS-Getümmels auch noch, dass Agent Hirschfeld «am frechsten» dem SS-Sturm-bannführer und Russland-Spezialisten Emil Augsburg mitgespielt habe. Augsburg, geboren 1904 in Łódź, war 1936 hauptamtlich zum SD gekommen und dann Oberassistent am geheimen «Wannsee-Institut» für Ost-Analysen geworden, bei Einsatzkommandos im Polen- und Russlandfeldzug einschlägig aktiv geworden und dann «als Privat-Sekretär eines hohen Vatikan-Beamten polnischer Herkunft im Benediktinerkloster Ettal untergetaucht.»⁴³.

Augsburg habe eines Tages einen Brief seines alten Chefs Six erhalten: «Ich habe in Süddeutschland wichtige Aufträge. Ich benötige Sie dringend. Kommen Sie». Augsburg stiess in Schorndorf auf Hirschfeld, der sich als Six-Beauftragter ausgab: «Augsburg trommelte seine alten Fachleute zusammen. Tolle Dinger wurden gedreht. Nicht immer einwandfrei, nicht immer ungefährlich. Aber für Six wurde es getan. Auftrag folgte auf Auftrag. Unterschrift: Six» – bis Augsburg einen Kurier zu Frau Ellen Six nach Hannover schickte, die überrascht mitteilte: «Aber mein Mann sitzt doch schon seit über einem Jahr als Gefangener in Oberursel, Nürnberg und Dachau!» Emil Augsburg und Rolf Oebser-Röder sollten schliesslich bei der «Organisation Gehlen» (bzw. beim daraus entstandenen BND) Arbeit finden, wohin auch der *Spiegel* bald exzellente Beziehungen unterhielt. Augsburg nannte sich nach 1945 «Althaus» oder «Dr. Alberti»⁴⁴, Oebser-Röder ging Ende der 50er Jahre als BND-Resident nach Indonesien, wo er unter dem sinnigen Pseudonym «O.G. Röder» landeskundliche Arbeiten und eine Biografie des Diktators Suharto unter dem Titel «The Smiling General» verfasste.

Die Akquise der SD-Leute samt ihres Netzwerkes alter Kameraden war kein Fauxpas der ansonsten überzeugten «Antifaschisten»⁴⁵ Augstein und Becker, deren «politisches Bewusstsein (...) noch lange nicht genug geschärft» gewesen sei, «jeden neuen Kollegen auf seine Herkunft hin zu durchleuchten». Die Einladung zur Mitar-

beit an SD-Führer, Gestapo-Leute und NS-Propagandisten durch das Redaktionsmanagement des frühen *Spiegel* hatte nichts Zufälliges, Augstein und Becker kalkulierten vielmehr kühl den Wert von Insider-Kenntnissen für die Bearbeitung *des deutschen Themenkomplexes schlechthin* – den Aufstieg und Fall des NS-Regimes. Die Anfänge des schlagkräftigen «Story»-Journalismus im Hamburger Blatt resultieren daher nicht nur aus der Nachahmung angelsächsischer *news magazines*, sondern auch aus der besonderen investigativen Leistung ehemaliger SS-Offiziere und ihres Umfeldes. Männer wie Mahnke und Wolff brachten spezielle geheimdienstliche Erfahrung und ein detailliertes Wissen über Personalien und Fraktionierungen des untergegangenen NS-Staates mit.

Artikel wie «SD: Intermezzo in Salzburg» über den dubiosen SD-Gruppenleiter Balkanstaaten und späteren Mehrfach-Agenten Wilhelm Hoettl lasen sich selbst wie Geheimdienst-Dossiers. So konnte der *Spiegel* enthüllen, dass Hoettl (den man in den 90er Jahren in Alpenkluft häufiger als Zeitzeugen in Guido-Knopp-Dokumentationen sehen konnte) seinen «Nibelungen-Verlag» zur Sicherheit auf den Namen seiner Ehefrau Friedl habe eintragen lassen («Einlagen mit zwei Nachzahlungen etwa 70'000 bis 90'000 Schillinge») und sein unter Decknamen («Walter Hagen») publiziertes Erstlingswerk «Die geheime Front» gar nicht selbst geschrieben habe. Autor des Buches über «Organisation, Personen, Aktionen des deutschen Geheimdienstes» sei in Wirklichkeit Dr. Toni Böhm, einst Balkan-Referent in der Informations-Abteilung des Auswärtigen Amtes gewesen.⁴⁶ Wer hätte das besser wissen können als Horst Mahnke, Adjutant des Chefs dieser Abteilung?

Augsteins Publizistik war schon früh durch ein mitunter pueriles Faible für grosse Männer (Bismarck, Friedrich der Grosse, Jesus Christus, Karl May) und mächtige, geheime Organisationen geprägt – letzteres heftig geteilt von Gehlen-Intimus Becker.⁴⁷ Beide hatten schnell begriffen, dass die Publikation von *crime stories* aus dem NS-Staat und der unmittelbaren Nachkriegszeit Auflage und pekuniäre Gewinne versprach. Moralische Erwägungen wurden dabei zugunsten einer publizistischen Realpolitik systematisch zurückgestellt. Beginnend mit dem 12. Mai 1949, räsonierte der erste Gestapo-Chef und SS-Standartenführer Rudolf Diels (1900-1957) in einer fünfteili-

gen *Spiegel-Serie* über seine Geheimdienst-Karriere. Zwar war der Göring-Vertraute Diels 1934 von Himmler und Heydrich aus dem Amt gedrängt worden, aber unter seiner Ägide hatte sich die Gestapo erst zu einer eigenständigen und personell expansiven Terror-Behörde entwickelt.

Am 29. September 1949 begann die längste Serie, die im *Spiegel* jemals erschien: «Das Spiel ist aus – Arthur Nebe» (30 Folgen), eine Geschichte der Kriminalpolizei im NS-Staat. Autor war Augsteins «Polizeireporter», der Kriminalrat und (im Rang «angeglichene») SS-Hauptsturmführer Dr. Bernhard Wehner, der in Nebes RSHA-Amt V das Referat für Kapitalverbrechen betreut hatte. Die Spitzenkraft aus der Reichskriminalpolizei war im NS-Staat unter anderem zur Aufklärung des Attentats auf Reinhard Heydrich im Mai 1942 und des Anschlags vom 20. Juli 1944 auf Hitler beordert worden. Wehner arbeitete nach seiner Entlassung aus der Internierungshaft in Bad Harzburg als Kraftfahrer bei der britischen Besatzungsadministration. Anschliessend hatten ihn die Briten dazu eingesetzt, gegen Bad Harzburger Kriminalbeamte zu ermitteln, die im Verdacht der Beteiligung an Schwarzmarktgeschäften standen. Dies erschwerte ihm später, eigenen Angaben zufolge, die Wiedereinstellung in den deutschen Kripo-Dienst. Wehner wollte mit seiner von Augstein persönlich überarbeiteten Artikelfolge darstellen, dass die Kriminalpolizei im NS-Staat wenig mit dem SD oder der Gestapo zu tun gehabt habe – und dass also der Wiederverwendung der «alten Sherlock Holmes» vom RKPA in der Bundesrepublik nichts im Wege stehe (was auch Augstein in einem Kommentar noch einmal explizit unterstützte). Kein engerer Mitarbeiter des Reichskriminalpolizei-Chefs Nebe sei überzeugter Nationalsozialist gewesen, annoncierte Wehner.⁴⁸ Er selbst war freilich schon 1931 zu NSDAP und SA gestossen.⁴⁹

Augsteins Redaktionsarbeit führte dazu, dass sich die legendären Untaten der Massenmörder Kürten, Seefeld oder Ogorzow, der Räuber Walter und Max Götze und der Tresorknacker Gebrüder Sass mit den Einsatzgruppenverbrechen der Nebe, Ohlendorf und Blobel zum grossen surrealen Pandämonium mischten. Wenig wurde verschwiegen, dafür kam alles im schnoddrigen Casino-Ton daher. Arthur Nebe war ein «anständiger, ehrlicher Ausrottungshäuptling», Heydrich hat nichts so sehr gewurmt wie seine «Abstammung», denn er hatte zwar «einen nordischen Körper, aber einen schlitzäugig vermatsch-

ten Kopf», Kaltenbrunner war immerhin «ein Mann mit Manieren, zudem ein glänzender Logiker». Wehner kam in seiner Serie, die im «*Spiegel*» anonym erschien, auch selbst vor. Er traf den lädierten Diktator nach dem Attentat in der Wolfsschanze: «Hitler hakte (Wehner) mit dem linken Arm unter, ging mit ihm den Korridor entlang und fragte ihn: ‚Was sagen Sie zu dem Wunder, dass mir nichts passiert ist? Ist es nicht ein Wunder?‘ – ‚Doch, mein Führen, sagte Wehner daraufhin innerlich ernüchtert, ‚es ist ein Wunder.‘»⁵⁰

Zu den möglichen Folgen eines gelungenen Attentats liess Augstein auch dieses im Wehner-Text stehen: «Der einzige Revolutionär unter den Putschisten, der Graf Stauffenberg, war bei allen menschlichen und geistigen Qualitäten ein politischer Wirrkopf. Wäre dieser eindrucksvolle Organisator zum Zuge gekommen, stünden die Russen heute nicht an der Elbe, sondern mindestens am Rhein.»⁵¹

Wehner amtierte von 1954 an wieder als Chef der Düsseldorfer Kriminalpolizei und redigierte lange Jahre das Fachblatt *Kriminalistik*. Einer der von Wehner und Augstein zur Wiederverwendung empfohlenen «Sherlock Holmes» war SS-Sturmbannführer a.D. Dr. Walter Zirpins, 1933 Ermittler in Sachen Reichstags-Brandstiftung, 1940/41 als Kripo-Chef im Ghetto Litzmannstadt (Łódź) am Raub von Gold und Wertsachen aus jüdischem Besitz beteiligt, danach stellvertretender Referatsleiter I b 3 («Lehrplangestaltung der Schulen») im RHSA und im März 1945 noch letzter Hamburger Kripo-chef. 1951 wurde Zirpins Leiter des Referates 24 (Kriminalpolizei) im niedersächsischen Innenministerium. Wie Wehner betätigte sich der spätere Experte für Fragen der Wirtschaftskriminalität als Informant und Autor für den *Spiegel* – so bei der Exklusivstory «Wir fangen Halacz» im *Spiegel* vom 19. Dezember 1951.⁵²

Am 31. August 1950 brachte das Nachrichtenmagazin einen (wohl von Wehner verfassten) Artikel über den Besitzer des Braunschweiger Nachtclubs «Strohalm», Zenobjucz Messing, der beschuldigt wurde, in Łódź als Gestapo-Spitzel tätig gewesen zu sein. Messing wurde so beschrieben: «Wer Messing von früher kennt, etwa aus dem ‚Groschenkeller‘ in Berlin, aus Litzmannstadt, Warschau, Lübeck oder aus den besten strohhalm-Tagen, erkennt den langen ‚Siggi‘ nicht wieder. Da sind zwar noch die stechenden, seit

einer Typhus-Erkrankung leicht schielenden Augen, die typische Mund- und Kinnpartie und die schwarze, immer ins Gesicht fallende Mähne. Aber Messing, der sich seit 1945 einen schwarzen Schnurrbart wachsen liess, ist zu einem 52-Kilo-Wrack abgemagert, dem die Haut (...) wie eine nasse Hose um die Oberschenkel schlottert.» Informanten des *Spiegel* für die Messing-Geschichte waren eine ganze Reihe von Gestapo- und SD-Beamten (die früher, wie das Magazin kund tat, in der Schänke «Zur gemütlichen Ecke» ihr Łództer Stammlokal hatten): so der Wirtschaftsreferent Dr. Gerhard Stabenow, der Schweriner Stapo-Leiter Ludwig Oldach oder der Gestapo-Kommissar SS-Hauptsturmführer Oskar Hein («inzwischen zum Handel übergesattelt»).

Die Zusammenarbeit zwischen Augstein und Wehner in Sachen PR für die qualifizierte Riege der «unverdient kaltgestellten» Kriminalisten aus dem RKPA war folgenreich. Wehner war das publizistische Einfallstor für jene Führungsgruppe aus dem RKPA, die nach personellem und konzeptionellem Einfluss auf die Struktur eines neuen Bundeskriminalamtes strebte.⁵³ Empört notierte der *Spiegel* 1951, dass Bundesinnenminister Robert Lehr den «Överdirektör» der Staatlichen Kriminaltechnischen Anstalt von Stockholm, Harry Söderman, als Berater für den Aufbau des BKA nach Deutschland geholt habe. «Revolver Harry», so der *Spiegel*, habe sein Handwerk überhaupt erst im alten RKPA Arthur Nebes gelernt und überdies – der *Spiegel* musste es wissen – «während der deutschen Besetzung Norwegens guten Kontakt mit dem dortigen Befehlshaber der deutschen Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes, SS-Oberführer Fehlis» gehalten. Der *Spiegel* präsentierte eine Liste «der früher massgeblichen deutschen Kriminalen» und analysierte: «Mit der Bildung eines zentralen Bundeskriminalamtes tut eine Reform an Haupt und Gliedern not. In den wenigsten Fällen sind die gegenwärtigen Kripochefs alte Kripoleute, sondern allenfalls frühere untere Kripodienstgrade (...) Vielfach gingen Kripobeamte ins Gefängnis ab – so in Düsseldorf und Frankfurt, weil sie sich von Schiebern und Schwarzhändlern hatten korrumpieren lassen».⁵⁴ Das sollte sich bald ändern. Tatsächlich kamen in den führenden Kripo-Dienststellen der Bundesrepublik wieder erfahrene Fachkräfte aus dem NS-Staat ans Ruder, die vor 1945 an kriminalbiologischen Konzepten gegen «Be-

rufsverbrecher», «Arbeitsscheue», «Asoziale» und «Zigeuner» gearbeitet hatten.⁵⁵ Bei der Verfolgung nationalsozialistischer Straftäter zeigten diese «alten Kripoleute» in der Regel wenig Elan. Ein Mann wie Georg Heuser, 1940 Absolvent des neunmonatigen Kriminalkommissarlehrgangs an der «Führerschule der Sicherheitspolizei» in Berlin Charlottenburg und seit dem 1. Januar 1958 Chef des Landeskriminalamtes von Rheinland-Pfalz, hätte sich selbst anzeigen müssen. Heuser, 1941 Mitglied des Sonderkommandos ib der Einsatzgruppe A im Russland-Feldzug und danach bei der Sicherheitspolizei in Minsk stationiert, wurde 1963 vom Landgericht Koblenz «wegen 9 Verbrechen der gemeinschaftlichen Beihilfe zum Mord sowie eines Verbrechens der Beihilfe zum Totschlag» zu einer Gesamtstrafe von 15 Jahren Zuchthaus verurteilt.⁵⁶

Am 24. Januar 1951 erschien im *Spiegel* eine Geschichte über den Verbleib der Goebbels-Tagebücher und den wieder aufgetauchten Propaganda-Staatssekretär Naumann. Informant war hier Goebbels' einstiger «Pressechef für den totalen Kriegseinsatz», Wilfred von Oven, Autor des wüsten Werkes «Mit Goebbels bis zum Ende».⁵⁷ Augstein persönlich gab ihm, der dem Nachrichtenmagazin «eine Nacht lang Interna aus seiner Zeit als Goebbels' Pressereferent» (so das *Spiegel-Ytät* zum fünfzigjährigen Bestehen des Blattes) erzählt hatte, ein Empfehlungsschreiben für eine Tätigkeit in Südamerika mit, als von Oven 1950 aus Deutschland übersetzte und für lange Zeit eine wichtige Figur in der rechtsgerichteten deutschen Kolonie in Buenos Aires wurde. 1951 arbeitete von Oven als Südamerika-Korrespondent für das Hamburger Blatt, dann hielt auch die *Spiegel*-Redaktion ihren Korrespondenten wegen seiner schrillen Begeisterung für den Diktator Juan Peron für nicht länger opportun. Von Oven erzählte in den 90er Jahren jedem Interviewer, der es wissen wollte, dass er von Argentinien aus unter seinem Pseudonym Willi Oehm «zehn Jahre für die FAZ als politischer Korrespondent gearbeitet» hat und darüber hinaus «fast für alle grossen, und nicht nur bundesdeutschen, sondern auch Schweizer Zeitungen», und das alles dank des von Augstein unterschriebenen *Spiegel*-Ausweises Nr. 29. Augstein, so von Oven, war «ein hochintelligenter junger Mann, der mir gut gefallen hat».⁵⁸

Schon vorher hatte der *Spiegel* seltsame Depeschen aus Südameri-

ka publiziert: Als der Bonner Minister Carl Spiecker, ein früherer Zentrumsmann, 1950 von der Adenauer-Regierung auf eine Sondierungstour nach Argentinien und Brasilien geschickt wurde, kritisierte der *Spiegel* das ungeschickte Auftreten des Diplomaten. Spiecker habe nämlich zuerst dem linken *Argentinischen Tageblatt* ein Interview gegeben, weil er dessen «Schriftleiter Dr. Ernst Feder vom früheren Pariser Tageblatt aus seiner Emigrantenzeit in Frankreich» gekannt habe. Das war für den *Spiegel* ein Fauxpas, der in der deutschen Kolonie in Buenos Aires äusserst unangenehm aufgefallen sei: «Feders *Tageblatt* aber ist in Argentinien umstritten. Die Zeitung forderte während des Krieges gellend die politische Liquidierung der Deutschen und vertrat noch bis vor Monaten laut die These der deutschen Kollektivschuld.»⁵⁹

Eigentlich ging es in der Geschichte über den Goebbels-Nachlass aber nicht um von Oven oder seinen Adjutanten-Kollegen Günter Schwägermann («An der Ostfront hatte ihm der Iwan mit dem Gewehrkolben ein Auge aus- und den Schädel eingeschlagen»), sondern um Werner Naumann. Er hatte, so der *Spiegel*-Bericht, «als am demokratischen Aufbau beteiligter Illegaler den Lebensunterhalt für seine siebenköpfige Familie (verdient) und tauchte, nach vorsichtigem Ausfahren des Sehrohrs, vor nicht allzu langer Zeit wieder auf. Seitdem läuft er wieder mit voller Überwasserfahrt. Kurs: geläuterter Nationalsozialismus». Naumann hatte sich nach dem Exodus des Grossdeutschen Reiches als Maurergeselle verdingt, bevor er als Geschäftsführer der deutschbelgischen Exportfirma Cominbel, die dem Ex-Propagandaoffizier Herbert Lucht und seiner Frau Lea gehörte, in Düsseldorf wieder halbwegs standesgemässe Anstellung fand. Zu Luchts Frau Lea hatte Dr. Naumann engere Beziehungen geknüpft, politisch wie privat. Der *Spiegel* über Lea Lucht: «Für Konzessionen ist sie nicht zu haben, denn sie ist die Tochter eines belgischen Generals. Die sweet seventeen, das Backfischalter, hatte sie gerade hinter sich, als im östlichen Nachbarland Hitler zur Macht kam. Sie konnte sich der magischen Ausstrahlungskraft seiner Ideen ebenso wenig entziehen wie ihr Landsmann Leon Degrelle und verschrieb sich dem Nationalsozialismus mit zarter Haut und seidenglänzenden dunklen Haaren (...)»⁶⁰

Nach der britischen Verhaftungsaktion vom Januar 1953 war Aug-

steins Magazin aufgebracht – nicht wegen der NS-Geheimbündelei, sondern wegen der nach Meinung des Magazins unangemessen harten Aktion der Briten, die nur auf aussenpolitische Geländegewinne gezielt hätten: «Der Kreis war eher eine NS-Erinnerungsgemeinde und eine braune Hilfe, die Stellungen vermitteln wollte. Der Kreis war weder geschlossen noch ein Kreis im geometrischen Sinne, dessen Punkte – sprich Mitglieder – vom Mittelpunkt gleich weit entfernt waren. Die meisten der etwa hundert Gesinnungsfreunde waren nur durch gelegentliche Besuche und Korrespondenzen verbunden.»⁶¹

Augsteins Blatt interpretierte auch die Ergebnisse der FDP-internen Untersuchungskommission auf seine Weise: «Goebbels Staatssekretär Naumann hat trotz erklärter Absicht bis zu seiner Verhaftung den Landesverband Nordrhein-Westfalen der FDP noch nicht in einen ‚Rhein-Ruhr-Gau‘ einer NS-FDP umwandeln können (...) Dass sich Franz Blücher bei seinem Vorgehen gegen den rechten Parteiflügel britischen Nau-Nau-Telephonabhörmaterials bediente, nagt an den Herzen vieler jüngerer und aktiver Funktionäre ebenso wie die Enttäuschung über die Hilfe, die (Justizminister) Thomas Dehler dem Vizekanzler hierbei leistete».⁶²

Ein 50-Punkte-Papier der Briten über die Aktivitäten des Naumann-Kreises kanzelte der *Spiegel* ab: Es werde über «einflussreiche Verbindungen mit Ruhrindustriellen» schwadroniert, «also über all das, was in ausländischen Augen untrennbar zu einem revanchellüsternen pangermanischen Reich gehört. Einzelne Namen der Beteiligten sind falsch geschrieben».⁶³ Und am 17. Juni 1953 meldete das Magazin, in der NRW-Industrie herrsche Verstimmung über die Kaltstellung von Anwalt Achenbach in der FDP, der bislang die Verbindung zwischen Grossspendern und den Freien Demokraten hergestellt habe. Einzelne Geldgeber aus der Wirtschaft seien bereits zur CDU abgewandert.

Den verhafteten Naumann, der wenig später zu offen rechtsradikalen Parteien überwechselte, bedachte der *Spiegel* erkennbar mit Milde und Nachsicht. Sefton Delmer, der Star der britischen «schwarzen Propaganda», dem im September 1954 eine Titelgeschichte gewidmet wurde, sei «mehr als einmal freundlich empfangener Gast im Heim von Werner Naumann (‚Nau-Nau‘) und dessen Gefährtin Lea (‚Slicki‘) Lucht gewesen», hatte sich aber offenbar nicht besonders dankbar erwiesen. *Spiegel*-Leser mussten sich dar-

über nicht wundern, wurde Sefton Delmer doch so präsentiert: «In Gummistiefeln, Grösse 47, stapft ein menschlicher Koloss von 114 Kilo über die taufeuchten Weiden von Valley Farm in Essex, um ein halbes Dutzend ausgerissener Schweine zurück in den Pferch zu treiben (...) Bis heute blieb unerforscht, in welchem Ausmass es der zügellosen Phantasie dieses einen Mannes, gepaart mit abgrundtiefem Zynismus und verspieltem Intellekt, gelungen ist, die Widerstandskräfte des Dritten Reiches zu lähmen, zu zersetzen, oder sogar in den Dienst der Alliierten zu stellen.»⁶⁴

Schon Mitte 1952 hatte der *Spiegel* in der Gerüchte-Rubrik «Hörensagen» seinen Lesern vermittelt, das «Büro Gehlen» werde den «durch den Generalvertrag verbrieften alliierten Exodus aus Deutschland unbeschadet überstehen»⁶⁵. General Reinhard Gehlen, einst Chef der Abteilung «Fremde Heere Ost» im Oberkommando des Heeres, 1945 mit Akten und Mitarbeitern in den Dienst der Amerikaner übergewechselt, habe sich «in den letzten Jahren als unentbehrlich erwiesen». In McCloy's Amtssitz «Deichmanns Aue» und in Adenauers Palais Schaumburg, wusste der *Spiegel*, würden die «Berichte des eigenen CIC und der ‚Verfassungsschutz‘-Ämter der Bundesrepublik beiseite geschoben», wenn «Gehlen-Berichte» kämen.⁶⁶ Aus der besonders von Redaktionsmanager Becker gepflegten Beziehung des Hamburger Magazins zur «Org.» des Generals (dem späteren Bundesnachrichtendienst) wurde ein Geschäft auf Gegenseitigkeit: Der *Spiegel* machte Public Relations für Gehlen, dafür versorgte dessen Geheimdienst das Blatt mit Tipps und gezielten Informationen, die dem an politischer Steuerung brennend interessierten BND-Chef dienlich waren.

Am 12. September 1954 erschien im *Spiegel* eine 14-seitige Titelseite über den Spionage-General («den Sefton Delmer als Boss der ehemaligen Gestapoboyas beschrieben hat»), mit zahlreichen biographischen Details, praktischen Hinweisen («Wie wird man V-Mann in der Organisation Gehlen?») und physiognomischen Erkenntnissen: «Die sprunghafte Energie, die aus seinem Gesicht spricht, wird nach dem übereinstimmenden Eindruck aller, die ihn kennen, gemildert durch den rustikalen Charme der frischen Rötung seiner Wangen (...)». Der «Legalisierung» von Gehlens Organisation, und darum ging es Becker vor allem, stehe nichts im Wege, vor allem

nicht die immer in «französischen und britischen Blättern» kolportierten Geschichten über SD-Seilschaften: «Als V-Leute und Forscher stehen ehemalige SD- und Gestapo-Beamte hier und da in Gehlens Diensten», versicherte der *Spiegel* treuherzig, «da sie bei ehemaligen Kameraden auf der Gegenseite eine gute Ansprache haben und in einer Reihe von Fällen erfolgreich in den gegnerischen Dienst eingedrungen sind. Eines aber wird Konrad Adenauer auf sein Wort nehmen können: In Gehlens Stab gibt es nicht einen einzigen SD- oder Gestapo- Mann.»

Nun kann man schon rätseln, was hier mit dem Begriff «Stab» gemeint war. 1971 publizierte der *Spiegel* eine Geschichte des Bundesnachrichtendienstes, recherchiert von den Redakteuren Hermann Zolling und Heinz Höhne, die sich etwas näher an der historischen Wirklichkeit orientierte: «Gehlen zögerte nicht lange, die ehemaligen Funktionäre des nationalsozialistischen Polizeiapparates in seine Dienste zu nehmen. Zwar liess er später seinen Hofchronisten Jürgen Thorwald die Version verbreiten, ‚aus Grundsatz« habe Gehlen auf jedweden SS-Mann ‚verzichtet‘; in Wahrheit nahm er ab Sommer 1950 zahlreiche Männer aus dem Schattenreich der SS. Und es boten sich ihm viele an, denn allein Gehlen schien Schutz vor den alliierten Fahndern zu bieten.»⁶⁷

Die enge Verbindung von *Spiegel* und Gehlens BND dokumentierte sich auch dadurch, dass jener «Fallex»-Artikel, der die *Spiegel*-Affäre 1962 auslöste, von Verlagsdirektor Becker mit dem zuständigen BND-Obersten Adolf Wicht abgestimmt wurde. Der Verlauf der «*Spiegel*-Affäre» ist in mehreren Analysen, ohne dass letzte Klarheit geschaffen werden konnte, auch durch die Konkurrenz zwischen Gehlens BND und dem von Verteidigungsminister Strauss favorisierten «Militärischem Abschirmdienst» (M AD) erklärt worden.⁶⁸ Der *Spiegel* war freilich nicht das einzige Blatt, das mit dem BND verwoben war. Gehlen hatte erkannt, wie wertvoll eine enge Kooperation mit führenden Meinungsblättern sein konnte, um seine Einschätzung der politischen Verhältnisse (besonders des Ost-West-Konfliktes) öffentlich platzieren zu können. Im Mai 1961 schrieb der *Welt*-Chefredakteur Hans Zehrer in diesem Sinne an seinen Verleger Axel Springer: «Lieber Axel, ich hatte eben ein längeres Gespräch mit den Gehlen-Leuten, das politisch ganz interessant war. Dabei

wurde mir ein Gruss von Gehlen selber bestellt, sowie das ausdrückliche Angebot, er sei jederzeit bereit, uns wieder, wie schon einmal, einen offenen Lagebericht geben zu lassen, so, wie sie der Geheimdienst festgestellt hätte.»⁶⁹

Für den *Spiegel* ergaben sich aus der *strategischen Kooperation* mit den diversen Geheimdienst-Fraktionen aus der NS-Zeit zahlreiche Informationen, die exklusiv an die Leserschaft weitergegeben werden konnten. Man erfuhr als *Spiegel-Käufer*, dass sich der SS-Kämpfe und Mussolini-Befreier Otto Skorzeny mit Walter Schellenberg versöhnt habe und dass die beiden nun «mit Geldern von Peron antikommunistische Kader»⁷⁰ aufbauten, dass dem Ex-Reichsstudentenführer Scheel von der iranischen Kaiserfamilie «die Leitung einer Klinik in Persien» angeboten worden sei⁷¹, dass Werner Naumann vor seiner Verhaftung gerade dabei gewesen sei, gemeinsam mit Skorzeny «ein Geschäft über die Lieferung von Beton und Zement für ein Bauprojekt auf den Kanarischen Inseln abzuwickeln»⁷², und dass der ehemalige SS-Sturmbannführer Giselher Wirsing mit dem einstigen Gesandten Otto von Hentig im Auftrag des US-Geheimdienstes die «Idee von Deutschland als einer US-Kolonie erbrochen»⁷³ hätte. Im Heft 34/1954 hiess es sogar ganz offen: «Ein ehemaliger Beamter des Reichssicherheitshauptamtes hat vertraulich mitgeteilt, dass Otto John etwa im September 1943 – zu einer Zeit, als er schon für den britischen Nachrichtendienst arbeitete – das Amt VI (Auslandsnachrichtendienst) in Himmlers Reichssicherheitshauptamt aufgesucht und sich freiwillig und unaufgefordert zur Mitarbeit im Ausland angeboten habe. Johns Kontakt zum Amt VI habe von einer Jugendfreundschaft mit einem Angehörigen dieses Amtes hergerührt, der dem gleichen Wiesbadener Sportverein angehört hatte wie John selbst. Die Mitarbeit Johns sei allerdings vom Amt VI abgelehnt worden.»⁷⁴

Gehlen selbst hat sich später mit gewissem Stolz zu seiner Kooperation mit dem *Spiegel* und auch zu seiner engen Verbindung mit Döring bekannt. «Besonders eng fühlte ich mich Wolfgang Döring verbunden», so Gehlen in seinem letzten Werk «Verschlussache» 1980. Dieser habe «als ehemaliger Berufsoffizier und späterer Reserveoffizier der Bundeswehr vor allem den Wert unserer militärischen Aufklärungstätigkeit zu schätzen und zu würdigen» gewusst. Ebenso sei es, so der Ex-Chef des BND, richtig gewesen, «dass sich

die ‚Org.‘ anfang der 50er Jahre um Beziehungen zum *Spiegel* bemühte, dem damals wie heute meistgelesenen und -beachteten Presseorgan besonderen Zuschnitts. Die Verbindung wurde in erster Linie mit dem Ziel aufgenommen, die vom Osten inszenierte und infiltrierte Diffamierungskampagne gegen die ‚Org.‘ aufzufangen und negative Auswirkungen auf die Übernahme als Bundesnachrichtendienst zu verhindern. Sie lief über die Dienststellenleiter der ‚Org.‘ in Bremen und Hamburg». ⁷⁵

Im *Spiegel* der 50er Jahre konnte sich der einstige SS-Obersturmbannführer und Pressechef des Auswärtigen Amtes, Paul Karl Schmidt (alias «Paul Carell»), seriell verbreiten, sein Kollege Friedrich Karl Grosse, Ex-Chef des Ribbentrop’schen «Auslandspresseclubs», wurde journalistischer Leiter des Berliner *Spiegel*-Büros ⁷⁶, medienpolitischer Kolumnist des Nachrichtenmagazins wurde Dr. Gerhard Eckert, 1941 mit einer Arbeit über den nationalsozialistischen «Rundfunk als Führungsmittel» habilitiert. ⁷⁷ Ein Artikel über einen Sozialdemokraten aus Aurich, der einen «Kriegsverbrecher» (im *Spiegel* in Anführungsstrichen) angezeigt hatte, war 1952 mit «Hier wohnt der Verräter» überschrieben. ⁷⁸ Man konnte etwas über die «Bewachungsneiger» lesen, die dem vom *Spiegel* bewunderten Generals-Genie von Manstein in Munsterlager auf die Nerven gingen ⁷⁹, und über den in Frankreich internierten General Bernhard Ramcke hiess es: «Als Tapferkeitsleutnant kam er 1918 zurück ins rote Kiel. Des Kaisers meuternde Kulis hielt er sich vom Leibe, den Bolschewiken im Baltikum rückte er auf den Leib. Im 100’000-Mann-Heer traf Ramcke viele Baltikümer wieder. In ostpreussischen Garnisonen drillte er kommende Asse, wie Mölders für den nächsten Krieg». ⁸⁰

Dieser Landserjargon mischte sich in den Anfangsjahren mit Geheimdienstgeraune und häufig nationalistisch-antisemitischem Subtext, aber auch mit den erhellenden Analysen zum autoritären Gestus des Adenauer-Regimes oder zu den Versuchen des Kanzlers, die öffentliche Meinung mit einem eigenen Propaganda-Apparat nach seinen Vorstellungen zu formieren. Richtig ist auch, dass aus Augsteins Interesse an den Feinheiten des NS-Regimes wichtige zeithistorische Serien und Darstellungen erwachsen – so Heinz Höhnes Standardwerk zur Geschichte der SS. ⁸¹ Es geht also nicht darum, den frühen *Spiegel* irgendwelcher Affinitäten zum untergegangenen Dritten Reich und seiner Führung zu zeihen (das war selbst für Leute

wie Mahnke und Wolff, Best und Achenbach passé), sondern um die erstaunliche und erklärungsbedürftige Diskrepanz zwischen dem bis heute durchgehaltenen Selbstbild vom «antifaschistischen Geschütz» und den personellen wie inhaltlichen Realitäten des *Spiegel*-Journalismus in der Zeit vor 1962. Zudem fällt der doppelte Standard im Umgang mit der eigenen Geschichte und in der Verwendung vergangenheitspolitischer Argumente gegenüber Dritten auf. Der *Spiegel*-Nimbus basierte – neben Augsteins Kommentaren und der Aufdeckung jeweils aktueller politisch-ökonomischer Skandale – weitgehend auf Recherchen zu Einzelpersonen wegen ihrer Aktivitäten in der NS-Zeit, spektakulär exerziert am «Frühschoppen»-Moderator Werner Höfer oder dem Marinerichter und baden-württembergischen Ministerpräsidenten Filbinger. Welche Macht sich das Hamburger Blatt mit seiner zeithistorischen Wühlarbeit erwirtschaftet hatte, war auch dem gerade – aus anderen Gründen – zur Strecke gebrachten Franz Josef Strauss aufgefallen, als er 1963 in einem Interview mit der israelischen Zeitung Ha'aretz behauptete: «Sie (die *Spiegel-Leute*) sind die Gestapo unserer Tage. Sie führen Tausende persönlicher Akten – wenn ich an die Nazi-Vergangenheit von Deutschland denke –, fast jeder hat irgendetwas zu vertuschen, und das ermöglicht Erpressung». Das war natürlich masslos überspitzt, aber tatsächlich vermittelte der *Spiegel* über Jahrzehnte das Bild einer von der nationalsozialistischen Vergangenheit überhaupt nicht tangierten, «reinen» Institution der *homini novi*, die sich deshalb auch das moralische Recht aneignen konnte, mit den Lebenswegen und Handlungen der anderen besonders hart ins Gericht zu gehen.

Noch im Vorwort zum Jubiläumsheft des *Spiegel* 1997 räsionierte Augstein: «Für unsere kleine Truppe aber galt der Satz: ‚Wir wollen das schreiben, was wir, hätten wir dieses Blatt nicht, anderswo lesen wollten«. Bei uns allen stand die politische Überzeugung im Vordergrund. Sie fächerte sich im Lauf der Jahre naturnotwendig auf. Eisern aber blieb der Grundsatz, vor keiner Autorität, nicht einmal vor einer befreundeten, zu kuschen«. Im Umkehrverfahren kam es zu einer Übersteigerung der eigenen Autorität. Wer sich ständig die eigene Bedeutung vorexerzieren musste, wurde blind für eigene Anfälligkeiten. Die Ideologie des *Spiegel* sei «eine skeptische Allwissenheit», die an allem zweifle «ausser an sich

selbst», hatte Enzensberger schon 1956 notiert. Was dem Blatt an «kritischer Potenz» fehle, suche es durch «inquisitorische Gestik» zu ersetzen.⁸² Da Augstein mit den Jahren seine politischen Melodien durchgespielt hatte und immer solipsistischer agierte, tiefer gehende Selbstreflexion in der männerbündischen Redaktionsatmosphäre ohnehin nicht gefragt war und sich das Blatt in den 90er Jahren dann auch noch der Konkurrenz durch «Focus» gegenüber sah, verweigerte man sich jeder differenzierten Diskussion der eigenen Vergangenheit. Die Stellungnahmen, mit denen «*Spiegel*»-Redakteure seither – wenn überhaupt – auf die Rolle des NS-Personals in der Geschichte ihrer Publikation eingingen, glichen fatal jenen Abwiegelungsvokabeln, die das Blatt sonst immer kritisierte: «keine Erinnerung mehr», «kleine Chargen», «alles längst bekannt».⁸³ Als im Zuge der Börne-Preisverleihung an Augstein⁸⁴ und neuer Kontroversen um die Reichstags-Brandstiftung die Vorwürfe an den *Spiegel* sehr laut wurden, er sei der «WeissWäscherei» alter Nazis verdächtig⁸⁵ und komme mit seiner eigenen Geschichte nicht zurecht, verstummte Deutschlands prägendes Nachrichtenmagazin völlig – mit Rücksicht auf den seit geraumer Zeit gesundheitlich angeschlagenen Herausgeber. Der hatte in einem am Tag der Börne-Preisverleihung veröffentlichten *Welt am Sonntag*-Interview bestätigt, was nun mittlerweile jeder wusste: «Ja, es hat beim *Spiegel* in den Anfangsjahren auch ehemalige Nazis gegeben», hatte aber kryptischerweise hinzugefügt: «Diese Vorwürfe treffen den *Spiegel* so wenig wie mich.»⁸⁶

Augstein und die «*Spiegel*»-Redaktion waren in den 90er Jahren so stark miteinander verkettet wie in den Anfangsjahren des Magazins; in Zeiten des verschärften Konkurrenzkampfes auf dem Zeitschriften- und Medienmarkt erschien allein der mythisch entrückte Herausgeber Garant für Sicherheit und Kontinuität an der Brandstüete. Augstein war aber auch der wesentliche Zeitzeuge für die Beschäftigung der NS-Leute im *Spiegel*, und da er beschlossen hatte, sich an Details nicht mehr zu erinnern, gewöhnten sich die Mitarbeiter daran, nicht weiter nachzufragen und sich der journalistischen Fronarbeit in ihren Redaktionswaben zu widmen. Augsteins grosse Zeit war der «Endkampf».⁸⁷ mit Franz Josef Strauss und die darauf folgende «*Spiegel*-Affäre» gewesen, und er befürchtete zu Recht, dass mit einer kommunikationshistorischen Analyse der «*Spiegel*»-Publizistik in den 50er Jahren auch eine Neubewertung der ihn illu-

minierenden Affäre selbst einhergehen könnte.⁸⁸ Mit konzentrierter Kritik an seinem Lebenswerk hatte er sich ohnehin immer schwer getan, sprachlos machte ihn etwa die Attacke des einstigen *Spiegel*-Kulturredakteurs Christian Schulz-Gerstein, der kurz vor seinem Selbstmord formuliert hatte: «Deine Kasino-Manieren, und wie all diese wichtigen Leute vor Dir zu einem Häufchen Asche wurden, haben mir augenblicklich zu der Erkenntnis verholfen, dass diese ganze *Spiegel*-Hierarchie mit Ressortleitern und Chefredakteuren nur dem einen Zweck dient, Dich, den Mann an der Spitze zu erleuchten. All die Böhmes, Petermanns und Karaseks: Du lässt sie mächtig in die Pedale treten, damit der Dynamo ausreichend Licht für Deinen Thron hergibt. Verständlich, dass Dich nach Gutsherrenart dieser Thron zuweilen ankotzt».⁸⁹ Wie kein anderer hat Schulz-Gerstein den «Widerspruch zwischen dem irgendwie linken Mythos Augstein und dem real existierenden Herrenmenschen Augstein» thematisiert, der sich auch am instrumenteilen Umgang des *Spiegel*-Gründers mit der NS-Personnage aufweisen lässt. Als Georg Wolff, inzwischen stellvertretender Chefredakteur des *Spiegel*, sich 1961 Hoffnungen darauf machte, an die Redaktionsspitze zu gelangen, beschied Augstein dies abschlägig – mit Hinweis auf Wolffs Vergangenheit im Sicherheitsdienst der SS.⁹⁰

Paul Hoser

Vom provinziellen Lizenzblatt zur «New York Times von Bayern»¹

Die Anfänge der «Süddeutschen Zeitung»

Mehr als vier Jahre nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus spielten sich am 10. August 1949 in München unglaubliche Szenen ab: Zwischen einem starken Aufgebot der örtlichen Schutzpolizei und über 2'000 jüdischen Demonstranten brachen am Friedensengel, Eingang Möhlstrasse, blutige Schlägereien aus. Den Tumulten vorangegangen war eine Protestkundgebung des jüdischen Komitees in München gegen den Inhalt eines Leserbriefes, der von der *Süddeutschen Zeitung* abgedruckt worden war. Der Zug der Demonstranten hatte sich im Hof der Synagoge an der Möhlstrasse formiert, auf Transparenten war zu lesen: «Nieder mit dem *Stürmer* von 1949, der *Süddeutschen Zeitung*». ²Das Blatt sei ein «Nest des Nationalsozialismus», hiess es. «Wir fordern den Entzug der Lizenz». Als die Demonstranten das Rondell vor dem Friedensengel erreicht hatten, trafen sie auf berittene und in Funkwagen herbeigeeilte Polizei. Die Militärregierung hatte den Beamten befohlen, den Zug zu zerstreuen. Was dann passierte, stand am folgenden Tag in eben jenem Blatt, das den Zorn der Demonstranten auf sich gezogen hatte: «Im Verlauf der sich nun entwickelnden Strassenschlacht», so berichtete die *Süddeutsche*, «wurden etwa 21 Polizisten durch Steinwürfe und Schläge mit Holzstöcken und ausgerissenen Zaunlatten blutig geschlagen. Die Polizei machte von Gummiknüppeln Gebrauch. Ein Polizist musste in Notwehr zur Pistole greifen und verwundete drei jüdische Demonstranten durch Bauchschuss. Die dadurch aufgebrachte Menge ging nun im Laufschrift mit Steinen und Stöcken gegen die Polizei vor, steckte einen Überfallwagen in Brand, zertrümmerte die Scheiben mehrerer Funkwagen und machte auch vor etwa sechs Zivilautos nicht halt, deren Fahrer mit blutigen Köpfen sich zu retten suchten.» Die Amerikaner setzten Strassenpanzer ein, um die Zufahrtswege zur Möhlstrasse abzuriegeln.

Wie konnte es so weit kommen, dass Demonstranten eine Zeitung, die bereits in ihrer ersten Nummer ihren «Abscheu gegen alles, was nationalsozialistisch ist»³ erklärt hatte, mit dem rassistischen NS-Blatt *Stürmer* gleichsetzten? Ausgangspunkt war ein Leitartikel von W.E. Süskind, der am 2. August 1949 erschien.⁴ Süskind, einer der führenden SZ-Redakteure, prangerte den immer noch vorhandenen Antisemitismus einer Minderheit an und verurteilte das Schweigen der Verantwortlichen zur Lage der in Deutschland lebenden Juden.⁵ Auf diesen Artikel reagierte eine grosse Zahl von Lesern. Süskind druckte daraufhin einige Zuschriften ab, darunter einen Brief, der offensichtlich in provozierender Absicht geschrieben worden war. Der Verfasser nannte sich «Adolf Bleibtreu» und pöbelte die in Deutschland lebenden Juden an: «Geht doch nach Amerika, aber dort können sie Euch auch nicht gebrauchen, sie haben genug von diesen Blutsaugern. Ich bin beim Ami beschäftigt und da haben verschiedene schon gesagt, dass sie uns alles verzeihen, nur das eine nicht, dass wir nicht alle vergast haben, denn jetzt beglücken sie (die Juden) Amerika.»⁶ Süskind, ein Ästhet und Bildungsbürger, aber sicher nicht der ideale Mann für das praktische Tagesgeschäft eines politischen Redakteurs, war so ungeschickt, alle Briefe – darunter auch diesen – unkommentiert abzudrucken.

Die Redaktion fiel aus allen Wolken, als man ihr unterstellte, sie selbst sei antisemitisch.⁷ Der Direktor der Militärregierung in Bayern, Murray Van Wagoner, war zwar weit entfernt davon, so etwas zu glauben, sah aber in der Veröffentlichung des Briefs einen Mangel an Urteilsvermögen und Geschmack. Auch der Militärgouverneur der Bizone, John Me Cloy,⁸ und der zuständige Pressereferent der Militärregierung, Ernst Langendorf,⁹ reagierten ähnlich. Von ihrem Ausnahmerecht, trotz der inzwischen weggefallenen Presseüberwachung eine Strafmassnahme zu verhängen, machte die Militärregierung keinen Gebrauch. Der Generalkläger beim Kassationshof im Bayerischen Ministerium für Sonderaufgaben lehnte die Einleitung eines Verfahrens nach dem Befreiungsgesetz gegen die verantwortlichen Redakteure W.E. Süskind und Edmund Goldschagg ab.¹⁰

Grundsätzlich kann man der *Süddeutschen Zeitung* bescheinigen, dass sie von Anfang an konsequent mit dem Nationalsozialismus ins Gericht ging. Das war auch nicht anders zu erwarten, nachdem ge-

mäss den Vorstellungen der amerikanischen Militärregierung und speziell der anglo-amerikanischen Psychological Warfare Division nur solche deutschen Verleger und Redakteure wieder in der Presse tätig werden sollten, die weder in der NSDAP gewesen waren, noch irgendwelche aktiven Hilfsdienste für die Nationalsozialisten geleistet hatten.¹¹

Die Lizenzträger. Den Amerikanern schien die Herausgabe einer Zeitung in der grössten Stadt Bayerns vordringlich. Es war ihr Prinzip, bei der Vergabe von Lizenzen¹² möglichst nur Personen zu berücksichtigen, die nicht vom Nationalsozialismus belastet, aber dennoch in Deutschland geblieben waren. Damit wurden die Auswahlmöglichkeiten von vornherein sehr beschränkt. Lediglich drei Emigranten erhielten in Bayern eine Lizenz.¹³ Bei der Gründung der *Süddeutschen Zeitung* kam keiner zum Zug.

Als weiteres Prinzip ist die Absicht erkennbar, einen gewissen Proporz der demokratischen Parteien zustande zu bringen.¹⁴ Wegen ihres unverbindlichen Charakters als Generalanzeiger hatte man die bis 1945 erscheinende grösste Zeitung Münchens, die *Münchner Neuesten Nachrichten*, einst «die Kuhhaut» genannt, da sie die Dinge, entsprechend den Flecken einer Kuh, gleichzeitig schwarz und weiss erscheinen lassen konnte. Grundsätzlich war es den amerikanischen Militärbehörden wichtig, nicht den Eindruck aufkommen zu lassen, die *Süddeutsche Zeitung* sei die direkte Nachfolgerin der *Münchner Neuesten*.¹⁵ Erwein Freiherr von Aretin, bis 1933 Leiter des Innenressorts dieser Zeitung, erhielt daher, vor allem aber auch seiner monarchistischen Tendenzen wegen, trotz seiner Qualifikation und einwandfreien Vergangenheit keine Chance.

Die Presseoffiziere Dünner¹⁶ und Langendorf waren am 20. Juni 1945 nach Tutzing gefahren, um Wilhelm Hausenstein,¹⁷ dem ehemaligen Leiter der Literaturbeilage der *Frankfurter Zeitung*, eine Lizenz anzubieten.¹⁸ Der 63-jährige Hausenstein lehnte indes ab, weil ihm die Leitung einer Zeitung als zu grosse Anstrengung erschien. Er empfahl aber seinerseits den zwanzig Jahre jüngeren Franz Josef Schöningh.¹⁹ Dieser war ein Nachkomme von Ferdinand Schöningh, der 1847 den Verlag Ferdinand Schöningh in Paderborn gegründet hatte. 1929 bis 1932 war er Assistent am Seminar für Wirtschaftsgeschichte der Universität München gewesen, von 1935 bis zum Verbot 1941 stellvertretender Chefredakteur der Zeitschrift *Hochland*. Eine

teur der Zeitschrift *Hochland*. Eine Woche nach der ersten Begegnung mit Hausenstein traf man sich erneut bei ihm. Diesmal war auch Schöningh dabei.²⁰ Da überdies Kardinal Faulhaber²¹ den Amerikanern den jetzt 43-jährigen katholischen Publizisten Schöningh ans Herz legte, waren sie bereit, ihm eine Lizenz zu geben.

Es war ihnen allerdings bekannt, dass Schöningh nach dem Ende des *Hochland* als stellvertretender Kreishauptmann in Tarnopol in der Zivilverwaltung des Generalgouvernements Polen unter Hans Frank amtiert hatte. Nach seiner eigenen Darstellung hatte er dort vor allem die Unterbringung und Weiterleitung von zurückweichenden Heeresseinheiten und Flüchtlingen organisiert.²² Polnische Fürsprecher bezeugten seine Integrität. Die Militärregierung konnte nichts Gravierendes finden. Über die formale Belastung Schöninghs durch seine Amtsstellung sah sie grosszügig hinweg.²³

Eine weitere Lizenz für die Zeitung ging an August Schwingenstein. Die Militärregierung hatte damals auch über *Radio Munich* Interessenten für eine mögliche Zeitungs- oder Buchverlagslizenz gesucht. Daraufhin meldete sich Alfred Schwingenstein²⁴ für seinen Vater August.²⁵ Schwingenstein sr. wollte damals eigentlich nur seinen Zeitungsroman-Verlag weiterbetreiben, hatte aber auch mehrere Exposés über den Aufbau der Presse verfasst.²⁶ Damit empfahl er sich als Leiter des Verlags der für München geplanten Zeitung. Zwei Tage nach der Kontaktaufnahme mit Hausenstein, am 22. Juni 1945, sprachen die amerikanischen Presseoffiziere mit August Schwingenstein.²⁷ Am 3. Juli sagte ihm Dünner dann Lizenz und Verlagsleitung für die *Süddeutsche Zeitung* zu.²⁸

Der damals bereits 64-jährige Schwingenstein sr. hatte von 1918 bis 1923 als Chefredakteur dem vom Bayerischen Bauernbund kontrollierten *Iller-, Roth- und Günzboten* in Illertissen vorgestanden. Anschliessend leitete er in München die Pressestelle des Bauernbunds und gab von 1924 bis 1933 dessen Landtagskorrespondenz heraus. 1931 hatten ihn Julius Streicher und der Gauleiter von Oberbayern und spätere bayerische Innenminister, Adolf Wagner, im Landtag tätlich angegriffen.²⁹ Schwingenstein erhielt im Frühjahr 1933 ein Schreibverbot für politische Nachrichten, konnte aber weiter als freier Journalist Zeitungsbeiträge über feuilletonistische und wirtschaftliche Themen schreiben und seine *Korrespondenz Schwingenstein* herausgeben.

Am 7. November 1933 versuchte er vergeblich eine Annäherung

an das Regime. Zu diesem Zweck wandte er sich an den für die bayerische Presse zuständigen Staatsminister Esser, dem er eine Nummer dieser Korrespondenz zusandte. In ihr forderte er dazu auf, bei der Volksabstimmung am 13. November für Hitlers Politik und den Austritt aus dem Völkerbund zu stimmen. Er liess Esser wissen, er habe sich «auf diese Art als Agitator für die nationale Bewegung gemeldet» und wolle damit sagen, «dass auch mancher frühere Gegner ehrlich und aufrichtig für den heutigen Staat arbeitet. Ich glaube, dass ich auch auf diese Weise [...] verschiedenes gut machen kann, was man früher gefehlt hat.»³⁰ Das Misstrauen der Machthaber konnte Schwingenstein dennoch nicht zerstreuen. 1935 wurde er sogar für acht Tage in Schutzhaft genommen, ohne je den Grund zu erfahren.³¹ Nachdem er sich für einige Zeit als Mitarbeiter kleinerer Provinzblätter über Wasser gehalten hatte, erwarb Schwingenstein die Romanabteilung des katholischen Manz-Verlags. Ausserdem leitete er eine Druckerei.

Als Nächstes nahmen Dünner und Langendorf mit dem aus dem Exil zurückgekehrten führenden bayerischen SPD-Politiker Wilhelm Hoegner Kontakt auf. Er selbst war an einer Lizenz nicht interessiert, empfahl aber den 54-jährigen Journalisten Edmund Goldschagg,³² der von 1927 bis 1933 politischer Redakteur der sozialdemokratischen *Münchener Post* gewesen war.³³ Dünner und Langendorf fanden ihn am 27. Juni 1945 in der französischen Besatzungszone in Freiburg.³⁴ Goldschagg hatte 1933 seine Stelle verloren. Er arbeitete dann als Schriftsetzer in der Druckerei seines Bruders in Freiburg. Seine Post wurde überwacht; wegen der als verdächtig erscheinenden Versendung von Zeitungsartikeln an seine Frau kam er im Januar 1934 für vier Wochen in Schutzhaft.³⁵

Als vierter Lizenzträger war im Juli der 67-jährige Karl Eugen Müller³⁶ vorgesehen, der 1918 bis 1920 Chefredakteur der *Münchener Neuesten Nachrichten* gewesen war. Müller hatte die Wendung der Zeitung nach rechts nicht mitmachen wollen und war zur *Danziger Zeitung* gewechselt. 1924 wurde er Redakteur des *Berliner Tageblatts*. Von dort wechselte er 1928/29 zur *Neuen Badischen Landeszeitung* und blieb bis 1933 deren Chefredakteur. 1940 wurde er stellvertretender Leiter des städtischen Informationsdienstes der Stadt München.³⁷ Für die Vergabe einer Lizenz an Müller hatte sich der erste Pressechef der Militärregierung, Arthur Gerecke,³⁸ eingesetzt,

der für Müllers früh verstorbene Tochter Renate, eine sehr beliebte Filmschauspielerin, schwärmte.³⁹

Auf einer Sitzung mit Dünner am 23. Juli 1945 wurde festgelegt, dass Schönigh für Kulturpolitik, Müller für Aussenpolitik und Goldschagg für bayerische Politik zuständig sein sollten.⁴⁰ Müller sollte als eine Art primus inter pares die redaktionelle Gesamtleitung übernehmen.⁴¹ Goldschagg, Schönigh und Müller trafen sich dann am 3. August 1945 mit Oberst McMahon⁴² auf Schloss Seeburg in Unteralmanshausen am Starnberger See.⁴³ Sie stimmten bei dieser Gelegenheit der Ernennung Schwingensteins zum Verlagsleiter zu, obwohl sie sich über seine verlegerischen Fähigkeiten unsicher waren. Bei einem weiteren Treffen mit Dünner und Gerecke am nächsten Tag wurde klargestellt, dass die Lizenzträger auch das Eigentum an dem neu gegründeten Verlag erhalten sollten.⁴⁴

Als alles schon unter Dach und Fach schien, stellte sich heraus, dass Karl Eugen Müller in seiner Zeit als Pressechef der Stadt München Artikel mit fragwürdiger Tendenz verfasst hatte.⁴⁵ Am 13. September 1945 erklärte Dünner ihn in einem Telefongespräch mit Schwingenstein für untragbar und bekräftigte dies in einem weiteren Gespräch im Münchner Rathaus am 17. September.⁴⁶ Müller musste auf die Lizenz verzichten.⁴⁷ Am Vormittag des 6. November 1945 erhielten schliesslich Goldschagg, Schönigh und Schwingenstein bei einem Festakt im Rathaus die drei Lizenzen für die *Süddeutsche Zeitung* übertragen.⁴⁸

Auf die von Karl Eugen Müller gezeichneten Artikel waren die amerikanischen Presseoffiziere durch den damals 36 Jahre alten Werner Friedmann aufmerksam gemacht worden.⁴⁹ Bereits als Zwanzigjähriger war Friedmann Mitarbeiter der im Verlag Knorr & Hirth erscheinenden *Münchner Telegrammzeitung* und später auch Reporter der ebenfalls dort verlegten *Süddeutschen Sonntagspost*.⁵⁰ Friedmann hatte nebenher auch Zeitungswissenschaften studiert.⁵¹ Am 27. März 1933 war er im Zusammenhang mit dem nationalsozialistischen Vorgehen gegen die Firma Knorr & Hirth GmbH verhaftet worden.⁵² Seine Freilassung war nur unter der Bedingung erfolgt, dass er Bayern zu verlassen habe. In Berlin arbeitete er bis zu seiner Einberufung zur Wehrmacht im Jahr 1940 als Übersetzer. 1945 geriet er kurzfristig in britische Kriegsgefangenschaft.

Der ehrgeizige Friedmann hatte mit seiner Intervention gegen Karl Eugen Müller den ersten entscheidenden Schritt für seine eigene zukünftige Karriere getan. Dünner verlangte danach ausdrücklich seine Verwendung bei der *Süddeutschen Zeitung*. Friedmann arbeitete dort zuerst als Lokalredakteur. 1946 äusserte er sich gegenüber Langendorf abschätzig über die journalistischen Qualitäten der anderen Lizenzinhaber und drängte ihn, ihm eine vierte Lizenz zu geben.⁵³ Da die anderen Lizenzträger seinen Wunsch unterstützten, erhielt Friedmann sie am 2.8.1946.⁵⁴

Die Lizenzträger waren zu gleichen Teilen Gesellschafter des Verlags. Erst 1952 kam mit Hans Dürrmeier⁵⁵ noch ein weiterer Gesellschafter dazu.⁵⁶ Er war bereits seit März 1927 im Verlag Knorr & Hirth tätig gewesen. Seit Anfang 1929 war er dort Anzeigenleiter und ab Oktober 1931 Prokurist. 1936 stieg er zum stellvertretenden Betriebsführer auf. Weil er unter dem neuen Prokuristen Alfred Salat, einem Handlanger von Max Amann, dem Chef des nationalsozialistischen Eher-Verlags, nicht arbeiten wollte, hatte er 1941 gekündigt und war dann bei der von dem Kaufmann Karl Gabler gegründeten Gesellschaft für Auslandswerbung m.b.H. in Berlin angestellt. Sie wurde indirekt vom Reichspropagandaministerium kontrolliert.⁵⁷

Dürrmeier galt daher bei den amerikanischen Militärbehörden als suspekt, auch wenn er nachweisen konnte, dass er bei Knorr & Hirth ständig im Kampf mit den dort von den Nationalsozialisten eingesetzten Führungskräften gelegen hatte. Um seine Stellung zu halten, war er 1937 der NSDAP beigetreten. Überdies hatte er pro forma einen Rang als Sturmführer des NS-Fliegerkorps inne. Wegen dieses Rangs wurde er als Belasteter eingestuft und durfte bis 1948 nur als einfacher Büroangestellter arbeiten.⁵⁸ Danach begann für ihn jedoch wieder ein steiler Aufstieg. Er wurde 1949 Verlagsdirektor und Prokurist des Süddeutschen Verlags, gemeinsam mit dem Sohn August Schwingensteins.⁵⁹ Für Schwingenstein sr. war die Arbeit allmählich eine zu grosse Belastung geworden.⁶⁰ 1952 wurde Dürrmeier fünfter Gesellschafter des Verlags.⁶¹ Seit Dezember 1960 war er alleiniger Verlagsleiter.⁶²

Die Redaktion. Franz Josef Schöningh schrieb anfangs betont föderalistische politische Grundsatzartikel, zog sich aber bald auf eine Art von Kontrollfunktion in der Verlagsleitung zurück und suchte vor allem durch Personalpolitik Einfluss auf das Gesicht der Zeitung zu

nehmen.⁶³ Auf eine Anregung Schöninghs, dem ein «wohldosierter Schuss Tartufferie»⁶⁴ attestiert wurde, geht eine Spezialität der *Süddeutschen* zurück: das «Streiflicht», das im Juni 1946 erstmals und von da an täglich erschien.⁶⁵ Das «Streiflicht» war anfangs ein stark moralisch argumentierender, ernsthafter Kommentar und entwickelte sich erst allmählich zu dem, was es noch heute ist: eine spöttische, scharf pointierte Glosse.

Für das innenpolitische Tagesgeschäft war Edmund Goldschagg zuständig. Die Bleib-treu-Affäre verschob schliesslich die Gewichte unter den Herausgebern. Werner Friedmann nutzte die Chance, um sich in den Vordergrund zu schieben. Er hatte sich während des Vorfalls in Rom aufgehalten und schrieb nach seiner Rückkehr einen Beitrag «In eigener Sache», in dem er sich von der unkommentierten Wiedergabe des antisemitischen Briefs distanzierte.⁶⁶ Goldschagg, der bis dahin laufend innenpolitische Leitartikel verfasst hatte, zog sich als Redakteur zurück. De facto hatte Friedmann seitdem eine dominierende Doppelstellung als Gesellschafter und Chefredakteur inne. Im November 1951 wurde Friedmann auch formell Chefredakteur.⁶⁷ Goldschagg fungierte im Verlag, wie Ernst Müller-Meinigen jr. spöttisch formulierte, nur mehr als «Lord Bleistiftbewahrer».⁶⁸

Friedmanns Ära ging wiederum 1960 zu Ende. Schon in den frühen fünfziger Jahren war unter den Gesellschaftern ein Streit ausgebrochen. 1957 gingen in diesem Zusammenhang bereits Gerüchte um, August Schwingenstein wolle seinen Anteil an eine westdeutsche Industriegruppe verkaufen.⁶⁹ Schwingenstein jr. wurde im Kreis der Gesellschafter der Unterschlagung und Untreue bezichtigt, ohne dass sich dies gerichtlich hätte beweisen lassen.⁷⁰ Über den Streit kam schliesslich nicht Schwingenstein jr. zu Fall, sondern Werner Friedmann. Der verheiratete Friedmann⁷¹ hatte unklugerweise auf Widerruf geklagt, nachdem Alfred Schwingensteins⁷² Anwältin geäussert hatte, der Chefredakteur habe ein Verhältnis mit einem Lehrmädchen des Verlages. Die Anwältin nahm die Herausforderung an. Darauf gelangte die Sache vor die Strafjustiz. Das Landgericht München I verurteilte Friedmann am 24. Juni 1960 wegen Anstiftung zu fortgesetzter Kuppelei zu sechs Monaten Gefängnis. Gleichfalls verurteilt wurde der Schriftsteller und Mitarbeiter der *Süddeutschen Zeitung*, Siegfried Sommer, der Friedmann für die Treffen seine Woh-

nung zur Verfügung gestellt hatte.⁷³ Friedmann musste darauf seinen Posten als Chefredakteur der *Süddeutschen* räumen.⁷⁴

Seine Nachfolge trat im Mai 1960 Hermann Proebst an.⁷⁵ Proebst war seit Herbst 1949 für das innenpolitische Tagesgeschäft zuständig gewesen.⁷⁶ Er hatte 1929 beim Berliner Rundfunk gearbeitet und war 1933 für eine Annäherung von Katholiken und Nationalsozialisten eingetreten.⁷⁷ Jedoch hatte er zweimal einen Beitritt zur NSDAP abgelehnt. Proebst stand dem Kreis um die Zeitschrift *Die Tat* nahe, für die er eine Reihe biografischer Essays verfasste. 1938 wurde er als politisch unzuverlässig aus dem Rundfunk entlassen. Seitdem war er Korrespondent und Journalist für Südosteuropa. Während des Kriegs gab er im Auftrag des Kroatenführers Pavelic die Zeitschrift *Die neue Ordnung* heraus. 1946 wurde Proebst aussenpolitischer Redakteur der *Rheinischen Zeitung* in Köln, 1948 und 1949 fungierte er als Leiter der Presseabteilung in der Bayerischen Staatskanzlei.⁷⁸ Er schrieb in der *Süddeutschen Zeitung* unter dem Pseudonym «Junius».⁷⁹ Proebst war «human, gescheit, belesen, gebildet, historisch interessiert, musikliebend, gesellschaftsfreudig»,⁸⁰ als späterer Chefredakteur aber nicht von starker Durchsetzungsfähigkeit.

Leiter des Wirtschaftsressorts war seit dem 1. August 1946 bis 1951 Gerhard Kreyssig.⁸¹ Seine Artikel hatten häufig eine sozialdemokratische Tendenz. 1928 war Kreyssig Gewerkschaftssekretär, 1931 bis 1945 Leiter der wirtschaftspolitischen Abteilung des Internationalen Gewerkschaftsbundes gewesen (bis 1933 in Berlin, seit 1933 in der Emigration in Paris, ab 1941 in London). 1947 bis 1949 sass er als SPD-Politiker im Frankfurter Wirtschaftsrat, wo er den stellvertretenden Vorsitz des wirtschaftspolitischen Ausschusses innehatte. Kreyssig war ein alter Freund Ernst Langendorfs, der wahrscheinlich seine Anstellung vermittelt hatte.⁸²

Eine leitende Position in der Lokalredaktion nahm zuerst der Sozialdemokrat Georg Lorenz ein.⁸³ Er stand Wilhelm Hoegner nahe. Lorenz war seit 1926 Nachrichtenredakteur beim sozialdemokratischen Parlamentsdienst gewesen. 1933 hatte man ihn verhaftet und ins Konzentrationslager Dachau verbracht. Über ihn war nach seiner Entlassung ein Berufsverbot verhängt worden. 1937 war er nochmals in Haft gekommen. 1939 hatte man ihn dann zum Militär eingezogen. Lorenz achtete von Anfang an entschieden auf seine redaktio-

nellen Kompetenzen in der *Süddeutschen* und protestierte vergebens dagegen, dass neben ihm als Lokalredakteur und Redakteur für Landesnachrichten auch noch Werner Friedmann als verantwortlicher Redakteur für Nachrichten aus Bayern amtierend sollte.⁸⁴ Angesichts des geringen Umfangs der Zeitung schien ihm dies nicht sinnvoll zu sein. Lorenz bekam aber bereits im August 1946 eine eigene Lizenz für den *Hochland-Boten* in Garmisch und wurde dessen Chefredakteur.

Nach dem Weggang von Lorenz war Werner Friedmann bereits alleiniger Chef für den Bayern- und den Lokalteil.⁸⁵ Friedmanns Stärke war eine leicht verständliche Schreibart, gepaart mit einem hochentwickelten Gespür für Aktualität.⁸⁶ Er ging jedoch gelegentlich mit der Wahrheit locker um, wenn es galt, einer Geschichte den richtigen Dreh zu geben.⁸⁷ Bernhard Pollak war unter Friedmann Lokalredakteur und hatte die Stelle bis 1970 inne.⁸⁸ Der Katholik Pollak war im Dritten Reich aus «rassischen» Gründen von der Universität verwiesen und während des Krieges zu Zwangsarbeit verpflichtet und anschließend in ein Konzentrationslager gebracht worden.⁸⁹

In den Anfangsjahren arbeitete auch Walter Bernhard Francé im Lokalteil. Francé, 1901 in Ungarn geboren, war seit 1930 Mitarbeiter der *Münchener Neuesten Nachrichten* und anderer Organe des Verlags Knorr & Hirth, vorwiegend im lokalen Bereich. Er war damals zeitweise Mitglied der SPD. 1934 entliess ihn der nationalsozialistische Verlagsleiter Hausleiter fristlos. Francé ging dann zum *Berliner Tageblatt*. 1940 wurde er zur Wehrmacht eingezogen. Als Teilnehmer des gescheiterten Aufstands der Freiheitsaktion Bayern⁹⁰ hatte er zu dem Trupp gehört, der am 28. April 1945 das Verlagsgebäude der *Münchener Neuesten Nachrichten* besetzt und die Herausgabe des antinazistischen Kampfblatts *Bayerische Zeitung* vorbereitet hatte.⁹¹ Die Amerikaner machten ihn zum Redakteur ihrer *Bayerischen Landeszeitung*.

Einer der frühesten Mitarbeiter im Lokalteil war Alois Hahn.⁹² Hahn war bis 1934 Mitarbeiter beim katholischen *Bayerischen Kurier*, danach bis 1943 bei der *Münchener Zeitung* und zuletzt von 1943 bis 1945 bei den *Münchener Neuesten Nachrichten*. Seinen Beitritt zur NSDAP im Jahr 1939 rechtfertigte er damit, dass er so zum Erhalt der *Münchener Zeitung* habe beitragen wollen. Dank der Fürsprache hoher Geistlicher stufte ihn die Spruchkammer als entlastet ein,

so dass er 1946 wieder problemlos bei der *Süddeutschen Zeitung* arbeiten konnte. Zu seinen Aufgaben gehörte die Berichterstattung aus dem Stadtrat.

Die *Süddeutsche Zeitung* war im ersten Jahr ihres Bestehens vor allem auf die deutsche und bayerische Innenpolitik konzentriert. Die Nachrichtenübermittlung aus dem Ausland war im ersten Jahr ihres Bestehens noch äusserst unzulänglich.⁹³ Anfänglich war sogar die Einfuhr ausländischer Zeitungen in die US-Zone verboten. Deutsche Journalisten durften auch nicht ins Ausland reisen. Gerhard Kreyssig kritisierte, die Amerikaner könnten keine gute Zeitung erwarten, wenn sie den Redakteuren nicht den freien Zugang zu Informationen aus dem Ausland erlaubten.⁹⁴ Im wesentlichen waren die Zeitungen der US-Zone in der Anfangsphase auf das oft fehlerhafte⁹⁵ Material angewiesen, das ihnen die unter der Kontrolle der Militärregierung stehende DANA (Deutsche Allgemeine Nachrichtenagentur)⁹⁶ zur Verfügung stellte. Seit dem 1. September 1946 hatte die Zeitung ein eigenes Abkommen mit der *Associated Press* und seit dem 1. Oktober auch mit der *United Press*⁹⁷ Ihre Ausländskorrespondenten teilte sich die SZ mit vier anderen Zeitungen.⁹⁸

Erst seit Sommer 1946 beschäftigte die *Süddeutsche* einen eigenen Redakteur für Aussenpolitik, den damals 42-jährigen Max von Brück,⁹⁹ der seine Berufung Schöningh zu verdanken hatte.¹⁰⁰ Von Brück war 1930 freier Journalist geworden und arbeitete damals unter anderem auch für das *Hochland*, Nachdem verschiedene von ihm bediente Zeitungen, die den Nationalsozialisten nicht genehm waren, 1933 eingegangen waren, hatte sich sein Einkommen erheblich verringert, so dass er in Existenznot geraten war. Sein Verwandter, Freiherr Theodor von Cramer-Klett, der ihn einige Zeit unterstützte, riet ihm, der NSDAP beizutreten, damit er leichter im Redakteursberuf Fuss fassen könne.¹⁰¹ Von Brück hatte dort aber nur den Anwärter-Status. Seit 1935 war er bei der *Frankfurter Zeitung* tätig. Dort arbeitete er zuerst in der Theater- und Literaturkritik und leitete dann ab Februar 1936 das Feuilleton. Innerhalb des Redaktionsstabes hatte er zu den harten Gegnern des Nationalsozialismus gehört und war 1943 wegen des Verrisses des Stückes eines nationalsozialistischen Dramatikers in Schwierigkeiten geraten.¹⁰² Er hatte ein Ehrengerichtsverfahren über sich ergehen lassen müssen, eine Geldstrafe bekommen

und war schliesslich auf ein politisches Gutachten der Gauleitung von Hessen-Nassau hin wegen politischer Unzuverlässigkeit von der Liste der Schriftleiter gestrichen worden.¹⁰³ Dem Einberufungsbefehl hatte er sich Ende 1944 durch Flucht entzogen und sich versteckt gehalten.

Die Press Section der Information Control Division genehmigte seine Beschäftigung bei der *Süddeutschen Zeitung*. Das Spruchkammerverfahren gegen ihn wurde eingestellt. Von Brück verliess die Zeitung allerdings 1947 bereits wieder.¹⁰⁴

Für ihn rückte dann im November 1947 Heinz Holldack nach.¹⁰⁵ Dieser war seit 1933 Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes und Korrespondent verschiedener Tageszeitungen (u.a. der *Münchener Zeitung*) in Rom gewesen.¹⁰⁶ Er passte sich stellenweise dem nationalsozialistischen Zeitgeist an. In den *Danziger Neuesten Nachrichten* schrieb er z.B. am 26. August 1941, das italienische Volk sei weniger stark als das deutsche «durch die Juden rassistisch gefährdet».¹⁰⁷ Holldack schied bei der *Süddeutschen Zeitung* am 1. April 1954 aus und kehrte als Leiter der pressepolitischen Abteilung der diplomatischen Vertretung der Bundesrepublik in Paris in den auswärtigen Dienst zurück.

Unter Holldack spielte Robert Borchardt eine wichtige Rolle, der von April 1949 bis November 1954 der aussenpolitischen Redaktion angehörte.¹⁰⁸ Er war 1933 Berufsoffizier in der Reichswehr im Rang eines Leutnants gewesen und hatte wegen seines jüdischen Vaters ausscheiden müssen. Daraufhin war er Mitglied der deutschen Militärmission bei Tschiang Kai-schek geworden. Schliesslich hatte er doch in die Wehrmacht zurückkehren können und sogar das Ritterkreuz erhalten. In Nordafrika war er als Kommandeur einer Aufklärungsabteilung in Gefangenschaft gekommen.

Der politische Hintergrund der ersten Ausländskorrespondenten war sehr verschieden. Aus London berichtete etwa Curt Geyer, der Redakteur bei Zeitungen der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei, Reichstagsabgeordneter dieser Partei und von 1925 bis 1933 innenpolitischer Redakteur des *Vorwärts* gewesen war.¹⁰⁹ 1935 bis 1940 war er Chefredakteur des *Neuen Vorwärts* in der Emigration, zuerst in Frankreich und ab 1941 in London. 1942 wurde er nach seinem Austritt aus dem Parteivorstand aus der SPD ausgeschlossen

und zog sich bald aus der Exilpolitik zurück. Curt Geyer berichtete von 1947 bis 1963 für die *Süddeutsche Zeitung* aus London.¹¹⁰

Der Korrespondent der von der amerikanischen Militärregierung herausgegebenen *Neuen Zeitung* in Paris, Willy Oscar Somin,¹¹¹ war 1948 auch von der *Süddeutschen Zeitung* engagiert worden. Ursprünglich Mitarbeiter des zum Mosse-Konzern gehörenden *8-Uhr-Abendblatts* in Berlin war er 1933 in die Schweiz emigriert und hatte für Schweizer Zeitungen sowie das *Pariser Tageblatt* gearbeitet.¹¹²

Der Spanien-Korrespondent der *Süddeutschen*, Heinz Barth,¹¹³ war 1944 Korrespondent der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* und der Wochenzeitung *Das Reich* sowie des Deutschen Nachrichtenbüros in Madrid gewesen.¹¹⁴ Barth belieferte nach dem Krieg auch zahlreiche andere deutsche Zeitungen und verfügte fast über ein Meinungsbildungs- und Informationsmonopol für Spanien. Während des Kriegs war er angeblich als Spion für den SD tätig. Er lobte 1943 Franco als Antibolschewisten. Nach Kriegsende war er nach Chile entkommen und hatte die dortige Staatsbürgerschaft angenommen. 1947 ging er nach Madrid zurück und arbeitete bis 1948 für den Informationsdienst der Falange. Danach schrieb er für die deutschen Zeitungen, zuerst dem Zeitgeist entsprechend kritisch, sehr bald jedoch wieder positiv. Er war bis Mitte der fünfziger Jahre der einzige deutsche Journalist, dem Franco ein Interview gab. Die *Süddeutsche Zeitung* wechselte von den negativen Kommentaren Holldacks zu Spanien im Jahr 1946¹¹⁵ dann zu der sich objektiv-neutral gebenden Berichterstattung Barths, der gegen eine politische Isolierung Francos eintrat.¹¹⁶

Der Romkorrespondent der *Süddeutschen Zeitung*, Dr. Gustav René Hocke, hatte bereits während des Krieges seit 1940 für die *Kölnische Zeitung* aus der italienischen Hauptstadt berichtet.¹¹⁷

Seit 1950 beobachtete Immanuel Birnbaum aus Wien für die *Süddeutsche Zeitung* das Geschehen in den osteuropäischen Ländern.¹¹⁸ Birnbaum war der Sohn eines jüdischen Kantors und Gelehrten. 1919 hatte er für die *Münchener Post* geschrieben, 1927 war er Korrespondent der *Vossischen Zeitung* in Warschau. Nach 1933 berichtete er aus Polen für die *Frankfurter Zeitung*, während des Krieges für Schweizer Zeitungen aus Schweden. 1946 lebte er erneut als Korrespondent in Warschau und ab 1949 in Wien. 1954 wurde er Leiter der aussenpolitischen Redaktion der *Süddeutschen*.

Ungemach schien 1957 der Kulturredaktion zu drohen, als das Buch «Das verlorene Gewissen» des rechtsgerichteten Schriftstellers Kurt Ziesel herauskam. Ziesel, im Dritten Reich Journalist und zeitweise überzeugter Nationalsozialist, wies mit dem Finger auf Leute, die seiner Meinung nach einst ebenfalls im braunen Stil geschrieben hatten und jetzt so taten, als seien sie immer Gegner des Dritten Reichs gewesen. Von der *Süddeutschen* nahm er unter anderem W. E. Süskind, Hans Joachim Sperr, Gunter Groll und Karl Ude ins Visier.¹¹⁹

Die Anstellung Süskinds war auf Empfehlung Hausensteins erfolgt. Der damals 44-jährige Süskind hatte als Lektor der *Deutschen Verlagsanstalt* begonnen, war zeitweise als freier Schriftsteller und Übersetzer tätig und hatte bis 1942 die in Stuttgart erscheinende Zeitschrift *Die Literatur* herausgegeben. 1942 war er unter Hausenstein Redakteur bei der *Frankfurter Zeitung* geworden.¹²⁰ Ähnlich wie Schöningh war auch Süskind nach der Einstellung der Zeitung ins Generalgouvernement Polen gegangen, wo er am 1. November 1943 Chef der Literaturkritik der *Krakauer Zeitung* geworden war.¹²¹ Er war dort allerdings nicht permanent ansässig, sondern hatte seinen eigentlichen Wohnsitz in Ambach am Starnberger See behalten, so dass er auch als Münchner Theaterberichterstatte für die Wochenzeitung *Das Reich* schreiben konnte.

In der *Süddeutschen Zeitung* machte er sich zuerst als Sonderberichterstatte bei den Nürnberger Prozessen einen Namen.¹²² Im Redaktionsbetrieb schrieb er anfangs auch tagespolitische Artikel, später dann eher Beiträge zu allgemeinen Themen und sorgte streng für die Korrektheit des Sprachstils bei den Mitarbeitern.¹²³

Klaus Mann hatte dem mit ihm befreundeten Süskind schon 1933 geistigen Verrat und Anpassung an den Nationalsozialismus vorgehalten, wollte allerdings keine öffentliche Polemik eröffnen.¹²⁴ In sein Tagebuch notierte er am 11. Juni 1935 nach einem Besuch von Martin Beheim-Schwarzbach: «Interessierte mich, zu hören, dass Süskind, wegen seiner Haltung, auch in Deutschland viel verachtet wird; (...)».¹²⁵ Ziesel hielt Süskind dann vor, er habe sofort die von den Nationalsozialisten gross gemachten Schriftsteller und Künstler zu engster Mitarbeit an seiner Zeitschrift *Die Literatur* herangezogen oder dort ihren Ruhm verkünden lassen. Überdies zitierte er eine Reihe von Formulierungen aus redaktionellen Kommentaren in der *Literatur*, die starke Konzessionen an den nationalsozialistischen

Zeitgeist verrieten. Jede Nummer der Zeitschrift begann jeweils mit einer Betrachtung unter dem Titel «Zeitlupe».¹²⁶ Emigranten wie Ernst Feder und Emil Ludwig erschienen dort als bössartige Giftmischer, die üble Gerüchte über Deutschland verbreiteten, und England wurde zu den «verbrecherischen Mächten» gezählt, die Deutschland in den Krieg «hineingezwungen» hätten.¹²⁷ Zwar waren diese Betrachtungen nicht namentlich gezeichnet. Sie erschienen aber unter der Verantwortung Süskinds und waren auch in seinem persönlichen Stil abgefasst.¹²⁸ In den von ihm namentlich gezeichneten Beiträgen gab sich Süskind dagegen im allgemeinen betont unpolitisch. Eine Ausnahme bildet ein Beitrag im Jahrgang 1939/40, in dem er über eine Rede des Dramaturgen des Bayerischen Staatstheaters, Curt Langenbeck, urteilte: «Das ist das Erste und Beste an ihr und das, was sie für viele Menschen zum Ereignis gemacht hat: dass sie ein Intelligenz und Temperament vereinigendes Bekenntnis zur Gegenwart ist; dass sie mit unhöfischen Worten sagt, was den Sinn und die Überlegung heute erhebt; dass sie von dem Ziel spricht, ‚gläubiger und reiner‘ aus diesem Krieg hervorzugehen; dass sie jenen ‚Mut zum Verhängnis‘ feiert, den empfangen zu haben das deutsche Volk mehr als alles andere zur Dankesschuld gegen seinen Führer verpflichtet.»¹²⁹ Diese Formulierung ist so extrem übersteigert, dass sie sich auch als Distanzierung verstehen lässt. Süskind wich allerdings nach dem Krieg einer Auseinandersetzung über sein Verhalten im Nationalsozialismus beharrlich aus und rechtfertigte sich gegenüber Thomas Mann damit, «handwerklich» sei seine Tätigkeit «nicht ganz so übel» gewesen.¹³⁰ In einem Brief an den Berliner Kritiker, Essayisten und Thomas-Mann-Jünger Heinz Stroh behauptete er, er habe zwar keinerlei Einblick in die Politik des Generalgouverneurs Hans Frank gehabt, doch hätten ihn seine Gewährsleute informiert, Franks Politikziele auf Versöhnung und Zusammenarbeit mit den Polen ab.¹³¹ Thomas Mann hielt Süskind darauf sein «hinnehmendes, abwartendes, zum Sympathisieren und Mittun bereites Verhalten» vor.¹³² Ziesel behauptete, Süskind habe sich nach dem Krieg zum einseitigen und heuchlerischen Verfolger einst von ihm protegierten nationalsozialistischer Schriftsteller entwickelt. Doch setzte sich Süskind beispielsweise für den ehemaligen Leiter der Rundfunkabteilung des Propagandaministeriums, Hans Fritzsche, ein. Über ihn schrieb Süs-

kind, man solle seine Talente wieder nutzen, worauf Hans Helmut Kirst im Konkurrenzblatt *Münchener Mittag*¹³³ äusserst kritisch reagierte.¹³⁴

In einem Rundschreiben vom 24. Dezember 1957 teilte Süskind mit, er habe gegen Ziesel und seinen Verlag Strafantrag gestellt.¹³⁵ Da er aber den Prozesskostenvorschuss nicht einzahlte, wurde die Klage nicht rechtswirksam.¹³⁶

Feuilletonredakteur und Leiter des Ressorts Literatur und Kunst war zuerst Alfons Dahlmann gewesen, der 1950 starb.¹³⁷ Nach einer kurzen Übergangszeit nach Dahlmanns Tod im Jahr 1950, während der Hans Mollier die Stelle innehatte,¹³⁸ war noch im selben Jahr Hans-Joachim Sperr Feuilletonchef der *Süddeutschen* geworden. Sperr war nach Ansicht Ziesels im Gegensatz zu Süskind ein «überzeugter Nationalsozialist» gewesen.¹³⁹ Er hatte 1934 bis 1941 die städtische Nachrichtenstelle geleitet und stellvertretend auch die städtische Zeitschrift *Münchener Mosaik*. Anschliessend wurde er eingezogen.¹⁴⁰ Er hatte enge Verbindungen zum Widerstandskreis um den nicht mit ihm verwandten Franz Sperr und war 1941 mit Münchens heimlichem Herrscher, dem Kreistagspräsidenten und Duzfreund Hitlers, Christian Weber, in Konflikt geraten.¹⁴¹ Sperr war schon seit 1931 Mitglied des NS-Schülerbunds und 1933 in die NS-DAP eingetreten. In der Zeitschrift *Mosaik* hatte er nationalsozialistische Politiker und Blut- und Boden-Dichter gepriesen.¹⁴² In der Wochenzeitung *Das Reich* rühmte Sperr 1940 die Schöpferkraft, die sich in München zeige: «(...) in keiner anderen Zeit konnte es die Auszeichnung des Führers, den Namen ‚Stadt der Deutschen Kunst‘ mit tieferer Berechtigung tragen.»¹⁴³ Sperr pries die «grossen Ideen des Führers» für die Umgestaltung Münchens.

Die Filmkritik betreute der 1914 geborene Gunter Groll.¹⁴⁴ Groll war vor 1933 Mitglied der KPD gewesen, nach Österreich geflohen und in Kämpfen gegen die dortigen Nationalsozialisten schwer verwundet worden. 1934 war er Mitbegründer einer illegalen antifaschistischen Studentengruppe in München, die bis 1937 oppositionelle Flugblätter druckte. Sie stand später in Verbindung mit den Geschwistern Scholl. Groll hatte auch mit anderen Widerstandskämpfern Verbindung und hatte Flugblätter für die Freiheitsaktion Bayern geschrieben, innerhalb der er eine zivile Widerstandsgruppe gebildet hatte. In seinem Fall war durch zahlreiche glaubwürdige Zeugenaus-

sagen deutlich belegt, dass er nur zur Tarnung 1940 NSDAP-Anwärter geworden war. Groll hatte von 1938 bis 1945 als Dramaturg bei der Bavaria-Film gearbeitet. Hauptvorwurf Ziesels gegen ihn war letztlich die Verwendung von Goebbels-Zitaten in einem Buch aus dem Jahr 1937, «Film, die entdeckte Kunst».¹⁴⁵

Mitarbeiter für Literatur war auch Karl Ude, der von 1928 bis 1933 für das Feuilleton der *München-Augsburger Abendzeitung* geschrieben hatte. Bis zu seiner Einberufung 1940 war er dann Mitarbeiter der *Münchner Neuesten Nachrichten*.¹⁴⁶ Auch er hatte in seinen Veröffentlichungen vor 1945 Konzessionen an den Nationalsozialismus gemacht. Ude formulierte z.B. 1938 in der *Berliner Börsenzeitung*: «So ist unsere politische Gegenwart, nicht nur politisch, sondern auch baukünstlerisch gesehen, als das Zeitalter Adolf Hitlers zu bezeichnen, denn er prägte mit dem neuen Staat eine neue Kunst» und feierte «jene Besinnung, die zu den Grundsätzen von Blut und Boden geführt hat (...)».¹⁴⁷

Zielscheibe von Ziesels Angriffen war ferner der Kunstkritiker der *Süddeutschen Zeitung*, Fritz Nemitz,¹⁴⁸ dem er vorwarf, besonders aggressiv antisemitisch und gegen die «entartete Kunst» geschrieben zu haben.¹⁴⁹ Nemitz war ursprünglich in der Redaktion der *Täglichen Rundschau*, dann als Kritiker im Feuilleton des *Berliner Tageblatts* tätig gewesen.¹⁵⁰ Bis 1942 war er Leiter des Kunstreferats und Kunstkritiker im Feuilleton der *Münchner Neuesten Nachrichten*, daneben hatte er auch noch für die *Kölnische Zeitung* und für *Die Tat*¹⁵¹ geschrieben. Dann wurde er bei den *Münchner Neuesten Nachrichten* entlassen.

Unter den Mitarbeitern des Kulturteils, die früher dem Nationalsozialismus Tribut gezollt hatten, nannte Ziesel auch den Musikkritiker Karl Heinz Ruppel.¹⁵² Ruppel schrieb z.B. am 5. Juli 1934 in der *Kölnischen Zeitung*: «(...) das grosse, geistige Werk wächst immer, das haben Hitler und Goebbels zahllose Male ausgesprochen, im genialen Einzelmenschen (...)».¹⁵³ Andererseits lobte er bei anderer Gelegenheit auch die Musik Mendelssohns.¹⁵⁴

Der von Hausenstein empfohlene Theaterkritiker Hanns Braun¹⁵⁵ war bereits 1916 als Telefonstenograf und Redaktionsgehilfe bei den *Münchner Neuesten Nachrichten* gewesen. Von 1918 bis 1943 verfasste er Theaterkritiken für die *Münchner Zeitung* und die *Münchner Neuesten Nachrichten*, daneben schrieb er auch für die *Frankfur-*

ter Zeitung. Vom Oktober 1943 bis zum Frühjahr 1944 war er Theaterkritiker der *Münchener Neuesten Nachrichten* und erhielt dann Schreibverbot. Auch Braun heulte mit den Wölfen und formulierte 1940 in der Zeitschrift *Das XX. Jahrhundert*, wenn Deutschland wieder Kolonien in Afrika erhalte, müsse man «(...) der Herrenrasse den notwendigen höheren Lebensstand erhalten (..)».¹⁵⁶

Die *Süddeutsche Zeitung* verkündete schliesslich, man werde Ziesel nicht den Gefallen tun, den Absatz seines Buchs durch Klagen zu fördern.¹⁵⁷ Die Betroffenen schwiegen weiter und blieben dadurch in einem gewissen Zwielicht. In der Ära des Kalten Krieges sah man inzwischen aber noch grosszügiger über die publizistische Vergangenheit der Betroffenen hinweg als in der Zeit der Lizenzpresse. Sie blieben fest im Sattel.

Neben ihnen arbeiteten aber auch Leute aus der Emigration wie Thomas Manns Schwager, der Musikkritiker Klaus Pringsheim¹⁵⁸, und der Kunstkritiker Hans Eckstein¹⁵⁹ für das Feuilleton der *Süddeutschen Zeitung*.

Das Verhältnis zur Militärregierung. Von ihrer Entstehung bis zum August 1949 stand die Zeitung unter der Überwachung der Militärregierung. Den Lizenzträgern und den ersten Redakteuren wurden zwar einige Vergünstigungen eingeräumt, die sich aber stark in Grenzen hielten. Goldschagg und Schwingenstein erhielten beschlagnahmte Häuser in Obermenzing zugewiesen. Nach Angaben Goldschaggs versuchten aber alte Nationalsozialisten in seiner Nachbarschaft, die amerikanischen und deutschen Behörden ihrerseits wiederum zur Beschlagnahme seiner Wohnung zu bewegen, um selbst verschont zu bleiben.¹⁶⁰ In diesem Fall verwendete sich die Press Branch der Information Control Division unter Langendorf für die beiden Zeitungsherausgeber.¹⁶¹ Gert Kreyszig, der aus der Schweiz kam, versprach man Vergünstigungen hinsichtlich Wohnung und Wagen.¹⁶² Im November 1946 hatte er aber noch immer keine eigene Wohnung und litt unter der Knappheit an Nahrungsmitteln.¹⁶³

Zur amerikanischen Aufsicht über die Presse schrieb Schöningh aus Anlass des ersten Jahres des Bestehens der Zeitung: «Es ist ihr (...) dafür zu danken, dass sie uns keineswegs zumutet, die Beschränkung unserer Freiheit zu verheimlichen, wie es weiland Herr Goebels von der deutschen Presse verlangte. Sie (...) muss aus aussen-

politischen Rücksichten fordern, dass nun nicht die deutsche Presse der einen Zone die Militärregierungen der anderen kritisiert; sie muss daher konsequenterweise auch die deutsche Kritik an ihren Massnahmen innerhalb ihrer eigenen Zone untersagen, weil sonst solche Kritik von der deutschen Presse anderer Zonen sofort aufgegriffen und damit die gleiche aussenpolitische Misshelligkeit geschaffen würde (...).».¹⁶⁴

Empfindlich war besonders das Verhältnis zum russischen Alliierten. Die *Süddeutsche Zeitung* wagte sich sehr bald mit Kritik gegenüber der Sowjetunion hervor.¹⁶⁵ Bereits im Februar 1946 wies Schöningh ungestraft darauf hin, dass Russland die deutsche Kriegsindustrie mit Rohstoffen beliefert hatte¹⁶⁶. Geschickterweise zitierte er aus einem Artikel der schweizerischen Tageszeitung *Die Tat*, so dass es für die Militärbehörden schwierig gewesen wäre, daran Anstoss zu nehmen.

Ein Artikel vom 17. Mai 1946, in dem Joachim Slawik, der von der Leipziger Messe berichtete, die Demontagemassnahmen der Sowjetunion anprangerte, brachte der Zeitung dagegen eine Rüge der Militärregierung ein.¹⁶⁷ Der Artikel hatte weit über Bayern hinaus Beachtung gefunden und scharfe Angriffe des kommunistischen Staatssekretärs in der Regierung Hoegner, Fischer, hervorgerufen.¹⁶⁸

Noch rigorosier ging die Militärregierung wegen eines Lokalkommentars von Werner Friedmann vom 4. Juni 1946 vor. Friedmann verglich die Methoden der Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei mit denen Hitlers und den Gräueltaten der Nationalsozialisten in Lidice.¹⁶⁹ Daraufhin beschwerte sich die tschechoslowakische Militärmission beim sowjetischen Vertreter des Alliierten Kontrollrats.¹⁷⁰ Oberst McMahon ordnete als Strafe an, dass die *Süddeutsche Zeitung* für die Dauer von 30 Tagen nur mit vier Seiten erscheinen durfte.¹⁷¹ Sie war die einzige Zeitung in der amerikanischen Besatzungszone, die je von einer solchen Strafe betroffen wurde. Bei weiteren Verstössen drohte McMahon mit dem Verlust der Lizenz. Angesichts ihrer damaligen Monopolstellung entstand der *Süddeutschen Zeitung* aber kein Schaden durch Abwanderung von Abonnenten. Der Verlag konnte im Gegenteil in der Zeit grosser Papierknappheit sogar noch den Vorteil daraus ziehen, Papier einzusparen. Überdies brachte der Zeitung ihr Verhalten Sympathie in der Bevölkerung ein.

Die berühmte Rede des amerikanischen Außenministers Byrnes vom 6. September 1946, die die Bereitschaft der USA zu einem Zusammenschluss der drei Westzonen, zum Abrücken von der UdSSR, zur Versöhnung mit Deutschland und zur Hilfe für seinen Wiederaufstieg ankündigte, wurde von der *Süddeutschen Zeitung* nur auf der dritten Seite platziert.¹⁷² Darin sah Langendorf ein besonderes Zeichen der Provinzialität. Der Redaktion sei jedes Gefühl für journalistische und politische Notwendigkeit abgegangen.¹⁷³ Die Herausgeber behaupteten später, sie hätten die Bedeutung der Rede durchaus erkannt, hätten sie aber absichtlich kommentarlos auf die dritte Seite gesetzt, da sie angesichts der unklaren Linie der amerikanischen Nachrichtenkontrolle befürchtet hätten, man könne sie dafür bestrafen, dass sie durch Betonung der Byrnes-Zitate den sowjetischen Alliierten kritisiert hätten.¹⁷⁴

Besonders kritisch reagierte die Militärregierung auf jedes auch, noch so leise Anzeichen von bewusstem oder unbewusstem Antisemitismus. So wurde eine Formulierung Siegfried Sommers in einer Lokalglosse vom 23. Juli 1946 über Schwarzhändler mit «lockiger Mähne» von Walter Brockmann¹⁷⁵ schwer gerügt.¹⁷⁶ Brockmann hatte den Beitrag nicht genau gelesen und behauptete, Sommer habe von Männern mit «lockiger schwarzer Mähne» geschrieben. Das sei frecher, unverblümter Antisemitismus. Er drohte im Wiederholungsfall mit direktem Verbot und Säuberung der Redaktion.

Am 3. Oktober 1949 trat das neue Pressegesetz für das Land Bayern in Kraft, das den Lizenzierungszwang endgültig beseitigte.¹⁷⁷ Die Nachrichtendienstabteilung der Militärregierung wurde aufgelöst.

Der politische Kurs. In einer kurzen programmatischen Erklärung in der ersten Nummer hatten Schriftleitung und Verlag verkündet, die Zeitung sei «nicht das Organ einer Regierung oder einer bestimmten Partei, sondern ein Sprachrohr für alle Deutschen, die einig sind in der Liebe zur Freiheit, im Hass gegen den totalen Staat (...)».¹⁷⁸

Verlagsleiter Schwingenstein war Mitbegründer der CSU.¹⁷⁹ Schöningh galt als CSU-nahe, war aber kein Parteimitglied.¹⁸⁰ Goldschagg gehörte der SPD an, Werner Friedmann galt als SPD-nahe.¹⁸¹ Insgesamt waren sieben Redakteure der SPD verbunden¹⁸², fünf der CSU und einer der FDP. Drei waren parteilos.¹⁸³

Trotz aller Skepsis bewährte sich das amerikanische Modell einer überparteilichen Zeitung.¹⁸⁴

Die *Süddeutsche Zeitung* stand in ihren Anfängen sowohl dem CSU-Vorsitzenden Josef Müller und dessen Anhang aus den fränkisch-evangelischen, mehr betont national orientierten Kreisen, als auch dem Flügel Hundhammers mit seiner «beinahe krankhaften Akzentuierung des Katholizismus» und seinem bayerischen Konservatismus fern.¹⁸⁵ Auf Müller richtete die Zeitung schwerste Angriffe und unterstellte ihm, sich mit den Nationalsozialisten arrangiert zu haben.¹⁸⁶ Eine Mittelposition nahm der Nachfolger Hoegners als Ministerpräsident, Hans Ehard, ein. Werner Friedmann lobte Ehard, «der sich nicht nur durch seine überaus sachliche und korrekte, von allen persönlichen Nebeninteressen freie Arbeit trotz vieler widriger Umstände ein unbestreitbares politisches Prestige zu schaffen wusste, sondern sich darüber hinaus als objektiver und toleranter Vertreter der soliden Mitte erwies und es stets ablehnte, als Exponent eines Flügels oder jener Interessengruppen zu gelten, die den Bestand der Union gefährden.»¹⁸⁷ August Schwingenstein stand Ehard ohnehin nahe und versicherte ihm, er sei jederzeit in seiner Eigenschaft als Mitherausgeber und -Verleger der *Süddeutschen Zeitung* bereit, ihm dienstbar zu sein.¹⁸⁸ Ehard galt auch als Garant des Föderalismus, den die Zeitung schon in ihrer ersten Nummer als einen der wichtigsten von ihr verfochtenen politischen Grundsätze hervorhob.¹⁸⁹

Zur SPD bestand ein grundsätzlich freundliches Verhältnis, ohne dass allerdings die Zeitung ihre unabhängige Linie geopfert und auf gelegentliche Kritik verzichtet hätte.¹⁹⁰ Goldschagg verhehlte in seinen Beiträgen seine sozialdemokratischen Sympathien nicht und stand insbesondere loyal hinter Wilhelm Hoegner, der vom 28. September 1945 bis zum 21. Dezember 1946 bayerischer Ministerpräsident war.¹⁹¹ Hoegner, der autoritär und gouvernemental dachte, hatte allerdings für die Aufgaben einer unabhängigen Presse kaum Verständnis. Er wollte die Nachrichtenvergabe möglichst restriktiv gestalten und weitgehend kontrollieren, was gelegentlich zu Spannungen führte.¹⁹²

Die Sympathie der Zeitung für Interessen- und Splitterparteien wie die Wirtschaftliche Aufbau Vereinigung,¹⁹³ die partikularistische Bayernpartei¹⁹⁴ und die Vertriebenenpartei BHE¹⁹⁵ war sehr gering. Man war der Ansicht, die beiden linken Parteien und die eine

grosse bürgerliche Partei reichten aus,¹⁹⁶ weshalb die *Süddeutsche* auch der liberalen FDP nicht besonders aufgeschlossen gegenüberstand.¹⁹⁷ Die KPD war mit ihren Bemühungen um eine Lizenz gescheitert. Die Amerikaner wollten keine Lizenzinhaber, die gegenüber einer Partei weisungsgebunden waren.¹⁹⁸

Im Dezember 1949 stellte ein vertrauliches Memorandum, das dem CSU-Politiker Hundhammer vorlag, fest, dass sich seit etwa vier Wochen die Einstellung der Zeitung zu Josef Müller gewandelt habe.¹⁹⁹ Man vermutete dahinter die Absicht, dessen Hilfe für den reibungslosen Erwerb des Verlagsunternehmens Knorr & Hirth zu gewinnen.²⁰⁰ Ende 1949 begannen tatsächlich die Verhandlungen zwischen dem Finanzministerium und dem *Süddeutschen Verlag* über den Ankauf der Betriebsgebäude, Maschinen und Betriebseinrichtungen von Knorr & Hirth. Richard Ringelmann, Ministerialdirektor im bayerischen Finanzministerium und von Ministerpräsident Ehard als Kandidat für den Posten des Finanzministers ausersehen, hatte klar gemacht, dass der Komplex von Knorr & Hirth nicht einfach an die früheren Lizenzinhaber verkauft, sondern öffentlich ausgeschrieben werden solle. Darauf rief Friedmann Ringelmann am Sonntag, den 15. Januar 1950, an und teilte ihm mit, die *Süddeutsche Zeitung* habe zufällig davon Kenntnis erhalten, dass in einer Redaktionssitzung der *Neuen Zeitung* beschlossen worden sei, gegen seine Kandidatur als Finanzminister schärfstens zu protestieren. Er bitte daher Ringelmann um Angaben über seine Parteizugehörigkeit und seine Entlastung. Ringelmann war vertrauensselig und gab Friedmann die gewünschten Informationen. Am Tag darauf erschien ein Artikel in der *Süddeutschen Zeitung*, der Ringelmann wegen seiner ehemaligen Zugehörigkeit zur NSDAP für das Amt des Finanzministers als untragbar erklärte.²⁰¹

Ministerpräsident Ehard übernahm dann das Finanzministerium selbst. Die von Ringelmann geforderte Ausschreibung fand nicht statt. Man begnügte sich damit, fünf verschiedene Schätzgutachten einzuholen. Am 6. April 1951 ging der gesamte Komplex (Grundbesitz, Maschinen, Verlagsrechte, Pensionskasse, Kraftwagenpark und sonstiges Vermögen²⁰²) mit Ausnahme des Buchverlags aus dem Besitz des Freistaats Bayerns in das Eigentum der Firma Süddeutscher Verlag G.m.b.H. über. Der Verlag verpflichtete sich, alle Schulden und alle Ansprüche der früheren Mitarbeiter von Knorr &

Hirth zu übernehmen. Die offizielle Eigentumsübertragung erfolgte am 24. Oktober 1951.²⁰³ Der Kaufpreis betrug fünf Millionen DM.²⁰⁴

Im Mittelpunkt des Interesses der *Süddeutschen Zeitung* an der deutschen Politik standen die Fragen einer möglichen Wiederaufrüstung und der deutschen Einheit.²⁰⁵ Schöningh begrüßte die Münchner Ministerpräsidentenkonferenz im Mai 1947 als eine Möglichkeit, die deutsche Einheit zu fördern, und lobte die bayerische Regierung dafür.²⁰⁶ Als die Schuldigen am Scheitern der Konferenz erschienen in einem Kommentar Werner Friedmanns die Vertreter der Ostzone.²⁰⁷ Über einen Monat später erkannte Max von Brück prophetisch: «Wenn eine Einigung zwischen Ost und West in London und den folgenden Monaten nicht zustandekommt, wird wahrscheinlich das Potsdamer Abkommen fallen, mit seinem Fall aber auch die Bruchlinie quer durch Deutschland einen Dauercharakter annehmen (...)».²⁰⁸ Die Redakteure dachten realpolitisch: Die Anbindung der drei westlichen Zonen an die USA und Westeuropa erschien ihnen immer mehr als unvermeidliche Notwendigkeit.²⁰⁹ Doch glaubte man, dass Konrad Adenauer diesen Weg allzu schnell gehen wolle und die Wiedervereinigung aufgegeben habe, weshalb man ihm misstraute.²¹⁰

Der Aufstieg zur überregionalen Zeitung. Oberst McMahon hatte bei den Gründungsvorbereitungen für die *Süddeutsche* prophezeit, dass sie «das bedeutendste Blatt des neuen Deutschland werden könne.»²¹³ Unter den Bedingungen der Besatzungszeit, als noch Rationalisierung,²¹⁴ Restriktion in der Kommunikationsfreiheit und Überwachung durch die Militärregierung herrschten, waren die Entfaltungsmöglichkeiten aber anfangs stark eingeschränkt. All dies änderte sich mit dem Ende der vierziger Jahre. Ab 19. September 1949 ging die *Süddeutsche Zeitung* vom dreimaligen zum sechsmaligen Erscheinen über.²¹⁵ Mit rund 250'000 Exemplaren hatte sie damals die grösste Auflagenhöhe aller Lizenzzeitungen in der amerikanischen Zone.²¹⁶ Die Auflagentendenz war dann allerdings angesichts der allgemein steigenden Preise sinkend.²¹⁷ Die Ausgangsauflage wurde erst Ende der sechziger Jahre wieder erreicht. Von da an stieg die Auflagenkurve kontinuierlich weiter an.²¹⁸ Wirtschaftlich expandierte das Unternehmen im Vergleich zu seinen Anfängen gewaltig.²¹⁹

Der Kulturteil der *Süddeutschen* war solide, aber nicht glanzvoll. Für das im allgemeinen eher biedere Feuilleton schrieb, wohl unter Schöninghs Einfluss, vor allem Schriftsteller konservativer, oft katholischer Richtung.²²⁰ Die *Neue Zeitung*, damals die einzige ernsthafte Konkurrenz, bevorzugte unter der Leitung Erich Kästners demgegenüber die brillanteren Autoren der Emigration.²²¹

Angesichts der ganz anderen Verbindungen und Möglichkeiten, die die *Neue Zeitung* hatte, lag es für die *Süddeutschen Zeitung* anfangs nahe, sich mehr auf lokale und regionale Berichterstattung zu konzentrieren.²²² Ein kritischer und polemischer Geist wie Erich Kuby,²²³ der erste Chefreporter des Blatts, war damals in seinem Spielraum begrenzt. Doch war die Auswahl von hochqualifizierten Redakteuren bereits zu dieser Zeit eine der Voraussetzungen für den späteren Aufstieg des Blatts: «Die *SZ* konnte praktisch aus dem Stand zu einer angesehenen Zeitung werden, weil sie von guten Journalisten geprägt wurde. Bayern war so etwas wie der Luftschutzkeller Deutschlands. Hierher hatten sich während der Nazizeit viele zurückgezogen, die hervorragend schreiben konnten. Diese Leute waren sofort bereit, bei dieser Zeitung mitzutun. Sie wollten damals keinen einfachen Lokalanzeiger machen, sondern eine grosse deutsche Zeitung mit demokratischen und liberalen Grundsätzen.»²²⁴

Mit dem schleichenden, von den Amerikanern selbst verursachten, Niedergang der *Neuen Zeitung* fiel dann ein weiteres Hindernis für den Aufstieg der *Süddeutschen* weg.

Hermann Proebst verfügte als Chefredakteur über internationale Kontakte.²²⁵ Zudem baute Proebsts Stellvertreter Hugo Deiring ab 1965 ein System eigener Ausländskorrespondenten auf.²²⁶ Den Aufstieg zum international renommierten Blatt verdankte die *Süddeutsche Zeitung* aber in erster Linie den Interviews und Berichten ihres Chefkorrespondenten Hans Ulrich Kempfski, der die besondere Bedeutung der dritten Seite prägte. Er trat am 1. Oktober 1949 Kubys Nachfolge an.²²⁷ Kempfski, im Krieg Fallschirmjäger, war seit 1946 bei der DENA beschäftigt gewesen und 1949 Leiter von deren Münchner Büro geworden. Einem Interview Kempfskis mit Tschou En-lai am 14. November 1957 verdankte die *Süddeutsche* erstmals weltweite Beachtung.²²⁸ 1958 beantwortete Chruschtschow fünf Fragen Kempfskis telegraphisch, und 1959 erregte Kempfski wiederum

grosses Aufsehen durch ein Interview, in dem der Fallschirmjägergeneral Massu den Machtanspruch der französischen Armee in Algerien kundtat.²²⁹

Die liberale *Süddeutsche* als überregionale deutsche Qualitätszeitung mit der aktuell höchsten Auflage galt spätestens seit den frühen siebziger Jahren als eines der tonangebenden Blätter der Republik. Im Unterschied zur *Frankfurter Allgemeinen* oder der *Welt* ist sie allerdings weiterhin stark an ihre angestammte Region gebunden: Die weitaus meisten ihrer Leser wohnen nach wie vor in München und Umgebung.²³⁰

Bernd Gäbler

Die andere Zeitung

Die Sonderstellung der «Frankfurter Rundschau» in der deutschen Nachkriegspublizistik

«**The Oldest Paper in New Reich**», wie die *New York Herald Tribune* die *Frankfurter Rundschau* aus Anlass ihres ersten Geburtstags in der Ausgabe vom 1. August 1946 nannte¹, wurde an historischer Stätte geboren: Auf der Plattform der von Druckereiexperten der US-Armee reparierten Rotation der traditionsreichen, 1856 von Leopold Sonnemann gegründeten *Frankfurter Zeitung* überreichte General McClure, Kommandant der Abteilung Nachrichtenkontrolle (ICD) für die «US Forces European Theatre», sieben Männern «als Gruppe» die Zulassungsurkunde, die sie als Lizenzträger der *Frankfurter Rundschau* auswies. Es war die Lizenz Nr. 2 der Nachrichtenkontrolle der Militärregierung; die erste im amerikanisch besetzten Gebiet. Nur die *Aachener Nachrichten* im britischen Sektor durften schon als deutsche Zeitung erscheinen – drei Monate vor der Kapitulation.² McClure nannte die Lizenzierung ein «Wagnis» und betonte gegenüber den Lizenznehmern mahnend die Vorreiterrolle des bewusst völlig neu gegründeten Blattes: «Auch gegen sich selbst haben Sie Verantwortung, die Sie jetzt einen langen Weg beschreiben, an dessen Ende eines Tages die Schaffung einer freien und demokratischen Presse in Deutschland liegen wird.»³

Die «Geburt eines Kollegiums» hatte der für die Betreuung der *Frankfurter Rundschau* unmittelbar zuständige Major Cedric Belgrave bereits am 28. Mai seinen Vorgesetzten in Wiesbaden melden können. Bewusst hat er bei der Benennung der ersten Lizenzträger den Bruch mit allen bisherigen deutschen publizistischen Traditionen gesucht. Zur Betonung des Neuen war ursprünglich der Titel *Frankfurter Neueste Nachrichten* in der Diskussion.⁴ Der US-Major, ein britischer Staatsbürger, der später selbst in die Fänge des McCarthyismus geriet, war nicht nur ungewöhnlich links eingestellt, sondern begegnete gerade jenen Deutschen, «who should have been

dead» (so die Überschrift eines Artikels von Belfrage über Emil Carlebach in *Harper's Magazine* vom Juni 1948), mit aussergewöhnlichem Respekt. De facto bedeutete die grosse Bereitschaft der Gruppe um Cedric Belfrage, der mit Ernest W. Adler auch der Sohn eines Frankfurter jüdischen Emigranten angehörte, vorbehaltlos mit deutschen Antifaschisten zusammenzuarbeiten, auch eine Lockerung der strengen Direktive JCS 1067 über die US-Politik im Nachkriegsdeutschland, in der es mit eindeutigem Akzent auf repressiven Massnahmen noch hiess: «Deutschland wird nicht besetzt, um befreit zu werden, sondern weil es ein besiegtes feindliches Land ist. (...) Allen Versuchen, mit deutschen Beamten oder mit der deutschen Bevölkerung zu fraternisieren, muss entgegengewirkt werden.»⁵

Kein einziger Journalist aus dem Umfeld der erst am 1. August 1943 von den Nationalsozialisten eingestellten renommierten *Frankfurter Zeitung* war von ihm für die Neugründung ausgewählt worden. «Seltsam und beunruhigend war nur», so hatte Sebastian Haffner die Wirkung solcher bildungsbürgerlichen Blätter beschrieben, die sich zwischen den Zeilen noch ein wenig Differenz zum aggressiv-dreisten Stil der NS-Propagandalügen erlaubten, «dass das Blatt doch am nächsten Morgen, wenn es herauskam, trotz aller anspielungsreichen Artikelchen, die man geschrieben hatte und die in der Redaktion so berauscht belacht worden waren, ganz wie ein verständig-überzeugtes Naziblatt wirkte.»⁶ Eine US-Direktive schrieb nun ausdrücklich vor, dass alle, die nach 1935 noch publiziert hatten, für einen Neubeginn der Presse nicht eingesetzt werden sollten. Frankfurter Publizisten, die sich mit dem Kriegsende ihres Widerstands zwischen den Zeilen rühmten oder die innere Emigration beteuerten, fanden deshalb in der Mainmetropole zunächst keine neue Wirkungsstätte. Sie zog es in die französische Zone nach Mainz zur *Allgemeinen Zeitung*, wie den FZ-Feuilletonisten Hans Buetow, Erich Welter und Paul Sethe, oder sie landeten in Konstanz beim *Südkurier* oder in der *Badischen Zeitung*, wie ausser einigen Autoren auch Verlagsleiter Wendelin Hecht.⁷

Gern beschimpften sie die Zeitung, die «mehr die antifaschistischen Tendenzen als Können und Talent» zum Ausdruck bringe als «Schundschau». Dieses Schimpfwort griff später auch in Frankfurt

um sich, als das erstlizenzierte Blatt der verbreiteten Erinnerungswilligkeit der Deutschen keine Konzessionen machte.

In seinem Erinnerungsbuch «Seeds of Destruction» (New York 1954) erklärt Belfrage die von ihm gewollte Eliten-Diskontinuität mit der besonderen Funktion, die die *Frankfurter Zeitung* für das NS-Regime gehabt habe. Er zitiert dazu eine interne Einschätzung der US-Behörden: «1936 liess Goebbels sich die Bezieherliste der Zeitung vorlegen, die den Papst, Leon Blum in Frankreich und andere prominente Persönlichkeiten in aller Welt einschloss. Die *Frankfurter Zeitung* wurde für den Export produziert. Durch das Herunterspielen der barbarischen Aspekte des Nazismus seit 1933 hat sie eine besonders wirksame Arbeit für Goebbels geleistet, indem sie die Appeasement Politik und pro-deutsche Haltung rechtfertigte.»⁸

In scharfem Gegensatz zu dieser Tradition wurden ins Team der ersten Lizenzträger, dem die US-Behörden energisch die Aufforderung zur Zusammenarbeit erteilten, ausschliesslich Männer berufen, die der politischen Linken angehörten, NS-Verfolgte waren und «mehr oder weniger aktiv im Widerstand gegen die Nazis gestanden»⁹ hatten. Sie nahmen die Mahnung zur Zusammenarbeit so ernst, dass es in der *Frankfurter Rundschau* zur lange gepflegten Sitte wurde, Leitartikel miteinander abzustimmen. In einer der ersten Leitartikel-Serien thematisierten die Lizenzträger jeweils aus ihrer Sicht die Bedeutung überparteilicher Zusammenarbeit.

So konnte die erste Ausgabe zum Preis von 20 Pfennigen am 1. August 1945 erscheinen, und nicht ohne triumphierenden Ton das Ergebnis der englischen Unterhauswahlen auf der Titelseite melden: «Absolute Mehrheit der Arbeiterpartei. Attlee – der neue Premierminister».¹⁰

«Die Lüge hat in den vergangenen 12 Jahren den deutschen Volkscharakter in verheerender Weise angegriffen», hiess es programmatisch im kollektiven Geleitwort der neuen Herausgeber, «die *Frankfurter Rundschau* wird ihren Beitrag leisten, um dieses Nazi-Übel radikal auszumerzen.»¹¹

In Nummer zwei wurden dann die Potsdamer Beschlüsse und in der dritten Ausgabe eine Botschaft General Eisenhowers an das deutsche Volk zum Aufmacher; der endgültige Frieden konnte erst am 18. August auf der Titelseite der 8. Ausgabe gefeiert werden.

Obwohl gerade die US-Behörden tiefe Skepsis gegenüber einer raschen Wiederzulassung deutscher Parteien hatten, stand hinter der Wahl der Herausgeber unausgesprochen ein Partei-Proporz. Den drei Sozialdemokraten – Willy Knothe, der bald auch Landesvorsitzender der grosshessischen SPD und zeitweilig sogar Stellvertreter Kurt Schumachers wurde; Paul Rodemann, der schon vor 1933 als Redakteur tätig war und bald als Lizenzträger das *Darmstädter Echo* herausbringen sollte und der wenig talentierte erste Feuilleton-Chef Hans Eitzkorn – standen drei Kommunisten gegenüber: Arno Rudert, vor 1933 Redakteur der *Arbeiterzeitung*, Otto Grossmann, später Herausgeber des *Neuen Sport*, und Emil Carlebach, Spross einer jüdischen Familie, der mit seinen 30 Jahren schon elf Jahre Nazi-Haft ertragen hatte und als Sprecher der hessischen Buchenwald-Kameraden mit den Amerikanern in Kontakt kam. Der siebte Lizenzträger Wilhelm Karl Gerst firmierte als parteilos, war praktizierender Linkskatholik und als ehemaliger Direktor der TOBIS-Film AG, wie sich später herausstellte, nicht frei von Nazi-Kollaboration, aber der einzige gewiefte Geschäftsmann unter den ungleichen Sieben. Die offiziöse Geschichtsschreibung der *Frankfurter Rundschau* tut ein wenig so, als sei die eigentliche Geburtsstunde erst der 19. April 1946 gewesen, als der Name von Karl Gerold, der die *Frankfurter Rundschau* dann jahrzehntelang in geregelte Bahnen steuerte, erstmals im Impressum der Zeitung erschien. Von 1954 bis zu seinem Tode 1973 in «dreieiniger» Funktion Herausgeber, Verleger und Chefredakteur. Olaf Ihlau schrieb im Nachruf auf Gerold: «Durch manch eine patriarchalische Attitüde hat Gerold sicher dazu beigetragen, dass die Konstruktion der ‚Dreieinigkeit‘ nicht gerade zum Idealbild einer innerredaktionellen Verfassung wurde. Was ihm aber wohl niemand verübelte, war die konsequente sozialliberale Linie, die er stets durchhielt und von der das Blatt heute noch zehrt.»¹² Gegenüber jener Stabilisierung wird die wirre Frühphase gerne übergangen.

In dieser Aufbauphase aber war Gerst die dominierende Figur. Sicherlich stand er den Kommunisten näher, als Carlebach dies in seinen Erinnerungen einräumen mag; er repräsentierte aber eine politische Strömung, die insbesondere die US-Besatzungsbehörden nur schwer einschätzen konnten: Gerst verband christlichen Glauben mit sozialistischer Gesellschaftspolitik. Zu seinen engsten Freunden

zählte der ehemalige Mönchengladbacher Zentrumsbürgermeister Wilhelm Elfes, der in den 50er Jahren noch einmal im Rahmen des neutralistischen «Bund der Deutschen» hervortrat. In US-Publikationen wurde Gerst bald als besonders komplizierter Fall eines «Black Communist»¹³ ausgegeben. Gerst störte insbesondere die sich abzeichnende rheinisch-katholische Westorientierung der deutschen politischen Elite mit seinen scharfen Kommentaren, in denen er sich der pro-nazistischen Kooperation des katholischen Klerus annahm.¹⁴

Sehr aufgeschlossen zeigte sich Cedric Belfrage auch gegenüber dem Kommunisten Emil Carlebach. Als einer der drei verbliebenen kommunistischen Lizenzträger in den Westzonen (ausserdem Dr. Agricola in Heidelberg und Fritz Schmidt in Kassel) begriff er seine Arbeit in der *Frankfurter Rundschau* sicherlich ähnlich wie der Sozialdemokrat Willy Knothe vor allen Dingen als Parteitätigkeit. Dennoch war Carlebach zweifellos eine für die Nachkriegspublizistik ungewöhnliche Figur, wenn auch nur von vorübergehender Präsenz – am 21. August 1947 widerrief die US-Militärregierung ihre Lizenz an Carlebach ohne Angabe von Gründen.¹⁵ Belfrage zeigte sich von Carlebachs kämpferischem Selbstbewusstsein und seiner dynamischen Auffassungsgabe beeindruckt. Bereits als 19-jähriger Jungkommunist war der 1914 in einer jüdischen Frankfurter Rabbinerfamilie geborene Carlebach von den Nazis verhaftet worden. Nach erster Emigration kehrte er zur Untergrundarbeit ins Reich zurück. Seit 1937 sass er in Dachau, seit 1938 im KZ Buchenwald ein. Belfrage fiel sofort auf, dass Carlebach nicht gerne über seine persönlichen Erfahrungen im Lager sprach.¹⁶ Schwer lässt sich rekonstruieren, was im Einzelnen in der Hölle von Buchenwald geschah. Gegenüber späteren Angriffen hat Carlebach beteuert, nie Kapo gewesen zu sein, sondern als Blockältester der jüdischen KZ-Insassen zugleich der internationalen kommunistischen Lagerleitung im Buchenwälder Untergrund angehört zu haben. Von deren Solidarität und lebensrettender Tatkraft sprach Carlebach Zeit seines Lebens. Die dunklen Seiten wollte er lieber ausgeblendet wissen. Laut Gerichtsbeschluss darf Carlebach «skrupelloser Apparatschick» genannt werden, und er muss auch die Verbreitung der Behauptung hinnehmen, er habe als Blockältester versucht, einen ihm missliebigen Mithäftling auf «Block 46», die Flecktyphus-Versuchsanstalt, zu verlegen, was für

den Betroffenen den sicheren Tod bedeutet hätte. Eine Schmerzensgeldklage Carlebachs gegen den österreichischen Historiker Hans Schafrane wies das Oberlandesgericht Frankfurt endgültig 1996 ab. Schafrane hatte in seinem Buch «Zwischen NKWD und Gestapo» einen Satz aus dem Brief Benedikt Kautskys an Hilde Benjamin aus dem Jahre 1951 zitiert, in dem es hiess: «Ich glaube gerne, dass Carlebach direkt sieben Menschenleben auf dem Gewissen hat, ich selbst weiss von zwei.» Zu beweisen ist Kautskys Behauptung nicht, verbreitet werden darf sie.

Ohne jede Distanz oder kritische Reflexion gab Carlebach die jeweilige Linie der kommunistischen Partei als Kontinuität aus, die es entschieden zu propagieren gelte. Sein Judentum sah er im Dasein als Kommunist aufgehoben. Den Zickzack-Kurs im Verhältnis der KPD zur SPD wollte er ebenso wenig wahrhaben wie eine Differenz zwischen dem sozialistischen Kurs der KPD/SED und Stalins deutschlandpolitischen Zielen.¹⁷ Selbst zum gemeinen, ihn persönlich an weiterem Aufstieg hindernden Antisemitismus der Kommunisten in den 50er Jahren oder zur Liquidierung seiner geliebten «Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes» (VVN) durch Walter Ulbricht 1953 ging er nie offen auf Distanz. Carlebach hatte die erlebten Härten und die Grausamkeiten in der ihm geraubten Jugend eher soldatisch zu kämpferischer Härte verarbeitet. Seine besondere Verachtung galt deshalb auch dem von den Amerikanern als besonders sensibel geschilderten kommunistischen Mitherausgeber Arno Rudert, den er ständig als feige und weinerlich verunglimpfte. Rudert hatte sich aus Angst um seine jüdische Frau nach 1933 jenen plakativen Aktionen verweigert, die den Kommunisten als Kern des deutschen Widerstands galten, die Rudert aber nur als sinnlose Selbstgefährdung empfand. Gegenüber den Amerikanern, die ihn aus einem Arbeitslager befreit hatten, war er voll sentimentaler Dankbarkeit. Ruderts differenzierten Leitartikel über die Angst vor den Kommunisten, in dem er nachweist, dass unüberlegte Aktionen des Lumpenproletariats fälschlicherweise oft als spezifisch kommunistisch gelten, gibt Carlebach in seinem Erinnerungsbuch wieder und kommentiert schlicht: «Dieser Mann kam mit seiner Umwelt nicht ins Reine.»¹⁸ Schildert Carlebach seinen Mit-Kommunisten Rudert, der später aus der Partei ausgeschlossen wurde und bis zu seinem Tod

1954 der einzige amtierende Gründungslizenzträger der *Frankfurter Rundschau* blieb, als gebrochener Mann und opportunistischen Karrieristen, gilt ihm sein anderer Mit-Kommunist Grossmann einfach als von Herzen unpolitischer Naturfreund – beide keine wahren Kämpfer also. Sich selbst stellt Carlebach als selbstlosen Kämpfer für die Einheit aller Antifaschisten vor, ohne freilich seinen Stolz zu verbergen, wenn er etwa schildert, wie er an seinen Mitherausgebern vorbei die Titelseite verändert hat: zu Gunsten eines Aufrufs von SPD und KPD zur ersten hessischen Regierung Geiler, in der sich beide Parteien ungenügend repräsentiert sahen.¹⁹ Während er Gerst bewundert, vermag er die Sozialdemokraten nur voller Geringschätzung zu schildern. Überall wittert er Verschwörungen. Sicher wollten die Sozialdemokraten bald erreichen, was auch in Aachen gelungen war: eine Aufteilung der Publizistik nach politischen Parteien; Carlebach aber unterstellt ihnen und besonders dem bald in der Redaktion erscheinenden Karl Gerold, lediglich ein Instrument der Amerikaner zu sein. Obwohl er sie im Faksimile zeigt, verschweigt Carlebach gleichzeitig offensichtliche kommunistische Absurditäten, wie zum Beispiel die Behauptung: «In der Westzone droht der Hunger, die Ostzone liefert 10'000 Tonnen Getreide, Zucker, Kohle, Briketts.»²⁰ Er zeigt keine Begabung, sich in die Argumente anderer hineinzudenken, und deutet selbst den Nichtabdruck seiner brav apportierten Interviews mit den späteren SED-Chefs Otto Grotewohl und Wilhelm Pieck²¹ als Zensur. Ist es ein Wunder, dass er die neuerliche antikomunistische Konfrontation vor dem Hintergrund seiner bitteren Lebenserfahrung in der NS-Zeit nur als Restauration der alten Verhältnisse zu deuten vermochte?²² Weder gab es politischen Spielraum noch genügend geistige Unabhängigkeit für einen selbstbewussten kritischen linken Kurs. So steht Carlebach stellvertretend für das erneute Scheitern der Kommunisten nach 1945. Erst 1969, nachdem im Zuge der Entspannungspolitik die Legalisierung einer kommunistischen Partei ausgehandelt worden war und ein Haftbefehl für Emil Carlebach aufgehoben wurde, konnte er aus der DDR in seine Heimatstadt am Main zurückkehren. Dort edierte er jahrzehntelang die VVN-eigene Wochenzeitung *Die Tat*. Am 9. April 2001 verstarb er in einem jüdischen Altersheim.

Befrage war sich bewusst, dass die erste Personalentscheidung für die *Frankfurter Rundschau* nur in einer Nachkriegsphase möglich

war, die er später so charakterisierte: «Our honeymoon with the USSR was still on.»²³

Mit der grosspolitischen Lage aber änderten sich auch die Existenzbedingungen der *Frankfurter Rundschau*. Ihre Alleinstellung endete bereits am 15. April 1946, als ebenfalls die Amerikaner die *Frankfurter Neue Presse* gründeten, um mit einem konservativen Gegengewicht das *Rundschau*-Monopol zu brechen. In verschiedenen Repräsentativumfragen haben die Amerikaner das Urteil der Leser erfasst. In einer Studie von OMGUS Opinion Survey aus dem April 1947 heisst es: «Die Einwohner Frankfurts sind sich über die Unterschiede zwischen ihren beiden Zeitungen weitgehend im Klaren. Grösstenteils erkennen sie, dass die *Rundschau* ein ‚Anti‘-Blatt ist: Anti-nationalsozialistisch, anti-konservativ und gegen alle politischen Parteien mit Ausnahme der KPD. Einige bemerken auch den Mangel an kulturellen Themen. Gleichzeitig wird die *Neue Presse* als ein zurückhaltendes, unpolitisches, kultiviertes Blatt betrachtet»²⁴.

Die Amerikaner blieben aber bei ihrer Auffassung, dass eine Trennung von Parteien und Presse zum a priori einer demokratischen Publizistik gehöre, was Arno Rudert in der *FR* vom 27. Februar 1947 kommentierend unterstrich.

In ihren Hochzeiten hatte die mehrmals wöchentlich erscheinende *Rundschau* – erst ab dem 21. Juli 1948 erschien das Blatt täglich – eine halbe Million Exemplare verkauft. Nun musste sie das Papierkontingent mit dem neuen Konkurrenten teilen. Erst nach der Gründung der Bundesrepublik, ein halbes Jahr nach Verabschiedung des Grundgesetzes, mit dem die Pressefreiheit sichernden Grundrechtsartikel 5, trat am 1. November 1949 die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* auf den Plan, die sich als echte Neugründung ausgab und doch heimlich als einzig würdige Nachfolgerin der *Frankfurter Zeitung* empfand.

Die Bundesrepublik kann als ein von den Vereinigten Staaten penetriertes System bezeichnet werden, in das als «zentraler Strukturkonflikt»²⁵ die doppelte Bestimmung einging, einerseits Gegen gründung zum NS-Regime zu sein, andererseits doch die Rechtsnachfolge des nicht untergegangenen deutschen Reiches wahrzunehmen. In der unmittelbaren Nachkriegszeit wie auch nach der Gründung des neuen Teilstaates war die publizistische Position der *Frankfurter Rundschau* eindeutig und ausserordentlich. Beim eigenen Per-

sonal realisierte sie, was sie auch für die Gesellschaft forderte: konsequente Entnazifizierung statt Elitenkontinuität und männerbündischer Berufsgruppenkumpanei.

Die Ent- oder Denazifizierung, wie es damals häufiger hiess, wurde auch bald das erste grosse Berichts- und Streitthema der jungen Zeitung. Und sie behielt dieses Thema bei, auch wenn das Besprechen von Schuld und Scham nicht gerade das war, was die Deutschen vordringlich lesen mochten. Die *Frankfurter Rundschau* begleitete nicht nur detailliert den Prozess von Gesetzgebung, Wendungen in der Politik der Alliierten und Spruchkammerverfahren, sondern bezog mit forcierenden Forderungen Position. In einem Leitartikel auf Seite 2 der Ausgabe Nr. 19 vom 29. August 1945 forderte sie demokratische Basisinitiativen und eine Vorreiterrolle für die Stadt Frankfurt bei der Entnazifizierung, damit «dieser braune Sand nicht noch ganz anderes Unheil anrichtet». Selbst die eher achtlos beschreibend hingeworfene Feststellung des von der Militärregierung eingesetzten neuen Frankfurter Oberbürgermeisters Blaum, durch die Entfernung der Nazis fehlten ihm Fachkräfte, wurde umgehend scharf attackiert.²⁶

Sehr ausführlich erläutert die *Rundschau* das Gesetz Nr. 8 der Militärregierung vom 26. September 1945, mit dem die amerikanischen Besatzer nicht länger nur die Verwaltung durchkämmten, sondern auch die Säuberung der Wirtschaft von Altnazis in Angriff nahmen.²⁷ Jeder deutsche Unternehmer, der ehemalige Nationalsozialisten anders als in gewöhnlicher Arbeit beschäftigte, machte sich strafbar. Die Bereinigung der Wirtschaft wurde weitgehend deutschen Prüfungsausschüssen überlassen, in denen die bald gegründeten Industrie- und Handelskammern eine hervorragende Rolle spielen sollten. Demgegenüber forderte die *Rundschau* ein stärkeres Eingreifen von Betriebsräten und Gewerkschaftern. Sie beklagte, dass den Ausschüssen oft nur das mitgebrachte Entlastungsmaterial der Inkriminierten vorliege.²⁸ «Wir sind gewohnt, dass hier jeder Belastete mit seinem Juden kommt», resümierte Carlebach bald sarkastisch.²⁹ Kurz zuvor noch hatte die *Rundschau* das am 5. März 1946 im Länderrat verabschiedete «Gesetz zur Befreiung vom Nationalsozialismus und Militarismus» hoffnungsvoll begrüsst. Das Gesetz gehe hart gegen die Hauptbeschuldigten vor, ziehe auch Nichtparteimitglieder zur Verantwortung, erlaube durch den «Gang zum Rich-

ter» aber auch Sühne und somit eine gleichberechtigte Rückkehr in die Gesellschaft.³⁰ Ein «Befreiungsminister» (Binder, SPD) koordinierte in Hessen die Gesetzesdurchführung, statt der Prüfungsausschüsse wurden Spruchkammern eingerichtet, und es galt die Beweislastumkehr. Fordernd, forcierend und kritisierend verfolgt die *Frankfurter Rundschau* die Verfahren. Im Laufe der zweiten Jahreshälfte 1946 und des Frühjahres 1947 listet die *Rundschau* dann immer wieder Fälle auf, in denen insbesondere Grossindustrielle, die in der Zeit des Nationalsozialismus durch die Kriegskonjunktur Millionen verdient hatten, nun bei geringer Zahlung an Wiedergutmachungsfonds als Mitläufer eingestuft wurden, wie zum Beispiel der Autofabrikant von Opel, der Thyssen-Rheinstahl-Direktor Dr. Wolf, Fabrikant Ruckel, seit 1933 in der NSDAP förderndes Mitglied der SS, NSKK und DAF; Fürst von Braunfels, Mitglied der NSDAP und des NS-Jägerbundes; der Hanauer Fabrikant Vogel oder der Bad Homburger Direktor Kleemann, der sogar Hauptsturmführer der SA war.³¹ Allmählich verbreite sich in der Bevölkerung die Auffassung, so schrieb die *FR* am 1. Februar 1947, «dass die Entnazifizierung nur die kleinen Leute treffe, während die Grossen geschont würden».³²

Obwohl die Zeitungsmacher sich heftig in parteipolitische Dispute verstrickten, ahnten sie wohl, dass sie beim Thema Entnazifizierung in besonderer Gefahr standen, sich mit ihrem konsequenten Antifaschismus vom Denken ihrer Leser zu entfernen. Damals glaubte die Mehrheit der Deutschen, dass der Nationalsozialismus eigentlich eine gute Idee war, die nur schlecht ausgeführt worden sei.³³ Wie kein anderes Thema wurde deswegen die Entnazifizierung von geradezu pädagogischen Artikeln und freien Aussprachen begleitet. So wurde diskutiert, ob es richtig sei, jemanden als Denunzianten zu bezeichnen, der zur Verurteilung von NS-Verbrechern beiträgt³⁴, oder ob es richtig sei, Nazis von vor 1933 als Idealisten zu bezeichnen³⁵, oder ob jetzt nicht einfach gleiche Menschlichkeit für alle gelten solle³⁶.

Den ersten Höhepunkt solcher pädagogischen Bemühungen stellte zweifellos die Berichterstattung über den Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher dar. Die Alliierten erhöhten extra die Papierkontingente und gaben Instruktionen aus, die zu ernster und sachlicher Kommentierung anhielten. Die Angeklagten sollten nicht von

vornherein als «Verbrecher» bezeichnet oder gar lächerlich gemacht werden. Tatsächlich wurden durch die Prozessberichterstattung «die Informationen über den Holocaust (...) schnell allgemein bekannt und als wahr unterstellt, gleichzeitig aber häufig als propagandistisch überzogen erachtet».³⁷ Die *Frankfurter Rundschau* beschliesst ihre Prozessberichterstattung, indem sie am 17. Oktober 1946 detailreich die Hinrichtung der Hauptschuldigen und Görings Selbstmord schildert, dazu aber sofort Ausführungen des französischen Aussenministers François-Poncet über Goebbels stellt, mit der Versicherung, dass auch dieser Selbstmord begangen habe. Die *Frankfurter Rundschau* war also weit entfernt von einer Haltung, wie sie Wolfgang Kraushaar in seiner «Protestchronik»³⁸ am Beispiel der niedersächsischen Stadt Oldendorf erzählt, wo unter Anführung des örtlichen Bürgermeisters und Geschichtslehrers die Entnazifizierungsakten verbrannt wurden und der Ort sich am 1. Oktober 1951 feierlich zur ersten Stadt der Bundesrepublik erklärte, die einen «Schlussstrich unter die gesamte Entnazifizierung» gezogen habe. Auch das *Hamburger Abendblatt* wusste schon am 30. März 1950 zu berichten, dass sich in der Hamburger Bürgerschaft alle Fraktionen darin einig seien, «dass man einen Schlussstrich ziehen müsse.»³⁹ Die *Frankfurter Rundschau* dagegen berichtete ausführlich über örtliche Spruchkammerverfahren von Erbach bis Dillenburg, diskutierte juristische Aspekte der Verfahren, forderte besseren Schutz der Belastungszeugen und druckt am 20. März 1957 sogar die Attacke des sowjetischen Aussenministers Molotow ab, der haltlos behauptete, «dass von den Mitgliedern (...) der Entnazifizierungs-Tribunale in der amerikanischen Zone 55 Prozent frühere Nazis seien.»⁴⁰ Auch Carlebach schreibt bald über die «Kammern der barmherzigen Brüder».⁴¹

Und tatsächlich ist das Resultat der Entnazifizierung ja eine «weitgehende soziale Integration des NS-belasteten Teils der Bevölkerung»⁴², was Ralph Giordano später zum Begriff der «zweiten Schuld» verdichtete. Die *Frankfurter Rundschau* begleitete diese Entwicklung äusserst kritisch. Allein ihre Worte blieben stärker als die politische Wirkung. Und das lag zu einem guten Teil auch daran, dass die Exponenten der *Frankfurter Rundschau* von Beginn an die Entnazifizierung vor allem als Ausgangspunkt viel weiter gehender gesellschaftspolitischer Umgestaltung ansahen.

Für Carlebach, der später als Kommunist die hessische Länderverfassung mit ihren weit gehenden Sozialisierungsklauseln in Artikel 41 mitformulierte, war Entnazifizierung nur sinnvoll und effizient, wenn sie als antikapitalistische Strukturreform begriffen würde. «Es wäre grotesk», schrieb er, «die Drahtzieher in Dachstuben und Kellerlöchern suchen zu wollen. Sie sitzen in aller Öffentlichkeit in den Direktorien und Ämtern als gute Demokraten und als unentbehrliche Fachleute.»⁴³ In der *Rundschau* vom 10. Juni 1947 gab er als strategische Linie und tagespolitischen Zweck Folgendes an: «Wir glauben nicht, dass es etwas nützen wird, Hunderttausende kleine Leute abzuurteilen, die niemals die Macht hätten, eine Diktatur zu errichten, wenn man nicht in erster Linie diejenigen unschädlich macht, die schon einmal auf Wirtschaftstagen und nicht öffentlichen Konferenzen der Republik den Todesstoss versetzten.»

Befreiungsminister Binder fühlte sich im Hessischen Landtag aufgerufen, noch einmal klar zu legen, dass Entnazifizierung nicht identisch sei «mit einem Gesetz zur Überführung privaten Eigentums in Öffentliche Hand».⁴⁴

Auch Willy Knothe, der wegen seiner Arbeitsbelastung als hessischer SPD-Chef bald aus der *Rundschau* ausscheidet, koppelt die Entnazifizierung stets sehr eng an seine vagen Ideen einer «Wirtschaftsdemokratie», an der handfest vor allem die Forderung ist, die IG Farben in Gemeineigentum zu überführen.

Während die Linke die Entnazifizierung gewissermassen antikapitalistisch überstrapaziert, wird diese selbst – unterstützt von einem energischen Kurswechsel der Vereinigten Staaten – allmählich vom gross angelegten Verwaltungsakt zum Trauerspiel und dann zur Farce. Am 5. Juli 1947 fordert die KPD ihre Mitglieder auf, sich aus den Spruchkammerverfahren zurückzuziehen. In Hessen waren dies immerhin 891 Leute. Als Vorwand diente die Forderung, für alle vier Besatzungszonen einheitliche Entnazifizierungsrichtlinien auszugeben. Ausweis der damaligen, oft kruden, heute wenig verständlichen Bewusstseinsverfassung der Deutschen ist auch der Boykottaufwurf Martin Niemöllers, der in der Re-Christianisierung die einzig sinnvolle Antwort auf den NS-Werteverfall sah und seine Pfarrer Anfang 1948 sogar zu passivem Widerstand gegen die Entnazifizierung aufrief.⁴⁵

Dass kein einziges Mitglied des Volksgerichtshofes je belangt

wurde, dass bald wieder zehntausende Angehörige der terroristischen NS-Apparate verdeckt oder im Land als sog. «Braun-Schweiger» leben konnten, dass die Entnazifizierung allmählich in die fast restlose Integration der ehemaligen Funktionseliten mündete, und die Verabschiedung eines «Straffreiheitsgesetzes» zu einer der ersten Taten des neuen Deutschen Bundestags gehörte, wurde zu einem prägenden Geburtsfehler der neuen Republik. Das sog. 131er Gesetz, das 1951 durchgepeitscht wurde und alle Beamten, die 1945 ihre Stellung verloren hatten, in ihre vorherigen Rechte weit gehend wieder einsetzte, bezeichnete der spätere Bundesgeschäftsführer der FDP, Karl-Hermann Flach, dementsprechend als «die grösste Fehlleistung im demokratischen Sinne, an deren Folgen die Bundesrepublik seit ihrem Bestehen leidet und noch lange leiden wird.»⁴⁶ Ist es ein Wunder, dass jener Mann, der letzte Politiker, der dem westdeutschen Liberalismus noch geistige Substanz verliehen hatte, später aus der Politik ausschied und ab 1962 als einer der führenden Journalisten des Landes wesentlich den sozialliberalen Kurs der *Frankfurter Rundschau* prägte?

Zuvor aber gab es in der Frühphase der Bundesrepublik noch einmal einen heftigen Skandal um die mangelnde Entnazifizierung. Er gipfelte 1952 in der Aussage Adenauers, im Auswärtigen Amt seien zwei Drittel der höheren Beamten ehemalige NSDAP-Mitglieder – mehr also als zu Ribbentrops Zeiten in der Berliner Wilhelmstrasse. Adenauer vergass nicht, grimmig anzufügen, man müsse nun aber endlich «mit der Nazi-Riecherei Schluss machen».⁴⁷ Die Aufdeckung des Skandals aber ist vor allem ein Verdienst der noch immer unabhängig denkenden und unorthodox schreibenden *Frankfurter Rundschau* gewesen.

«Ihr naht euch wieder (...) Einblicke in die Personalpolitik des Bonner Auswärtigen Amtes» – so hiess eine fünfteilige Artikelserie, die die *Frankfurter Rundschau* vom 1. bis 6. September 1951 publizierte. Mit gelegentlichen spöttischen Anmerkungen breitete der damals 29-jährige Journalist Michael Mansfeld eine detailreiche Fülle über insgesamt 21 Angehörige des neuen Auswärtigen Amtes in der Koblenzer Strasse in Bonn aus.⁴⁸ Im Kern war das neue Amt weitgehend ohne parlamentarische Kontrolle und publizistische Begleitung zwischen 1949 und 1951 aufgebaut worden. Hier und da hatte es schon einige kritische Anmerkungen gegeben: Zu viele Homosexuelle seien in führende Positionen gekommen, wurde da geraunt:

den rheinischen Katholiken missfiel der hohe Anteil evangelischer Preussen; Wirtschaftsverbände beklagten die schleppende Wiedereröffnung von Auslandsmissionen. Mansfelds Artikelserie aber schlug ein wie eine Bombe. Schier endlos wirkte seine Liste, mit der er das Schweigen um die nationalsozialistische Vergangenheit des führenden AA-Personals durchbrach. Der Leiter der neuen Diplomatenschule in Speyer war der letzte NS-Generalkonsul in Algier gewesen; der deutsche Botschafter in Athen hatte für die Nazis in Skandinavien den Kollaborateur Quisling finanziert; ein Mitarbeiter der Personalabteilung hatte in Ribbentrops Diensten stets die Proteste des Muftis von Jerusalem entgegengenommen und ausgesagt, dass dieser aber «immer nur kam, wenn mal ein paar Juden gerettet werden sollten»; ein Mitverfasser der beschönigenden Weissbücher über Ribbentrops Aussenpolitik war mit an Bord; zumindest von den Transporten ins Lubliner Getto hatte ein weiterer Dozent in Speyer gewusst usw. usf. Dieses gesamte Personal zeichnete als Gemeinsamkeit aus, dass es die Entnazifizierung zügig überstanden hatte. Die meisten der Aufgezählten gehörten dem Senioren-Convent schlagender studentischer Verbindungen an und waren Mitglieder der NSDAP gewesen, was umso bemerkenswerter war, als in der alten Wilhelmstrasse zumindest bis zu Kriegsbeginn niemand gezwungen oder auch nur aufgefordert worden war, der NSDAP beizutreten. «Man hüte sich davor, noch einmal eine geschlossene Gesellschaft zu legitimieren», warnte Mansfeld eindringlich. Nicht nur sei das Auswärtige Amt die einzige Bundesbehörde mit einem Parteigenossen als Personalchef, sondern es drohe die Wiedergeburt der Berliner Wilhelmstrasse in der Bonner Koblenzer Strasse. Mansfeld schlussfolgerte dies, obwohl wichtiges Material sogar für immer verschollen blieb: Im Auswärtigen Amt hatte es eine Liste derjenigen gegeben, die dem SD angehört hatten. Mansfeld legte die Schlussfolgerung nahe, die Personalpolitik des Auswärtigen Amtes sei in die Hände einer verschworenen Clique gefallen. Sich selbst und andere täuschend begriff sie ihr Tun unter Ribbentrop als fachliche Arbeit. Über die Systemgrenzen hinweg wollte sie sich als kontinuierliche Funktionseelite etablieren. Und Mansfeld wusste auch ihre Entstehung zu verorten: «Es klingt wie ein Treppenwitz der Weltgeschichte, wenn man zu der Erkenntnis kommt, dass in den Zeugenständen

und im Zeugenflügel der Kriegsverbrecherprozesse in Nürnberg die Wiege der heutigen Koblenzer Strasse zu sehen ist.»

Bemerkenswert war zum Beispiel der Weg des ehemaligen SS-Obersturmbannführers Erich Kordt, der in Nürnberg zunächst der Anklage gegen Ribbentrop assistierte, dann aber die Seite wechselte und Mitarbeiter der Verteidigung Ernst von Weizsäckers wurde. Wer als Zeuge nicht für von Weizsäcker ausgesagt hatte, hatte auch beim Neuaufbau des Auswärtigen Amtes keine Chance. Der sofort geäußerte Verdacht, Mansfeld stütze sich auf Materialien des ehemaligen Nürnberger Chefanklägers Robert W. Kempner, lag zwar nahe, konnte aber nie bewiesen werden. Eine anonyme Schrift «Inside Germany» hatte es bereits gegeben, und auch der Zentrumspolitiker Dr. Bernhard Reismann hatte schon einen kritischen Aufsatz publiziert, aber Mansfeld behauptete, seine Fakten allein durch eigene langjährige Recherchen ermittelt zu haben. Mansfeld, der zum selben Thema später mit seinem Co-Autor Helmut Hammerschmidt noch Rundfunksendungen und programmatische Schriften⁴⁹ verfasste, im Selbstverlag ein Heftchen zur Kritik der Adenauer-Politik edierte⁵⁰ und später noch zweimal in fiktionaler Form⁵¹ auf sein Thema zurückkam, gab als Motivation an: «Ich war fünf Jahre lang Soldat und als ich zurückkam, hatte ich persönlich das Gefühl (...), dass nun etwas vollkommen Neues anfangen müsste. Das bin ich nach meiner Ansicht meiner Generation schuldig (...), dass nicht all die ewig Gestrigen wiederkommen.»⁵²

Im Umgang mit Kontinuität und Bruch stellte sich Mansfeld so und mit ihm die *Frankfurter Rundschau* in einen diametralen Gegensatz zur Politik des ersten Bundeskanzlers Konrad Adenauer. Der Kanzler-Biograf Hans-Peter Schwarz unterstellt bei Adenauer zwar einen gewissen Unwillen über die «Kameraderie» im Auswärtigen Amt, meint aber, der Kanzler sei sich «genauestens dessen bewusst» gewesen, «dass er – wie man später sagen würde – ein Volk von ‚Wendehälsen‘ zu regieren hat. Da fast jedermann Bescheid weiss, hält auch er es für das Beste, die Periode der 12 Jahre auf sich beruhen zu lassen. Das ist nicht unumstritten, auch nicht unproblematisch. Aber Adenauer kommt damit durch.»⁵³

Aber nicht so schnell. Auf Mansfelds Enthüllungen reagiert die Auslandspresse heftig. *Die Welt* erwartet einen Gegenangriff, «der

die Haltlosigkeit einer umfangreichen Kritik der *FR* an der Personalpolitik des Auswärtigen Amtes beweisen soll». ⁵⁴ Eifrig sammelt das Auswärtige Amt Material und Aussagen; Adenauer fordert die Angegriffenen intern auf, doch die *Rundschau* zu verklagen, was diese aber lieber nicht wagen. So kommt zuerst eine freche Pressemitteilung des AA heraus, die von einer «gehässigen Schmähschrift», «objektiv unwahren Behauptungen» und «reiner Kombination» sprach. Die *Frankfurter Rundschau* aber lässt sich nicht einschüchtern. Mit einem offenen Brief ⁵⁵ reagiert sie umgehend, droht mit gerichtlichen Schritten, wenn die Bundesregierung ihre Behauptungen nicht schriftlich belege. Im Auswärtigen Amt geht es hektisch zu: Sollen die Angegriffenen nun Disziplinarverfahren gegen sich selbst beantragen oder sollen diese doch lieber von Amtswegen eingeleitet werden? Der SPD-nahe parlamentarisch-politische Pressedienst vom 18. September 1951 erklärt noch einmal die politische Dimension. Es gehe weniger darum, «im Einzelfall nachzuprüfen, ob jeder der Betroffenen seinen Entnazifizierungsbescheid zu Recht erhalten habe oder nicht, sondern vielmehr geht es um die Feststellung, dass eine Clique ehemaliger Nazibelasteter es verstanden habe, (...) sich in entscheidende Stellen des Auswärtigen Amtes hineinzulancieren, in denen sie heute eine Belastung des politischen Prestiges unserer jungen Demokratie darstellen». ⁵⁶

Hier tritt nun Karl Gerold auf den Plan. Jener Mann, der nach den ersten wilden Jahren in die *Frankfurter Rundschau* eingetreten war und der ab 1954 nach dem Tod Arno Ruderts in der «Heiligen Dreifaltigkeit» als Verleger, Herausgeber und Chefredakteur noch 19 Jahre lang die *Frankfurter Rundschau* als Autokrat für demokratische Anliegen steuert. Nach der Machtergreifung nahmen die Nationalsozialisten den sozialdemokratisch orientierten gelernten Schlosser in «Schutzhaft». Im Herbst 1933 floh er in die Schweiz, wo man ihm zwar Asyl gewährte, ihn aber 1943 wegen «verbotener illegaler Tätigkeit gegen einen kriegführenden Staat» in ein Arbeitslager internierte. Nach dem Krieg berichtete er für Schweizer Zeitungen aus Wiesbaden, der neuen Landeshauptstadt von Grosshessen, wo ihn die Amerikaner entdeckten und als neuen Ordnungsfaktor in die *Frankfurter Rundschau* schickten. «Unabhängig – aber nicht neutral», so beschrieb Gerold zum 10. Jahrestag der *Rundschau* den von ihm durchgesetzten Kurs, der nicht nur Überparteilichkeit behauptete-

te, sondern auch sicherte, dass sich kein Redakteur mehr – wie es in der Frühzeit der Fall war – vordringlich an Partei- oder Gewerkschaftsbeschlüsse gebunden fühlte. Mit seinem Leitartikel «Wanken jetzt die schwankenden Gestalten?» signalisiert er nicht nur, dass die *Rundschau* voll hinter ihrem Autor Mansfeld steht, sondern sich auch sein politisches Anliegen zu eigen gemacht hat. Gerold verteidigt seine Zeitung, attackiert die Bundesregierung und fordert statt nicht-öffentlicher Disziplinarverfahren einen öffentlichen Bundestagsuntersuchungsausschuss. Knapp drei Wochen später formuliert die SPD-Fraktion dies als Antrag. Öffentlich tagen wird der berühmte Untersuchungsausschuss Nr. 47 allerdings nur einmal – bei der Vernehmung Mansfelds. Seine Ergebnisse schliesslich sind weniger eindeutig. Ein weiterer Staatssekretär solle zur Leitung des Hauses bestellt werden, der Leiter des Personalwesens solle nicht der Wilhelmstrassen-Tradition entstammen – so und mit ähnlich technischen Massnahmen zieht der Untersuchungsbericht Konsequenzen aus den Mansfeld-Enthüllungen. Am Ende billigt der Untersuchungsausschuss nur fünf der 21 von Mansfeld genannten Personen ungeteilte Verwendungsfähigkeit zu, andererseits fordert er aber auch nur von drei Personen direkte personelle Konsequenzen. Juristisch war die Existenz einer dominierenden Wilhelmstrassen-Clique nicht nachzuweisen, aber von ihr ist auch der Ausschussvorsitzende Max Becker (FDP) überzeugt. Die Bundesregierung redete die Ergebnisse sofort klein; «Viel Lärm um nichts», textete der CDU-nahe «Deutschland Union»-Dienst. Als habe sie dies geahnt, hatte sich die *Frankfurter Rundschau* den Ausschussbericht – offenkundig mit Hilfe einer Indiskretion aus SPD-Kreisen – schon eine Woche vor der Veröffentlichung besorgt und die Ergebnisse unter der Überschrift «Hohe Beamte des Auswärtigen Amtes schädigen Ansehen des Bundes im In- und Ausland» publiziert.⁵⁷ Mansfeld und Hammerschmidt produzierten sofort eine weitere Hörfunksendung für den *Bayerischen Rundfunk*. In der abschliessenden Bundestagsdebatte vom 22. Oktober 1952 fielen dann die bereits eingangs zitierten Adenauer-Worte von der «Nazi-Riecherei», die nun zu beenden sei. Adenauer räumte ein, dass die Zahl der Pg.s im AA mit der Ranghöhe zunehme. Dann nannte er die Zahl von «66 Prozent» Pg.s in leitender Funktion. Vor allem aber gab Adenauer die Tonlage vor,

die zuvor schon Eugen Gerstenmaier anzuschlagen versucht hatte: heftige Vorwürfe, ja Drohungen mit zukünftiger strafrechtlicher Verfolgung gegen die Presse. Die Berliner Zeitung *Telegraph* resümierte damals: «Nicht eine Clique ist verwarnt worden, sondern die Öffentlichkeit».⁵⁸

Damit aber lag die Zeitung nur zum Teil richtig, denn die Debatte um das Auswärtige Amt und den Bundestagsuntersuchungsausschuss Nr. 47 hatte deutliche Differenzen in der jungen bundesrepublikanischen Publizistik offenbart: Während selbst der Adenauer-nahe *Rheinische Merkur* zeitweise von einem «Politikum ersten Ranges» sprach, behauptete die investigative *Frankfurter Rundschau*⁵⁹ auf deren Intervention ja auch der Untersuchungsausschuss zurückgeht, weitgehend eine Sonderstellung. Insbesondere *Die Zeit* und deren damaliger Chefredakteur Richard Tüngel taten sich dabei hervor, gegen die *Frankfurter Rundschau* regelrechte Hetzartikel zu verfassen. «Abermals: Robert Kempner. Einem Schädling muss das Handwerk gelegt werden», titelte Tüngel am 20. September 1951 zur *Frankfurter Rundschau-Serie*, deren einziger Zweck darin bestehe, die deutsche Regierung zu torpedieren und handlungsunfähig zu machen, weil diese gerade mit den Westmächten über mehr politischen Spielraum verhandele. Selbstverständlich seien die Verantwortlichen der *Rundschau* «viel zu unbegabt», um zu durchschauen, wie sie sich zum Spielball amerikanischer Interessen machen liessen. Über Kempner schrieb Tüngel: «Er hat den Staatssekretär von Weizsäcker ins Gefängnis und in den Tod gehetzt (sic)» und forderte sogar vom US-Hochkommissar, dass solche Störer der guten Beziehungen «innerhalb unserer Landesgrenzen nicht mehr geduldet werden.» Eine der Hörfunksendungen von Hammerschmidt und Mansfeld im *Bayerischen Rundfunk* führte Tüngel unter dem Titel «Heckenschützen gegen Bonn»⁵⁹ auf Kempners «Intriganz, Verlogenheit, verletzte(n) Ehrgeiz und politische Naivität zurück.» Robert M.W. Kempner antwortete gelassen: «*Die Zeit* hat sich ständig für Verbrecher eingesetzt, die in Nürnberg wegen ihrer Beteiligung an Massenmorden und ähnlichen Verbrechen verurteilt worden sind.»⁶⁰ Aus heutiger Sicht verblüfft zumindest die Sprache der *Zeit*-Anwürfe. Aber es gibt auch inhaltliche Kontinuität. *Die Zeit* war eine der wenigen Zeitungen, die Döschers hoch gelobte Wilhelmstrassenstudie «geschlos-

sene Gesellschaft» kritisch rezensierten.⁶¹ Trotz fleissigen Quellenstudiums sei dem Autor Wesentliches entgangen; er habe den Antisemitismus im AA und dessen Gewicht bei der Judenvernichtung überschätzt, weil er sich ins damalige «Ambiente» einfach nicht habe einfühlen können.

Kontinuität beweist auch die *Frankfurter Rundschau*, auch wenn für sie Mansfelds Serie die letzte grosse publizistische Alleinstellung bedeutete. Stets blieb sie bemüht, aus der schrecklichen NS-Vergangenheit freiheitliche Lehren zu ziehen. Sie bleibt kritischer Begleiter der Adenauerschen Deutschlandpolitik, ohne sich je auf eine völlig entgegengesetzte Grundkonzeption – für ein blockfreies neutralistisches Gesamtdeutschland etwa – einzulassen. Später, bei den Affären um den Starfighter oder «Onkel Alois», argumentiert sie zwar sinngleich mit dem *Spiegel*, der sie aber inzwischen an Bedeutung für investigativen Journalismus überholt hat. Aber auch in der *Frankfurter Rundschau*, die als erste überregionale nicht parteigebundene Tageszeitung die DDR ohne Anführungszeichen schrieb, publizieren weiterhin viele Vordenker der späteren Entspannungspolitik. Gleichzeitig ist die redaktionelle Führung stets darauf bedacht, dass die ihr sympathische «sozialliberale Politik» auch sozialstaatlich verankert bleibt.⁶²

Wie keine andere deutschsprachige Tageszeitung widmet sie sich ausführlich der Berichterstattung über die Dritte Welt und achtet dabei die Interessen der anderen Staaten.⁶³ So hält die Zeitung, die sich selber bescheiden als «regionale Zeitung mit bundesweiter Bedeutung»⁶⁴ annonciert, an Grundsätzen wie Minderheitenschutz, Gewaltverzicht, Frieden, Rechtsstaatlichkeit und europäische Einigung fest, die sie in der Satzung der Karl-Gerold-Stiftung niedergelegt hat und zum Bestandteil der journalistischen Arbeitsverträge macht, auch wenn dies in der jüngeren Geschichte oft wenig aufregend, häufig kalkulierbar, gelegentlich sogar langweilig wirkt.

In der Frühphase der Bundesrepublik aber – weit vor wie unmittelbar nach der Gründung – nahm sie als die «andere Zeitung» eine herausragende Korrektivfunktion wahr.

Mathias von der Heide/Christian Wagener

«Weiter rechts als die CDU»

Das erste Jahrzehnt der «Zeit»

«Wir sind heute in einer ähnlichen Lage wie das Volk der Juden, als die Botschaft an die Hirten erging. Auch Deutschland ist heute besetzt, auch wir haben nur soviel Rechte, wie die Besatzungsmächte uns zu verleihen für richtig halten. In vielem geht es uns schlechter. Wir haben nicht genug Wohnraum, wir müssen frieren und hungern, wir dürfen nicht frei arbeiten und sind verhasst in der Gemeinschaft der Völker.»

So der Chefredakteur der *Zeit*, Richard Tüngel, im Weihnachts-Leitartikel «Friede auf Erden» vom 19.12.1946¹ in einer für die Anfangsjahre der *Zeit* nicht untypischen Tonlage: vehement nationalistisch, taktlos und offensichtlich ganz und gar unempfindlich für das nur kurz zuvor von Deutschen angerichtete Unheil. Das war eine ganz andere *Zeit* als das einflussreiche, ehrwürdig-liberale Flaggschiff des seriösen Journalismus von heute. Die britischen Lizenzgeber hatten sich das so nicht vorgestellt. Als Brigadegeneral Armytage, Militärgouverneur von Hamburg, den vier Herausgebern der *Zeit* am 15. Februar 1946 im Hamburger Pressehaus am Speersort ganz «huldvoll und reizend»² die Zulassung Nr. 6 der Militärregierung überreichte, hatte man noch unter Mühen eine Flasche Champagner organisiert. Die Sektlaune wich bald einem bis zum Ende der Lizenzpflicht im September 1949 zunehmend gespannten Verhältnis.

Der wahre Ideengeber für das unabhängige, überregionale und politische Wochenblatt, das die *Zeit* werden sollte, lässt sich vermutlich nicht mehr feststellen; jeder der vier Lizientiaten pflegte seinen eigenen Gründungsmythos. Ewald Schmidt, Korvettenkapitän und Flottillenkommandant, zuvor Vertriebsleiter im Frankfurter Societätsverlag, der sich nach dem Krieg der besseren Unterscheidbarkeit wegen nach seiner Mutter Schmidt di Simoni genannt hatte, entsann sich, die Idee zu einer Zeitung nach den grossen Vorbildern *The Times* und *Le Temps* auf der Kommandobrücke eines Minensuchboots gehabt zu haben. Der Architekt und Stadtbaurat a.D. Richard

Tüngel war vor der Roten Armee aus Berlin in seine Heimatstadt Hamburg geflohen; ihm kam der Einfall auf einem Alsterspaziergang mit seinem Berliner Bekannten Lovis H. Lorenz, Journalist und Kunsthistoriker, freilich auch, um nicht wieder aus dem überfüllten Hamburg in den Osten zurückgeschickt zu werden. Als vierter und «aus innerem Engagement»³ kam der mit einigem Abstand jüngste der *Zeit-Macher* ins Boot, der Altonaer Rechtsanwalt Gerd Bucerius: «Wir waren nicht mit der Fahne durchs Land gezogen, sondern haben uns ganz schön gebückt, um durch das Gewitter zu kommen. Aber dennoch wussten wir, was zu tun war. Eines hatten damals die anderen gemacht, und das mussten wir jetzt selber machen: die Presse und die Politik.»⁴ In dieser für die Stunde Null bezeichnenden Aufbruchstimmung bewarben sich die vier, nur durch Zufall vereinten Gründungsväter bereits im September 1945 bei den britischen Besatzern um eine Zeitungslizenz.

Die Briten hatten sich bei der Vergabepolitik der Presselizenzen zunächst an den in Jalta gefassten alliierten Plan eines dreimonatigen «Blackout» gehalten, also eines umfassenden Erscheinungsstopps deutschsprachiger Zeitungen. Die Deutschen sollten in dieser Phase ihre Informationen ausschliesslich durch Heeresgruppenzeitungen und alliierte Rundfunkprogramme beziehen. Als dieses Angebot auf grosses Misstrauen seitens der Bevölkerung stiess, entschloss sich die amerikanische Militärregierung jedoch frühzeitig, auch deutsche Publikationen zu lizenzieren. Die neue Losung hiess: kontrollierter Aufbau einer eigenständigen, westlich orientierten Lizenzpresse, natürlich auch vor dem Hintergrund des aufkommenden Ost-West-Konfliktes. In Berlin hatten die sowjetischen Besatzer bereits mehrere Zeitungen lizenziert, bevor die Westverbündeten die Stadt im Juli 1945 überhaupt erreicht hatten. Nach der totalen Gleichschaltung der deutschen Presse unter der NS-Herrschaft hatten die Alliierten einen Katalog detaillierter Richtlinien für den Neuaufbau aufgestellt. Vorgesehen waren eine vollständige personelle und strukturelle Entnazifizierung, ein Verbot nationalistischer, militaristischer, faschistischer und antidemokratischer Propaganda sowie jeglichen Kommentars zu Entscheidungen des alliierten Kontrollrats⁵. Diese strengen Auflagen jedoch waren, wie sich zeigen sollte, bald Makulatur. Vor allem die britischen Presseoffiziere hatten nicht nur infor-

ge der in Nordwestdeutschland besonders zerstörten Druckindustrie Mühe, eine Lizenzpresse zu organisieren. Auch unbelastete potentielle Lizenzträger waren Mangelware.

Die *Zeit*-Herausgeber hatten, jeder auf seine Weise, im Nazi-Regime zu überleben versucht. Bucerius war politisch gänzlich unbelastet, seine Weste war blütenweiss: Er hatte während des Krieges jüdische Angeklagte verteidigt und war dafür vom *Stürmer* namentlich angegangen worden. Nachdem er seine jüdische Frau nach England in Sicherheit gebracht hatte und eine Scheidung ablehnte, wurde er für «wehrunfähig» erklärt⁶. Auch der Verlagskaufmann Ewald Schmidt war mit einer Jüdin verheiratet und wurde daraufhin mit einem Berufsverbot belegt. Tüngel, der von den Nazis gleich 1933 frühpensioniert worden war, hatte dann als Schriftsteller «in Berlin ein ziemlich verwegenes Leben führen müssen.»⁷ Karl-Heinz Jansen nannte ihn in seiner Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum der *Zeit* einen «Bohemien», der sich «im Berliner Künstlermilieu als Schriftsteller»⁸ durchgeschlagen hatte. Er war etwa bei der UFA angestellt gewesen und hatte Igor Strawinskys Erinnerungen ins Deutsche übersetzt.⁹ Am ehesten kompromittiert hatte sich Lovis H. Lorenz, vormals Hauptschriftleiter bei der Berliner *Woche*, einer grossen aktuellen Illustrierten aus dem Hugenberg-Trust, ideologisch und sprachlich dem NS-Propagandaapparat unterworfen wie die gesamte Reichspresse. Doch war Lorenz zum einen kein Parteimitglied gewesen, und zum anderen der Einzige aus dem Lizentiatengremium, der journalistisches Know-how mitbrachte.

Colonel Henry B. Garland war der für Hamburg zuständige britische Presseoffizier, ein Germanistikprofessor aus Exeter, der mit Vorliebe im Deutsch der Hochklassik parlierte. Nicht nur deshalb sorgte er für einige Verwirrung unter den Lizenzbewerbern. Zu einem grösseren Missverständnis kam es, als er sie zunächst für einen anderen Job vorsah, den Entwurf eines überregionalen Musterblattes für die britische Zone, einer Leit-Zeitung mit publizistischer Vorbildfunktion nach dem amerikanischen Muster der Münchener *Neuen Zeitung*. Nach intensiven Vorarbeiten für das zunächst unter *Der Tag* firmierende Projekt gingen Bucerius & Co. bald davon aus, dass man ihnen auch die Lizenz für die Tageszeitung zusprechen würde. Lorenz und Schmidt sollten die Verlegerrolle, Bucerius die Innenpolitik und Tüngel das Feuilleton übernehmen. Als Chefredakteur hatte

man im Übrigen den berühmten Berliner Publizisten Hans Zehrer verpflichtet. Zehrer war von Oktober 1929 bis August 1933 Herausgeber der streng nationalistischen, antiliberalen und reaktionären *Tat* gewesen, die als publizistischer Wegbereiter des Nationalsozialismus galt. Aus diesem Grund wurde ihm der Posten bei dem schliesslich *Die Welt* genannten Blatt bereits Anfang März 1946 wieder entzogen, nachdem sich die Hamburger SPD lautstark empört hatte. Für Tüngel wurde er «auf Grund einer völlig sinnlosen Denunziation in die Wüste geschickt und erhielt Schreibverbot.»¹⁰

Die *Zeit*-Macher mussten sich schliesslich aus Lizenzvergabe-gründen, leicht enttäuscht, mit einer Wochenzeitung zufrieden geben. Die Vorbereitungen waren jedoch soweit gediehen, dass die Erstausgabe der *Zeit*, zur Überraschung der britischen Verwaltung, bereits eine Woche nach der Lizenzerteilung am Donnerstag, den 21. Februar 1946 erscheinen konnte, unter den für damalige Neuanfänge typischen Umständen: zusammengeschrieben in ungeheizten Räumen, zwischen Trümmern und bei spärlichem Licht.

Der Start der *Zeit* war ein Erfolg. «Eine freie Presse!», jubilierte man auf dem ersten Titel, um dann salbungsvoll fortzufahren: «Die Jahre, die hinter uns liegen, insbesondere die sechs Kriegsjahre, haben den deutschen Leser von der Welt abgeschlossen, ihn in den Nebel der Propaganda gehüllt. (...) Wie eine Mauer von Finsternis und Verzweigung steht die Zukunft vor uns. Wir können nur hoffen, ein kleines Licht anzuzünden, um die Pfade zu beleuchten, auf die wir in den nächsten Wochen und Monaten tastend unseren Fuss setzen müssen.»¹¹ Das kam an, und die aus Papiermangel auf 25'000 begrenzte Erstauflage konnte die Nachfrage bei Weitem nicht befriedigen. Wirtschaftlich ging es mit dem *Zeit*-Verlag zunächst bergauf, als der findige Schmidt di Simoni die britischen Besatzer überzeugte, auch deren Zeitungen in Deutschland zu vertreiben. Die Engländer erfreuten sich an dem guten Absatz ihrer Blätter, bis sie, woran Richard Tüngel in seiner Autobiografie mit einiger Schadenfreude erinnert, nach einiger *Zeit* dahinterkamen, «dass ihre Zeitungen in erster Linie als Einwickelpapier gekauft wurden. Besonders begehrt war übrigens die Luftpostausgabe der *Times*, weil man das feine Reispapier, auf dem sie gedruckt war, sehr gut benutzen konnte, um mit seiner Hilfe aus Kippen Zigaretten zu drehen.»¹²

Dass man es mit dem erschöpfenden Neuanfang nicht so ganz genau nahm, äusserte sich nicht nur in dem NS-«Volkskunst»-Möbel mit Hakenkreuz-Konturen, das als Chef-Sessel diente.¹³ Auch formal und beim Personal gab es Kontinuitäten. Zum ersten Hauptschriftleiter wurde Ernst Samhaber ernannt, zuvor für Rolf Rienhardts¹⁴ 1940 gegründetes Renommierprojekt *Das Reich* tätig. Es war demnach nicht zufällig, dass die *Zeit* schon rein äusserlich gewisse Anklänge an das ambitionierte, durchaus bürgerliche NS-Wochenblatt zeigte: Die grossen Antiqua-Lettern des Titels erinnerten graphisch erkennbar an *Das Reich*. Die Berliner Quadriga war dabei zunächst durch das Hamburger Stadtwappen ersetzt worden, bis der Senat das monierte und man es mit Elementen aus dem Bremer Wappen verfremdete.

Das Reich so NS-Reichsleiter für die Presse Max Amann, sollte «nicht eine unter vielen Zeitungen und Zeitschriften, sondern (...) die führende deutsche Wochenzeitung sein, die das Deutsche Reich für In- und Ausland gleich wirksam und eindringlich publizistisch repräsentiert.»¹⁵ Das NS-Paradeblatt hob sich in sachlich-moderatem Ton von der uniformen Trommelei der Propagandapresse wohltuend ab und suchte durch die Beiträge von zahlreichen Edelfedern und Literaten der 30er und 40er Jahre den Journalistenstand an sich aufzuwerten. Besonders im Feuilleton fanden sich illustre Namen wie der spätere Bundespräsident Theodor Heuss, der Germanist Benno von Wiese, der Mathematiker Max Bense und der Physiker Max Planck. Der Propagandaminister selbst wurde allerdings regelmässiger Leitartikler. Zielsetzung des *Reich* war es, mit hohem Niveau auch gebildete Leser im Ausland zu erreichen; es verkörperte, dem präzisen Bild des ehemaligen Redakteurs Carl Linfert zufolge, einen «Nationalsozialismus im Frack».¹⁶ Die *Zeit* selbst nannte das *Reich* 1995 eine «halbwegs lesbare Ausnahme vom hetzerischen Stil der sonstigen Presse», und weiter: «Es hatte erstklassige Mitarbeiter (von denen viele nach dem Krieg im bundesdeutschen Presse- und Rundfunkwesen weiterwirkten).»¹⁸ Etliche davon im eigenen Hause. Neben Samhaber kamen etwa der Oberleutnant der Luftwaffe und Starreporter Joseph Marein und der Feuilletonist Paul Fechter bei der *Zeit* unter. Vom Anspruch wollte es die junge *Zeit* insofern durchaus mit dem wohl bestinformierten Blatt der Kriegszeit aufnehmen. Für Rudolf Augstein war die *Zeit* dann auch «die Zeitung, die ich mir nach

dem Krieg gewünscht hätte. (...) Ein spiegelverkehrtes *Reich* also, nicht das des Joseph Goebbels, sondern das genaue Gegenteil.»¹⁹ Mit dem Chefredakteur Ernst Samhaber jedoch war das Blatt direkt in rechtskonservatives Fahrwasser geraten.

Ein Rückblick auf Samhabers Artikel bis 1945 hinterlässt einen zwiespältigen Eindruck. Samhabers Image eines vorsichtigen Widerständlers beruht vor allem auf seiner Darstellung des paraguayischen Diktators Francisco Solano Lopez (1802-1870) in der *Deutschen Rundschau* (April 1941), die in der Folge aufgrund augenscheinlicher Parallelen als verklausulierte Hitler-Kritik gedeutet wurde. Nach der Einstellung der *Deutschen Rundschau* 1942 hatte sich Samhaber eher im Sinne des Regimes geäußert; das Spektrum seiner Arbeiten in der *DAZ*, den *Leipziger Neuesten Nachrichten* und der *Neuen Rundschau* reichte von linientreu bis ungeschminkt rassistisch. Im *Reich* schliesslich verfasste er Durchhalte-Parolen bis kurz vor Schluss. Die *Zeit* selbst druckte den gesamten «Solano»-Artikel in der Nr. 26 vom 15.8.1946 noch einmal ab: «die Einsicht in die tiefen geschichtlichen Kräfte, die bereits April 1941, also vor Ausbruch des Krieges mit Russland, das unausweichliche Ende vorausschauen liess, [erscheint uns] Anlass genug, diesen Aufsatz unseren Lesern vorzulegen.» Es gab einen weiteren Grund: Ein Entnazifizierungsausschuss hatte den Deutsch-Chilenen Samhaber am 8.8.1946 zum NS-Anhänger erklärt und ihn mit einem Berufsverbot belegt. Die *Zeit* hatte nach einem halben Jahr ihren ersten Chefredakteur verloren.

Gleich einer seiner ersten Artikel aus der Nr. 1 der *Zeit* vom 21. 2.1946 überstand die britische Vorzensur nicht: Auf Seite Drei schrieb Samhaber, die Berliner hätten während des Fackelzuges am Tage der Machtergreifung schweigend dagestanden, niemand in der Menge wäre begeistert gewesen. Ein erster Hinweis auf eines der politischen Leitmotive der frühen Jahre: die Polemik gegen alle Tendenzen einer kollektiven Schuldzuweisung. Wenig später hiess es: «Mit Lügen wurden wir [die Journalisten unter Hitler] hingehalten, mit Lügen gehindert, der Öffentlichkeit die Augen zu öffnen, mit brutaler Gewalt der Möglichkeit beraubt, nein zu sagen. Und so musste das deutsche Volk den Weg ins völlige Verderben antreten.»²⁰ In den Folgemonaten betrieb Samhaber das, was Janssen eine «mutige Kritik an den Besatzungsmächten» nennen sollte²¹ und für

Bucerius «die einzige Stimme des Protestes in den vier Besatzungszonen»²² war. Gegen Reparationen und Demontagen, die über jedes verständliche Mass gingen, wandte sich der Artikel «Unser Atemraum»: «Soll ein neues Sinnbild entstehen (...) wenn inmitten der Ruinen die Fabrik geschlossen bleiben würde, (...) ausgeschlossen aus dem Arbeitsprozess eines Volkes, das aus den tiefsten Tiefen eines zerschlagenen und zerbombten Wirtschaftslebens wieder ans Licht des Tages zurückstrebt?»²³ Immer wieder wird dabei den Deutschen eine fast biblische Opferrolle zugestanden: «Nach allem, was das deutsche Volk durchgemacht hat, hat es wenigstens eine Stärke sich erworben. Irdische Schrecken können uns nicht mehr einschüchtern. Hinter uns versunken liegt alles, was zu verlieren möglich war.» Folglich ist «jedes weitere Zerstören nach all den Verwüstungen (...) nicht zu rechtfertigen.»²⁴

Die *Zeit* stand damals, so Ralf Dahrendorf, «rechts der Mitte, weiter rechts als die CDU. Ihre Betonung des Nationalen war von deutscher Tradition geprägt, zum Unterschied von jenem Patriotismus, den Adenauer bald repräsentieren sollte; das Altnationale vermischte sich mit dem Sinn für soziale Nöte.»²⁵ Das merkten auch die britischen Kontrollinstanzen, und im August 1946 musste der «unsichere Demokrat»²⁶ Samhaber seinen Schreibtisch räumen.²⁷

Herausgeber Richard Tüngel folgte Samhaber als Chefredakteur nach. Tüngel, gemessen an Samhaber ein «blutiger Amateur», den «die politische Leidenschaft drängte (...), schreibend die Geschicke des Vaterlandes mitzugestalten»²⁸, forcierte den Rechtsdrall des Blattes. Bereits sein erster Auftritt sorgte für einen Eklat. Der mit «Ohne Recht» betitelte Leitartikel vom 15.8.1946 war eine Abrechnung mit Samhabers Entnazifizierungsausschuss, durchsetzt von Empörung, Verschwörungstheorie und vom Pathos des zutiefst Verletzten. In der darauffolgenden Woche wurde die *Zeit* verpflichtet, eine zweispaltige «Stellungnahme des Fachausschusses 7» auf der Titelseite zu drucken, die sämtliche Infragestellungen und Verwahrungen Tüngels detailliert mit Zitaten aus Samhabers Fragebogen zurückweist. «Aus welchen schmutzigen Kloaken», hatte Tüngel gefragt, «fließen diesen ehrenwerten Männern [den Mitgliedern der Entnazifizierungsausschüsse] Informationen zu, die sie, das müssen wir annehmen, aus irgendeinem Grund für einwandfrei zu halten sich

verpflichtet fühlen?» Darauf die lapidare Antwort des Ausschussvorsitzenden Freundt: «1. Der von Herrn Dr. Samhaber persönlich ausgefüllte und unterschriebene Fragebogen. 2. Ein photokopierter Lebenslauf des Herrn Dr. Samhaber mit eigener Unterschrift. 3. Von Herrn Dr. Samhaber verfasste Literatur.» Weiter Tüngel: «Dr. Samhaber hat niemals, wie hier behauptet wird, im Dienste des Reichspropagandaministeriums gestanden. Dies ist üble Verdrehung.»²⁹ Das war es nicht, denn eine Angabe aus Samhabers Lebenslauf belegte das Gegenteil, und allein diese Tatsache genügte laut Verordnung 24 des Alliierten Kontrollrats für den Rausschmiss. Nach diesem für ihn und für die gesamte Zeitung peinlichen Auftakt fühlte sich Tüngel nur bestärkt in seinen Zielen: «Ich muss eines sagen: in der Nazizeit ist mir so etwas nicht zugemutet worden. Ich sah jetzt ein, dass es für mich nötig sei, einen ernsthaften Streit mit allen vier Besatzungsmächten zu führen. Man hatte Samhaber abgesetzt, aber nun würde man es in Zukunft mit mir zu tun haben.»³⁰

Bis Mitte der 50er Jahre blieb Richard Tüngel, der «in der Weimarer Zeit zwischen dem rechten Rand der Stresemannschen DVP und den Deutschnationalen seinen Platz gefunden»³¹ hatte, die für die politische Ausrichtung der *Zeit* massgebliche Stimme. Der *Zeit*-Reporter und spätere Chefredakteur Josef Müller-Marein über Tüngel in der ihm eigenen parataktischen Diktion: «Zierlich. Rührend grossäugig, wenn er die starken Gläser der Kurzsichtigen ablegte. Hilfsbereit und unbequem. Genialisch und der personifizierte Widerspruch. Künstlernatur.»³²

Mit Verve verschrieb sich Tüngel etwa dem Kampf gegen den «Hexenwahn kollektiver Urteile»³³. Noch vor seiner Ernennung zum Chefredakteur, im Mai 1946, verlangte er eine faire Behandlung der Nazis: «Während wir so bemüht sind, einen Staat zu schaffen, dessen Einrichtungen uns gemäss sind, stehen andere Deutsche abseits. (...) Ihnen sind die Staatsbürgerrechte genommen, sind ausgeschlossen vom öffentlichen Leben. (...) Dennoch gehören sie zu uns, und wenn auch diese offenbare Tatsache nicht gern erwähnt wird, so bleibt sie doch bestehen: die Nazis sind auch Deutsche.»³⁴ Später verwahrte er sich gegen die Annahme, dass sie die Taten Hitlers und seiner Verbrecher nicht mit Abscheu und Entsetzen betrachten würden. Nicht jeder Deutsche, der geschwiegen habe, sei schuldig. Er habe nicht geschwiegen, weil er zustimmte, sondern weil er Angst

hatte. Tüngels provokantes Fazit: «Die Welt verlangt von uns: Bekenne. Wir sagen: Nein»³⁵. Nach dem Freispruch von Papens zitierte der Chefredakteur dann auch zustimmend den Kulturminister des Landes Hannover, Adolf Grimme: «Der Freispruch von Leuten wie Papen bedeutet nichts Geringeres, als dass die Weltjustiz das deutsche Volk von der Anklage der Kollektivschuld freigesprochen hat»³⁶. Nationalistische Töne zogen sich gleichfalls durch Tüngels Äusserungen, sei es zu geopolitischen Fragen³⁷, zu dem seines Erachtens überheblichen Auftreten von Exildeutschen wie dem Biografie-Spezialisten Emil Ludwig³⁸, oder gar zur deutschen Wehrmacht: «Der deutsche Infanterist ist bis nach Stalingrad marschiert – nicht im *Jeep* gefahren – und das wird ihm wohl auch heute noch einen gewissen Nimbus verleihen.»³⁹

Zur Höchstform allerdings lief Tüngel immer dann auf, wenn er auf die «Sowjetrussische Barbarei»⁴⁰ zu sprechen kam. Unter ihm vertrat die *Zeit* einen rigoros antikommunistischen Kurs, oftmals wetterte Tüngel in seinen Leitartikeln wie ein Choleriker gegen «Moskaus Bastard-Regierung»⁴¹: «Solange in der Sowjetzone nicht freie Wahlen durchgeführt werden, hat jede deutsche Regierung im Westen die Pflicht, alles zu tun, um die kommunistischen Usurpatoren von Karlshorsts Gnaden zu stürzen.»⁴² Kaum zwei Monate nach Beginn des Korea-Krieges steigerte sich Tüngel in Bürgerkriegsszenarien⁴³, im Herbst 1950 dann schrieb er hitzig zur Frage eines KPD-Verbots: «Für einen Stalinschen Bolschewiken ist Moral ein bourgeoises Vorurteil. (...) Dies ist eine grauenhafte Lehre (...) ausserhalb aller anerkannten menschlichen Gesetze.»⁴⁴ Ein Verbot der Partei sei jedoch ineffektiv. «Um so nötiger wäre es, alle individuellen Fälle kommunistischer Verbrechen scharf, ja unter Umständen auch sehr scharf, zu bestrafen.»⁴⁵ Zähneknirschend billigte der national-konservative Neutralist Tüngel⁴⁶ die Westeinbindung: Der östliche Teil Deutschlands stehe «unter der unmenschlichen Diktatur moskauhöriger Kommunisten. (...) Zu tief sind wir bereits (...) eingebunden, als dass wir überhaupt noch eine Möglichkeit hätten, aktive deutsche Politik zu treiben. (...) Selbständig können wir in absehbarer Zeit nichts unternehmen, um unsere Brüder in der Sowjetzone aus ihrer Sklaverei zu befreien.»⁴⁷

Auch für Tüngel heiligte der Zweck offenbar die Mittel, als er

schliesslich für General Franco Partei nahm. Nachdem sich eine sozialistisch-kommunistische Mehrheit in der französischen Nationalversammlung gegen die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen zu Spanien ausgesprochen hatte, vermutete Tüngel eine sozialistische Weltverschwörung. Zu den Ostblock-Ländern suche man Kontakt, «nur zu dem christlichen Spanien will man keine Beziehungen aufnehmen (...). Man sah Greuelthaten von Franco-Anhängern durch ein Vergrösserungsglas, aber die mindestens gleichgrossen Greuel der Rotspanier sah man überhaupt nicht.»⁴⁸

Eine ganz andere Linie als der Chefredakteur vertrat Marion Gräfin Dönhoff. Gerade aus ihrer ostpreussischen Heimat geflohen, war sie den Machern der *Zeit* durch ein Memorandum an die britische Besatzungsmacht aufgefallen.⁴⁹ Als Neuling im Geschäft musste sie zunächst eine Art Volontariat absolvieren. Auch sie eckte mit ihrem ersten Artikel bei der britischen Zensurbehörde an, da sie gegen ein alliiertes Verbot anschrrieb. Die Nationalsozialisten hatten den Totensonntag zu einem mit martialischem Pomp zelebrierten Heiden-Gedenktag umfunktioniert. Das Begehen dieses Feiertages war von den Besatzungsmächten untersagt worden. Gräfin Dönhoff sah in dem Totengedenken jedoch einen kleinsten gemeinsamen Nenner für die Überlebenden, deren Wertvorstellungen mit dem Kriegsende in Trümmern lagen. Man solle der Toten gedenken «in vollem Bewusstsein der Verantwortung, die dieser Krieg (...) uns Überlebenden auferlegt»⁵⁰. Ein anderer Ton der Kritik. Die promovierte Volkswirtin schrieb dann zunächst einige Wirtschaftsartikel und wandte sich verstärkt der Palästinafrage zu. Ausserdem hielt sie die Erinnerung an die Männer des 20. Juli wach⁵¹. Sie vertrat die streng demokratisch-liberale Richtung der *Zeit* und durfte zum zehnjährigen Jubiläum mit aller Berechtigung feststellen: «Wir haben uns in jenen ersten Jahren (...) nicht gescheut, die Besatzungsmächte anzugreifen, als sie für die Deutschen ein Sonderrecht erfanden. Und wir haben gleichzeitig *mit* den Besatzungsmächten *gegen* unverbesserliche Nazis gekämpft»⁵². Sie war diejenige, die Tüngels Eskapaden am vehementesten entgegentrat.

Auf Empfehlung von Gräfin Dönhoff kam im Herbst 1946 Ernst Friedlaender zur *Zeit*. Nach der Absetzung Samhabers entwickelte er sich neben Tüngel zum zweiten wichtigen Leitartikler der Wochen-

zeitung. Vor der NS-Herrschaft hatte er sich ins Exil nach Liechtenstein zurückgezogen, war dann kurz nach dem Krieg nach Hamburg gekommen. Nach kurzer Zeit wurde er bereits als fünfter Teilhaber bei der *Zeit* aufgenommen⁵³. Friedlaender vertrat als stellvertretender Chefredakteur einen Nationalismus der liberal-konservativen Linie, wie er ihn in einem seiner Leitartikel definierte. Er lehnte einen egoistischen, imperialistischen Nationalismus genauso ab wie einen gegen Volk und Nation sturmlaufenden Antinationalismus. Aus diesem Verständnis von nationalem Denken war es für ihn selbstverständlich, das an Deutschen begangene Unrecht mit den gleichen Rechtsmassstäben zu messen wie das Unrecht, das vorher von Deutschen begangen worden war.⁵⁴ Aus dieser gemässigten Position heraus unternahm er es nun, beharrlich auf die zahlreichen Ungerechtigkeiten, die Deutschland nach dem Krieg zu erdulden hatte, hinzuweisen. Vor allem klagte er die Demontagepolitik der Alliierten und die französische Saarpolitik an. Friedlaender griff auch wiederholt innenpolitische Themen auf, sinnierte über den Gehorsam der Deutschen⁵⁵ und versuchte, den Deutschen die Demokratie näher zu bringen. Immer hielt er dabei Mass, und auch er fungierte so als Gegenpol zu Tüngel.

Ein weiterer prägender Redakteur der frühen Jahre war Josef Müller-Marein. Er wurde von Lorenz bereits 1946 zur *Zeit* geholt. Hierfür gab er eine beginnende Musiker- und Kapellmeisterkarriere in Lübeck auf und widmete sich von nun an einer Reihe von Reportagen aus dem zerstörten Deutschland, in denen er stilistische Mittel wieder aufgriff⁵⁶, die er schon in seinen billigen Landserromanen verwendet hatte. In diesen hatte er Göring in seiner Genialität mit Napoleon verglichen, Engländer wie Franzosen der Kriegstreiberei und Feigheit bezichtigt und den Krieg heroisiert, das Sterben verniedlicht. Aus dem Konzert der Kanonen: «Bum – bum – bum! Tack – tack – tack!»⁵⁷ des Jupp Müller-Marein wurde nun das Bum-bum-bum der grossen Trommel in den empfindsamen Reportagen des Jan Molitor – diesmal gespielt beim Festzug der niedersächsischen Schlachterinnung⁵⁸. Auch die Engländer, die nun die Luftbrücke nach Berlin unterstützten, kamen auf einmal gut weg: «Wie heisst es? Dass die Briten nicht organisieren könnten? Sie zeigen es bloss nicht so.»⁵⁹ Von schneidigen Offizieren und dem heissen Stahl der eisernen Vögel zeigt sich der Autor jedoch beeindruckt wie eh und

je⁶⁰. Bereits in den 50er und 60er Jahren wurde Müller-Marein von ultrarechter Seite der Vorwurf gemacht, auch er sei linientreuer Nationalsozialist gewesen⁶¹. Diesen Vorwürfen trat er 1962 mit der Feststellung entgegen, er sei nie in der Partei Mitglied gewesen und habe nie für ein nationalsozialistisches Blatt geschrieben. Als Kriegsberichter sei er zur Luftwaffe eingezogen worden, und von einer Entnazifizierungskammer sei er weder als Betroffener noch als Mitläufer eingestuft worden⁶². Die Wahrheit dürfte dennoch irgendwo zwischen Mitläufertum und Opportunismus liegen.

Der Berichterstattung über das internationale Nürnberger Militärtribunal und die Nürnberger Nachfolgeprozesse räumte die *Zeit* von Beginn an viel Platz ein. Bei den Dachauer Prozessen, in denen 1946/47 die meisten Todesurteile verhängt wurden und wo der berühmt-berüchtigte Malmedy-Prozess stattfand, hielt sie sich dagegen stark zurück⁶³. Tüngel begrüßte prinzipiell, dass die Alliierten den deutschen Kriegsverbrechern den Prozess machten, und hob hervor, wie weit die Angeklagten mit ihrer Verteidigungsstrategie gehen durften⁶⁴. Friedlaender betonte die Wichtigkeit der Prozessführung durch unabhängige Gerichte und warnte vor dem Bedürfnis der Deutschen, in einem revolutionären Akt Rache an den Schuldigen zu nehmen⁶⁵. Gleichzeitig prangerte er diejenigen an, die übereifrig Berufsverbote gegen Ärzte forderten, deren Entnazifizierungsverfahren bereits abgeschlossen waren und denen die Besatzungsmächte das Praktizieren nicht verboten hatten. In diesem Fall plädierte er für eine Generalamnestie, ohne die es keinen Frieden geben könne⁶⁶. Das Nürnberger Urteil kommentierte die *Zeit* mit der Bemerkung, dass das Erlebnis in Nürnberg hoffentlich mehr als eine Generation dafür Sorge, dass der Einzelne gegen Machtmissbrauch aufstehe.⁶⁷

Während es also keinen Zweifel an der Notwendigkeit von Kriegsverbrecherprozessen und an der Gerechtigkeit des IMT-Urteils gab, stiess man sich an der Neuschaffung rückwirkender Rechtsgrundsätze. Wie Janssen bemerkt, verschwendete die *Zeit* keinen Gedanken daran, dass mit dem Kontrollratsgesetz Nr. 10 der Alliierten neues Recht, einzigartig wie die zu verurteilenden Verbrechen, geschaffen wurde. Stattdessen referierte der Heidelberger Rechtsprofessor Eduard Wahl⁶⁸ auf der ersten Seite darüber, inwiefern die Alliierten den römischen Rechtsgrundsatz *nulla poena sine*

lege verletzt, weshalb das IMT-Urteil nicht auf anerkannten Grundlagen des Völkerrechts beruhe.⁶⁹ Wie Tüngel wandten sich alle politischen Schreiber der *Zeit* von Anfang an gegen den Vorwurf der Kollektivschuld. Bucerius betrachtete die Aussage Görings, er habe nichts über die Massentötungen gewusst, vor allem unter diesem Gesichtspunkt. Die einzige Verteidigung der Deutschen sei, zu sagen, die Masse habe nichts davon gewusst. Wenn jetzt aber Göring offensichtlich die Unwahrheit sage, glaubten die anderen der Verteidigung der Deutschen nicht mehr. «So schlagen diese Männer noch am letzten Tage auf das deutsche Volk hernieder, das ihnen nur zu gläubig gefolgt ist»⁷⁰.

Nach dem IMT-Urteil verändert sich die Haltung der *Zeit* gegenüber der Alliierten Gerichtsbarkeit. Das liegt vor allem an ihrem Korrespondenten, der über die elf Nürnberger Nachfolgeprozesse berichtet. Hans-Georg von Studnitz stammte aus einer Familie, die dem schlesischen Uradel angehörte. Über seine streng konservative Prägung schrieb er in seiner Autobiografie «Seitensprünge»: «Am Ausgang meines Lebens bin ich dankbar dafür, dass wir autoritär erzogen wurden, auf dumme Fragen ebensolche Antworten erhielten, unsere Eltern, Grosseltern und Lehrer nicht nur lieben, sondern auch fürchten lernten»⁷¹. Er brach vor dem Abitur die Schule ab und machte zwischen 1923 und 1926 eine Lehre bei der Norddeutschen Bank in Hamburg und bei der Banco de Chile y Alemania in Valparaiso. Nach einem kurzen Intermezzo bei der Hapag nutzte er des Grossvaters gute Verbindungen zu Hugenberg und begann 1931 bei der Scherl-Zeitung *Der Tag* ein Volontariat. Nachdem er sich im März 1933 das einzige Mal in seinem Leben, «dem Zeitgeist entsprechend, progressiv verhalten»⁷² hatte und in die NSDAP eingetreten war, schrieb er für alle Zeitschriften des Scherl-Verlages, vor allem für den *Berliner Lokal-Anzeiger*, den Prototyp der demokratiefeindlichen, nationalistischen Hugenberg-Presse⁷³. Für diese Zeitung war Studnitz als Auslandskorrespondent tätig, bevor er 1939 für die Informationsabteilung des Auswärtigen Amtes unter Ribbentrop verpflichtet wurde. Im Januar 1940 geht er in die Niederlande, wo er die Invasion der Deutschen am 10. Mai erlebt. Er pflegt engen Kontakt zur Deutschen Gesandtschaft, einem Agentennest⁷⁴, bestreitet später aber, jemals für Canaris' «Abwehr» tätig gewesen zu sein⁷⁵. Er mag kein Agent gewesen sein, Antisemit war er allemal.

1941 schrieb er über die Berater des amerikanischen Präsidenten unter der Überschrift «Der Jude Roosevelt» im *Berliner Lokal-Anzeiger*, «Die Männer, mit denen Roosevelt Strategie erörtert, sind die gleichen, deren Vorfahren einst trockenen Fusses das Rote Meer zu kreuzen wussten. Es sind die Männer, die weder die Geschwindigkeit eines Schiffes, eines Flugzeugs, eines Geschosses kennen, sondern nur die Geschwindigkeit der Füße, auf denen sie sich bewegen. Sie kennen die Preise in aller Welt und ausser diesen nur ein Gefühl: *die jüdische Angst*». ⁷⁶ Diesen «ausgezeichneten Mitarbeiter» würdigte Tüngel später mit den Worten: «Wir waren, glaube ich – dank ihm [Studnitz] –, die einzige Zeitung, die über die damaligen Nürnberger Prozesse ungehindert, frei und kritisch schreiben konnte». ⁷⁷

In seiner Berichterstattung von den Nachfolgeprozessen machte sich Studnitz daran, seine ehemaligen Kollegen aus dem Auswärtigen Amt zu verteidigen. Seiner Auffassung nach war es das Ziel der Prozesse, die Führungsschicht in Deutschland vor aller Welt zu kompromittieren und letztlich zunichte zu machen. «Nürnberg sollte die Elite des deutschen Volkes treffen und die Deutschen zu einer führungslosen Herde machen» ⁷⁸. Hiergegen galt es zu kämpfen. Während er nichts gegen Urteile für Massenmörder wie Ohlendorf einzuwenden hatte und sogar bemerkte, wie die Anklage zwar mit Schärfe, aber frei von Gehässigkeit vorgetragen wurde ⁷⁹, bemängelte er in den anderen Prozessen die falsche Herangehensweise des Gerichts. Er rechnete die Verbrechen der Nationalsozialisten mit dem begangenen Unrecht der Alliierten auf und protestierte gegen Drohungen und Einschüchterungen von Zeugen durch das Gericht oder gegen die Verhaftung von Anwälten wegen Nichtachtung des Gerichts. Vor allem kam er immer wieder auf die Prozessführung zu sprechen. Er meinte, das Gericht würde im Wilhelmstrassenprozess die gesamte deutsche Berufsdiplomatie zu diskreditieren suchen, obwohl Beamte wie Weizsäcker trotz nominell hoher Ränge so gut wie keinen Einfluss auf Ribbentrop gehabt hätten. Besonders empörte Studnitz sich darüber, dass Hauptverantwortliche wie der Unterstaatssekretär Friedrich Gaus durch ihre Aussagen als Kronzeugen andere schwer belasteten, während sie selbst straffrei ausgingen ⁸⁰. Für die *Zeit* war Weizsäcker, dem 1938 die Münchener Konferenz zu verdanken war, ein Symbol des zu Unrecht angeklagten Deutschland. Er habe alles

in seiner Macht Stehende getan und gegen das verbrecherische Regime gewirkt. Gräfin Dönhoff meinte, man könne ihn nicht verurteilen, nur weil er im Amt geblieben war. Man könne nur verändern, wenn man Mitspieler sei⁸¹.

Im IG-Farben-Prozess beklagte Studnitz zunächst, dass im IG-Haus einquartierte Flüchtlinge ungehindert Akten vernichtet hätten. Sein Plädoyer für Krauch & Co., die schliesslich wegen der Ausbeutung von Zwangsarbeitern verurteilt wurden, gipfelt in einer Absonderlichkeit: «In jedem Fall aber ist es beschämend, dass der grösste und angesehenste deutsche Industriekonzern, dazu noch der Erzeuger von Mitteln, die die Menschheit von Geisseln wie der Malaria und der Schlafkrankheit befreit haben, im Zusammenhang mit Dingen genannt wird, die zu den fürchterlichsten Greueln der abgelauenen Epoche gehören. (...) Es geht hier nicht um einzelne Industrielle und Kaufleute, sondern um die Sauberkeit eines in der ganzen Welt berühmten deutschen Firmennamens!»⁸² Im Krupp-Prozess war es die *Zeit*, die durch ihren Korrespondenten dafür sorgte, ein weit verbreitetes Vorurteil der Deutschen zu zementieren. Wiederholt zitierte Studnitz den Verteidiger Alfred Krupps, dieser habe die «strafrechtliche Erbfolge»⁸³ für seinen nicht mehr vernehmungsfähigen Vater angetreten.

Parallel zu Studnitz' Kampagne wirkte auch Tüngel sehr engagiert. Er verlegte sich auf einen persönlichen Kleinkrieg mit Robert Kempner, dem strengsten der Nürnberger Ankläger. Kempner stammte aus einer Freiburger Arztfamilie. Nachdem er im Ersten Weltkrieg als Freiwilliger gedient hatte, studierte er Jura und fand danach eine Anstellung im Referat für rechtsradikale Umtriebe im preussischen Innenministerium. 1933 musste er daher in die USA emigrieren. Im Januar 1948 hob Tüngel mit seiner Beschwerde über Kempner an, den er indirekt einen Menschenjäger nannte⁸⁴. Grösse zeigte er, als er in der darauffolgenden Ausgabe die Gegendarstellung des Presseoffiziers George S. Martin abdruckte, der Tüngel Punkt für Punkt widerlegte. Seine Antwort auf diese Gegendarstellung fiel jedoch bemerkenswert flach aus; Tüngel verlegte sich schliesslich auf die Beleidigung Martins⁸⁵. Einige Zeit später richtete er seine Angriffe wieder direkt gegen Kempner und warf ihm zum wiederholten Male die Einschüchterung von Zeugen vor⁸⁶. Auf dem Höhepunkt seiner Hasstiraden forderte Tüngel: «Einem Schädling

muss das Handwerk gelegt werden»⁸⁷. Er bezichtigte Kempner, Staatssekretär von Weizsäcker «ins Gefängnis und in den Tod getetzt»⁸⁸ zu haben. Auch die Entgegnung Kempners in der *Frankfurter Rundschau* druckte Tüngel ab: «Mir ist es als ehemaligem Hauptankläger der Nazi-Diplomaten in Nürnberg stets eine Ehre, von der *Zeit* angegriffen zu werden. (...) denn die *Zeit* hat sich ständig für Verbrecher eingesetzt (...)»⁸⁹. Verdrehung der Tatsachen, verteidigte sich Tüngel. Die Frankfurter Anwaltskammer solle Kempner nicht länger in ihren Reihen dulden.

Tüngel tat sich später für seine 1958 erschienenen, nationalchauvinistisch gefärbten Erinnerungen «Auf dem Bauche sollst du kriechen (...) Deutschland unter den Besatzungsmächten» mit Hans Rudolf Berndorff zusammen, einem in den dreissiger und vierziger Jahren populären Autor von Seeräuberpietäten und «Erlebnisberichten» aus dem besetzten Frankreich⁹⁰. Berndorff hatte zudem die Vorlagen geschrieben zu UFA-Filmen wie «Und du mein Schatz fährst mit» (1936) und dem Krimi «Shiva und die Galgenblume», dessen Dreharbeiten in Prag 1945 abgebrochen werden mussten und der als «letzter Film des Dritten Reiches» gilt.

Die deutsche Öffentlichkeit kam nach den Kriegsverbrecherprozessen nicht zur Ruhe. Die Verurteilten sassen nun im US-War Criminal Prison No. 1 in Landsberg lange Haftstrafen ab oder warteten auf ihre Hinrichtung. Diese wurde in vielen Fällen immer wieder durch Petitionen und Überprüfungen durch Gnadenausschüsse hinausgezögert und verschoben. Den Landsberger Häftlingen wurde in der deutschen Presse viel mitfühlende Aufmerksamkeit zuteil, oft gab es reisserisch aufgemachte Berichte über die Härte der Besatzungsmächte und über ihre Verfehlungen⁹¹. Langsam, erst recht mit der Verabschiedung des Grundgesetzes, setzte sich die allgemeine Forderung nach einer Begnadigung der Gefangenen durch. Im Frühjahr 1951, dem Höhepunkt der Diskussion in Deutschland um Gnadenkommission und Hinrichtungen, meldete sich auch die *Zeit* zu Wort. Es wurde festgestellt, dass McCloy meist Gnade walten lassen, dennoch könne man nicht zufrieden sein. Es gehe nicht darum, dass Verbrecher straffrei davonkommen könnten. Man müsse aber die langjährigen seelischen Folterungen der Todeshäftlinge und die durch Folterung erzielten Geständnisse im Malmedy-Prozess be-

rücksichtigen. Demzufolge könne die einzig richtige Lösung nur sein, die Urteile aufzuheben und neue Verfahren einzuleiten. Der Hinweis auf die Abschaffung der Todesstrafe in der Bundesrepublik führte zur Feststellung, es sei sogar zu spät, die wirklich Schuldigen zu töten⁹².

Marion Gräfin Dönhoff wunderte sich über die Aufrührerstimmung in Deutschland. Sie stellte noch einmal die sieben Verurteilten vor, deren Todesurteile nicht aufgehoben worden waren, und wies darauf hin, dass 1945 angesichts ihrer Verbrechen niemand in Deutschland sich gegen ihre Hinrichtung ausgesprochen haben würde. Die scheinbare Sinnes Wandlung der Deutschen liege jedoch nicht in ihrem unverwüstlichen Nationalismus. Der Grund hierfür sei vielmehr die Erfahrung der Prozesse, in denen der Kollektivschuldvorwurf aufkam und die Alliierten Richter und Ankläger zugleich waren. Hierdurch hätte sich zwangsläufig ein dumpfes Gefühl der Skepsis und Opposition der Deutschen bemächtigt. Dies rechtfertige jedoch nicht das Versenden von Drohbrieffen an einen ausgewiesenen Freund der Deutschen, John McCloy⁹³. Zwei Jahre nach der Glanzzeit Studnitz' schlug die *Zeit* in der Kriegsverbrecherfrage wesentlich moderatere Töne an. Ausserdem deckte sie grosse Ungerechtigkeiten auf⁹⁴. Immer noch wurde aus einer strikt nationalen Position argumentiert, die Verfahrensführung weiterhin kritisiert. Und immer noch hinkte der Vergleich vom unschuldig verurteilten deutschen Kanonenkönig mit der amerikanischen Rüstungsindustrie?⁹⁵ Drastische Fehleinschätzungen, wie sie in anderen Blättern zu finden waren, suchte man jedoch vergeblich.

Auf anderem Gebiet holte Tüngel mit neuen publizistischen Freunden aber schon zu weiteren journalistischen Tiefschlägen aus. Seit 1949 verkehrte in der Redaktion Walter Petwaidic von Fredericia, den Dönhoff sofort als NS-Mann entlarvte⁹⁶. Petwaidic hatte vor und während des Krieges für einschlägige NS-Blätter geschrieben, weshalb er in der *Zeit* nur unter dem Namen Fredericia publizierte. Studnitz traf hier einen alten Freund aus der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes wieder. Er erinnerte sich noch in hohem Alter gern an den Kollegen, der in diesem «brain trust» eine glänzende Feder mit Einsichten verband, die im Amt nicht gerade häufig gewesen seien.⁹⁷ Nachdem Fredericia sich zunächst über Sartres existenzialistisches Denken zu Helmut Plessners Psychologie des Lachens

und Weinens vorgetastet hatte, nahm er sich im Oktober 1950 zur Aufgabe, den umstrittenen Staatsrechtslehrer Carl Schmitt durch eine Rezension zu würdigen und aufzuwerten⁹⁸. Nicht ohne Gehässigkeit stellte Fredericia kurze Zeit später fest, dass US-Gerichte sich ausserstande sahen, zwei amerikanische Mörder nach gleichen Richtlinien abzuurteilen wie die deutschen Kriegsverbrecher.⁹⁹ Auch befasste er sich noch einmal mit der Problematik der rückwirkenden Strafgesetzgebung in Nürnberg¹⁰⁰.

Noch ein Bekannter von Studnitz bekam ein Forum in der *Zeit*. SS-Obersturmbannführer a.D. Dr. Paul Karl Schmidt war vormals Chef der Presseabteilung im Auswärtigen Amt und somit der direkte Vorgesetzte des Gerichtsreporters gewesen¹⁰¹. Bewundernd erinnert sich dieser, wie Schmidt die Presseabteilung auf Vordermann brachte und mit seinem neu geschaffenen Informationsapparat für das AA sogar Goebbels eifersüchtig machte, der daraufhin die Presseabteilung seinem Ministerium eingliedern wollte¹⁰². Dieser Hochgelobte durfte 1954 unter dem Pseudonym P.C. Holm in einem «Düsteren September-Gedenken» Deutschland als Opfer der Stalinschen Kriegstreiberei darstellen¹⁰³.

Ein starker Auflagenrückgang stürzte die *Zeit* Anfang der fünfziger Jahre in eine Finanzkrise, die das Blatt fast in den Konkurs trieb¹⁰⁴. Bucerius, mittlerweile CDU-Bundestagsabgeordneter, beschaffte im April 1951 einen rettenden Kredit und wurde im Gegenzug Mehrheitsgesellschafter der *Zeit*.¹⁰⁵ Zudem übernahm der nun liquide Kaufmann Bucerius die Mehrheit am *Stern*. Mit den Gewinnen aus diesen Anteilen konnte er die bis zur Mitte der siebziger Jahre defizitäre ZEIT quersubventionieren. Derweil verschlechterte sich das Verlagsklima im kritischen wirtschaftlichen Umfeld weiter. Schon länger hatten einige in der *Zeit* besorgt den durch Tüngel und seine Kumpane verantworteten Rechtsdrall ihres Blattes notiert. Neben Gräfin Dönhoff schaltete sich dann auch Bucerius ein und ernannte, als redaktionelles Gegengewicht zu Tüngel, Müller-Marein am 1.1.1954 zum Chef vom Dienst.

Am 29.7.1954 platzte dann die Bombe: Auf Seite Drei der *Zeit* erschien ein Artikel von Carl Schmitt, mit einem Vorwort von Tüngel. Schmitt, dem man nach 1945 vorwarf, mit seinen Schriften zu einer pseudo-juristischen Rechtfertigung des «totalen Führerstaates» beigetragen zu haben, war für den Grossteil der Redaktion eine *per-*

sona non grata in der *Zeit*. Marion Dönhoff brach sofort den Urlaub ab, versuchte noch eine Aussprache mit Tüngel, dann verliess die Politikchefin die *Zeit* resigniert und begann ein Praktikum beim Londoner *Observer*.

Die Lage spitzte sich weiter zu. Schmidt di Simoni und Tüngel vereinbarten eine Kooperation mit dem expansionshungrigen *Spiegel*-Herausgeber Rudolf Augstein und seinem Mitinhaber John Jahr, wogegen Bucerius im November 1954 gerichtlich einschritt. Dann brachte Müller-Marein einen Artikel, der sich kritisch mit dem amerikanischen Kommunisten-Jäger McCarthy befasste. Tüngel schien vor Wut zu platzen und beurlaubte Müller-Marein im Januar 1955. Nach einigen fruchtlosen Schlichtungsversuchen kam es zum endgültigen Bruch zwischen Bucerius und Tüngel, der Mitte 1955 abberufen wurde. Die Schiedsverfahren und Zivilprozesse um die *Zeit* dauerten anschliessend noch fast zwei Jahre¹⁰⁶. Am Ende hiess es: «Das Unternehmen selbst kann nur demjenigen zugesprochen werden, der es unter Einsatz seines persönlichen Vermögens und seiner Fähigkeiten in Zeiten der Not am Leben erhalten hat.»¹⁰⁷ Bucerius bekam somit die *Zeit*. Augsteins Plan, sie an den *Spiegel*-Verlag anzugliedern, war gescheitert. «Nach dem Tag des Schiedsspruchs trug er [Augstein] eine Hand im Verband. Er hatte sich verletzt, als er voll Wut mit einem Brieföffner in einen Polstersessel stechen wollte.»¹⁰⁸

Schon 1955 hatte Bucerius Gräfin Dönhoff und Müller-Marein zurück nach Hamburg geholt. Von 1957 an, nach Ende des Gerichtsverfahrens, fungierte der Rheinländer und Kapellmeister «Jupp» Müller-Marein auch offiziell als Chefredakteur. Dönhoff leitete wieder das Politikressort und gab der *Zeit* die bis heute gültige hanseatisch-liberale Orientierung. In dieser Tradition schrieb auch Karl-Heinz Janssen 1995 seine grosse Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum der *Zeit*. Er ordnete die gesamte Geschichte des Blattes dem Mythos der grossen unabhängigen, im besten Sinne des Wortes liberalen Wochenzeitung unter, der auch der national gesinnte – zugegebenermassen oft überzogene – Protest zum Ruhm gereiche. In einer für die deutsche Presselandschaft ungewohnten Offenheit behandelte er in seiner offiziellen Geschichtsschreibung auch die für die *Zeit* unbequemen Charaktere und Kapitel, dies allerdings in leicht geglätteter

ter Form. Eine gültige kommunikations-wissenschaftliche Monographie zu den Anfängen der *Zeit* steht bis heute aus.¹⁰⁹

Die Wende der Redaktionspolitik war Bucerius und Gräfin Dönhoff zu verdanken, aber eine rechtskonservative Wochenzeitung hätte in der Bundesrepublik auch kein grosses Leserpublikum gefunden, wie die Entwicklung etwa des *Rheinischen Merkur* zeigt. Somit betrieb Bucerius den politischen Kurswechsel auch aus handfestem wirtschaftlichem Kalkül. Das ausgedehnte Rasonnieren in endlosen Leitartikeln verweist als Stilkonstante immerhin noch auf das unruhige Anfangs Jahrzehnt.

Nils Minkmar

Die doppelte Wundertüte

Wie Henri Nannen den «Stern» erfand

«**Gelungen war es Henri Nannen** schon 1965, einen der bekanntesten deutschen Markenartikel herzustellen und bei einer Zeitschrift ist das besonders schwer: Sie soll ja über Jahre und Jahrzehnte hin als Marke erkennbar sein, obwohl sie Heft für Heft einen total anderen Inhalt hat, anders als die blaue Dose mit Nivea Creme.»¹

Diese Erkenntnis Wolf Schneiders in seiner «Grüner und Jahr Story» aus dem Jahr 2000 ist in wichtigen Punkten unvollständig: Der *Stern* war bereits Ende der dreissiger Jahre ein in ganz Deutschland bekannter Markenartikel mit rund einer Million Lesern. Nicht Henri Nannen hat ihn erfunden, sondern der damals für den Ullstein Verlag in Berlin tätige Publizist Kurt Zentner, der nach dem Krieg vor allem als Sachbuchautor bekannt wurde.

Die frühe Geschichte des *Stern*² die Geschichte vor 1948, als Henri Nannen auf den Plan tritt, dessen unvergleichliche Gabe zum Prägen von Anekdoten die Geschichtsschreibung bis heute dominiert, ist weitgehend unbekannt. Das mag daran liegen, dass die Nannen-Version des bundesrepublikanischen Selfmademan, des Prototyps der publizistischen Gründergeneration nach der «Stunde Null», später einer der bekanntesten Publizisten des Landes, einfach zu verführerisch war. So kommt es wohl, dass sich die Passagen über die NS-Zeit Henri Nannens in Schneiders Buch so seltsam verknüpft lesen, als habe der Autor die Luft angehalten, um dann im Zusammenhang mit der Srem-Gründung, endlich, über Nannen schreiben zu können: «1913 in Emden geboren als Sohn eines Kriminalkommissars, Studium der Kunstgeschichte. Einer der Sprecher in Leni Riefestahls Olympiafilmen. Die letzten Monate des Zweiten Weltkriegs als Leutnant der Luftwaffe in Italien, bei einer Propaganda-Kompanie namens Südsterne, die den nicht sehr aussichtsreichen Auftrag hatte, durch Flugblätter die Kampfmoral der amerikanischen Soldaten zu untergraben.»³ Darauf folgt ein symbolisch höchst interessanter Ab-

satz, und der Text setzt im Jahr 1948 wieder ein, als Nannen die Jugendzeitschrift «Zickzack» übernimmt und sie «unter starker Strapazierung des Lizenzrechts der Besatzungsmächte, zum 1. August 1948 in den *Stern* verwandelt». Es passt zum Bild, das Henri Nannen so gern von sich vermittelte: das des publizistischen Magiers, der aus einem Jugendblättchen über Nacht die grösste europäische Illustrierte macht, des journalistischen Husaren, der mit den Obrigkeiten pfiffig umzugehen weiss, wenn es gilt, seiner Stimme Gehör zu verschaffen.

Aber ein im Jahre 2000 erscheinendes Buch darf sich nicht damit begnügen, die Selbstdarstellungen Nannens zu referieren. Nicht nur, dass im oben zitierten Absatz die Zeit von 1936 bis 1945 fast völlig im Dunkeln bleibt, auch die wichtigen drei Jahre zwischen Kriegsende und Sferw-Neugründung bleiben unerwähnt. Dabei bilden sie doch die entscheidende Vorgeschichte für das journalistische «Wunder von Hannover», der quasi über Nacht erfolgten «Verwandlung» von «ZickZack» in den *Stern* durch den jungen Henri Nannen. Und völlig unbeantwortet bleibt die Frage, woher er in dieser Nacht plötzlich die Ideen für eine «moderne Illustrierte» nahm.

Die «Gruner und Jahr Story» Schneiders wirft, wenn man sie mit einem Sinn für die heiklen Episoden deutscher Unternehmensgeschichte liest, weit mehr Fragen auf als sie Antworten gibt. Gerade die Geschichte des *Sterns* lässt es angebracht erscheinen, auch in der Pressegeschichte endlich vom Mythos der «Stunde Null», den Bertelsmann-Gründer Mohn noch zum Abschied für Gert Schulte-Hillen am 27. Oktober 2000 in den Hamburger Deichtorhallen beschwor, Abschied zu nehmen.

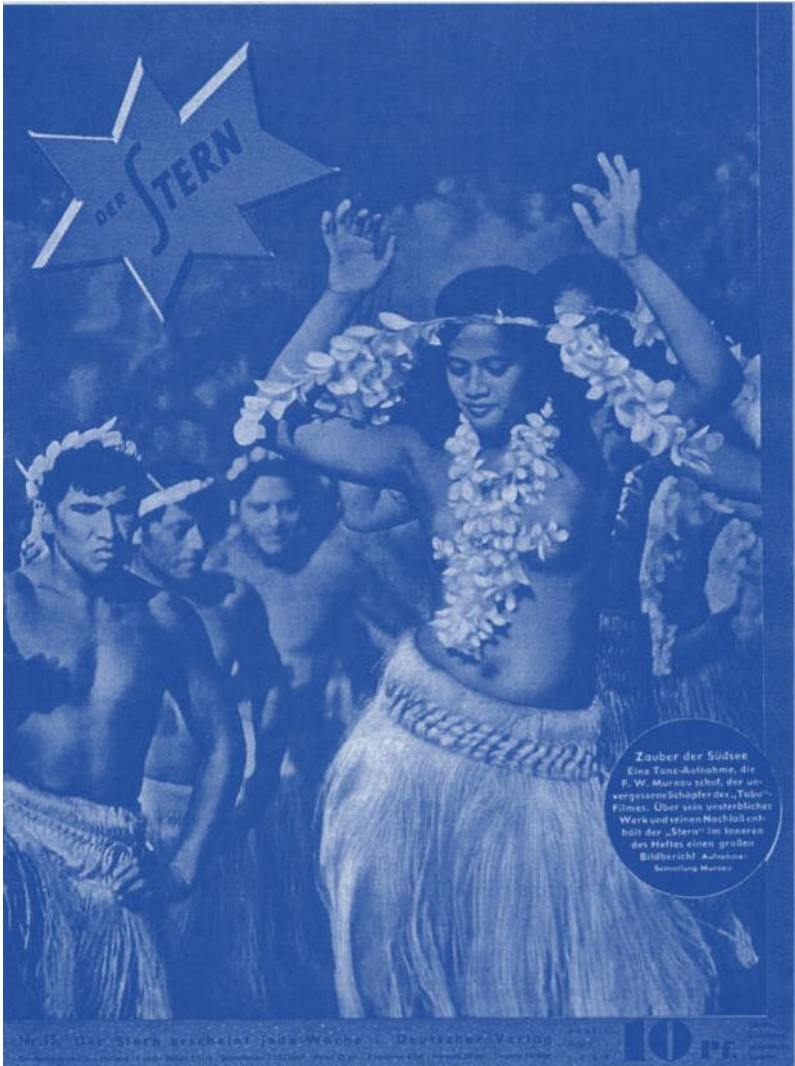
Kontinuitäten gab es auf Seiten der Journalisten. Aber die Kontinuitäten in den Konsumgewohnheiten, im journalistischen Geschmack und sogar in der Weltanschauung bestanden natürlich auch auf Seiten des Publikums weiter. Das Nachkriegspublikum war seit den zwanziger und dreissiger Jahren an einen von Markenartikeln geprägten Massenmarkt mit den damit einhergehenden Werbestrategien gewöhnt, kannte Nivea und Coca Cola. Marken von Ford bis Maggi und den beliebten Singer-Nähmaschinen waren, soviele Jahrzehnte vor der No Logo-Bewegung, ein entscheidender Teil der Alltagskultur, wie es ja auch die Romane und Echolot-Projekte von Walter Kempowski so treffend dokumentieren. Und zu den bekann-

ten Markenartikeln unter den Illustrierten zählte der *Stern*. Es ist naiv anzunehmen, dieser Status sei innerhalb weniger Jahre und gleichsam aus dem Stand zu erreichen gewesen.

Rekapitulieren wir die knappen Fakten, die wir von der frühen Geschichte des *Sterns* kennen: Sein Erfinder Kurt Zentner wurde in Metz geboren, promovierte in Leipzig und arbeitete anschliessend im Ullstein-Verlag als Bildredakteur und Chef vom Dienst der «Berliner Illustrierten». 1936 konzipierte er das überwältigend erfolgreiche Olympia-Sonderheft, von dem 800'000 Exemplare verkauft wurden. Zur Belohnung und zur Weiterbildung schickte ihn der Verlag in die Vereinigten Staaten, wo er ein Jahr lang das amerikanische Zeitungswesen, insbesondere die Machart der dortigen Magazine studieren durfte. 1938 machte er sich daran, seine Erkenntnisse in die Praxis umzusetzen und ein modernes, illustriertes Magazin für den deutschen Markt zu entwickeln. «Der *Stern*» fiel auch für Kurt Zentner nicht vom Himmel, sondern war das Ergebnis einer höchst professionellen Entwicklungsarbeit, die sich an amerikanischen Vorbildern orientierte – und die zehn Jahre vor Nannens Lizenzerteilung in Hannover stattfand. Der Erfolg blieb nicht aus: Zentners *Stern* hatte eine sensationelle Auflage von 750'000 Stück, vorsichtig geschätzt wären das, wenn man die grösseren Familien und Haushalte berücksichtigt, mindestens drei Millionen Leser. Nach Kriegsbeginn erschien der *Stern* dann noch einige Monate, bis der Verlag das Blatt 1940 durch das Magazin «Kristall» ersetzte, das weit mehr auf die Zielgruppe der Soldaten abgestimmt war.

Nun stellt sich die Frage, ob es sich hier nicht bloss um eine mehr oder weniger zufällige Titelgleichheit handelt. Anders gefragt: Was macht eigentlich den *Stern* zum *Stern*? Gibt es ein charakteristisches Konzept des Blatts und womöglich eine spezifische «Optik», die auch dann noch erkennbar bleiben, wenn Verlag und Redaktion wechseln? Woran würde ein Leser, der den *Stern* der dreissiger Jahre gelesen hat, ihn zehn Jahre später wiedererkennen?

Es ist nicht nur der Name. Der gesamte Auftritt des Zentner-Blatts, das macht schon ein flüchtiges Durchblättern klar, gleicht dem des Nachkriegsstroms, zumindest in dessen Phase von Kriegsende bis Mitte der sechziger Jahre, als er dann zunehmend Züge eines linksliberalen politischen Magazins annahm.



Zauber der Süde
 Eine Tonaufnahme, die
 F. W. Murnau schuf, der un-
 vergessenswürdigster des „Tabu“-
 Filmes. Über sein unsterbliches
 Werk und seinen Menschlichkei-
 tssinn der „Stern“ im Inneren
 des Heftes einen großen
 Bildbericht. Aufnahme
 Sammlung Murnau

„Der Stern“ erscheint jede Woche. Deutscher Verlag. 10 Pf.

Nackte Haut mit höherem Anspruch: der *Stern* vom April 1939

DER STERN

**Der Führer
im Kreise der
Künstler**
—Im Gespräch mit
der ersten Solotän-
zerin der Berliner
Staatsoper, Marion
Eichfeldt, und der
Film-Schauspieler-
in Doris Kreyssler
Foto: H. Hoffmann

Nr. 16. Der Stern erscheint jede Woche - Deutscher Verlag Berlin
Großhermannstr. 15, A. - Holland 30 num. - Italien 1 Lire - Jugoslawien 1,50 Dinar - Preis 28 gr. - Rumänien 6 Lei - Schweden 20 öre - Ungarn 14 Fillér

10 Pf. Für die
Zustellung
erhöhter
Gebühr

«Der Führer im Kreise seiner Künstler».
 Der Titel des *Stern* zu Hitlers 50. Geburtstag am 20. April 1939.

Am auffälligsten ist die Kontinuität der Covergestaltung: Wer das Cover des *Stern* Nr. 25 vom Juni 1939 mit Brigitte Horney sieht und dann das berühmte Nachkriegscover mit Hildegard Knef danebenlegt, meint, zwei Ausgaben derselben Zeitschrift vor sich zu haben. Der Schriftzug «Der Stern» in einem Sternsymbol war das Markenzeichen des alten *Sterns*, und so reüssierte auch Nannens *Stern* im Jahr 1948. Das neue Stern-Logo mit den berühmten unregelmässigen Zacken stammt von Ursula Beckmeier, der Frau des stellvertretenden Chefredakteurs Karl Beckmeier, die es mit der Schere angefertigt hatte. Es war ein neuer *Stern*, doch die Idee, den Titel des Blatts grafisch aufzulösen und mit dem Schriftzug über ein Porträtfoto zu legen, dürfte zumindest ihrem Mann nicht ganz fremd gewesen sein, arbeitete Karl Beckmeier doch vor dem Krieg als Bildredakteur beim Ullstein-Verlag in Berlin – genau wie Kurt Zentner.

Der *Stern* konnte inhaltlich auf Kontinuität setzen, denn auch in der deutschen Film- und Unterhaltungsindustrie gab es keine Stunde Null. Einige der grössten Stars hatten Deutschland beim Machtantritt der Nazis verlassen, aber die, die nach 1933 geblieben sind, die blieben auch in der Nachkriegszeit. Stars wie Heinz Rühmann und Brigitte Horney waren immer noch da, neue kamen dazu, wie Hildegard Knef und die amerikanischen Schauspielerinnen wie Ava Gardner. Von ihrem Glanz lebten die Stern-Geschichten nach dem Krieg wie vor dem Krieg, denn das Interesse des Publikums an ihnen war ja ungebrochen.

Aber der alte *Stern* war mehr als bloss ein Filmblättchen. Er brachte Berichte von den Wagner-Festspielen in Bayreuth und – unter dem Titel «Zwischen Pütt und Bühne» – aus der Bochumer Theaterszene. Er bot Lebenshilfe in den Leserbriefen («Man hört so häufig den Ausdruck platonische Liebe. Woher stammt das Wort?»), Sterndeuterei und natürlich eine Witzseite – «der lachende Stern». Es gab Preisausschreiben und Fortsetzungsromane. Und es gab schon das Stern-Rätsel, bis heute eines der wesentlichen Elemente der Leser-Blatt-Bindung.

Zentner verstand es sogar, nackte Haut ins Blatt zu bringen und dafür auch stets einen kulturellen Vorwand zu finden, sei es in Berichten über Tanzkulturabende in Berlin oder bei einer Reportage über angehende Bäuerinnen, die man in kurzen Hosen abbilden konnte. Immer wieder ist es auch Exotismus, der die Möglichkeit

gibt, Nacktes zu bieten, und wenn die Kultur dazukommt, wird schon mal das Cover frei gemacht. So bringt der Stern 1939 eine barbusige Südseeschönheit auf dem Titelbild, um einen Bericht über den Nachlass des Filmregisseurs F.W. Murnau anzukündigen, aufgeschrieben von dessen Bruder. Welche Kontinuität: Eines der typischsten Merkmale des *Sterns* bis heute sind die Umwege, die sich die Redaktion einfallen lässt, um auf dem Cover nackte Haut mit höherem Anspruch zu zeigen, indem etwa ein Special über Versicherungen mit einem in durchsichtige Verpackungsfolie gehüllten Model illustriert wird.

1939 folgt auf den illustrierten Südseezauber der Teil für die Bildung: ein Bericht über Franz Schuberts «Ahnenheimat Nordmähren». Politische Themen wurden, ganz im Sinne der Goebbels'schen Unterhaltungsstrategie, sehr zurückhaltend behandelt. Hitler ist nur auf einem einzigen Titelbild zu sehen, dem des Heftes, das zu seinem 50. Geburtstag im April 1939 erscheint. Da findet sich auch ein üppig bebildeter Text über den Führer und die Kunst, aber dieses Heft ist eine Ausnahme. Im Monat nach Kriegsausbruch erscheint ein Bericht mit dem Titel «Kulturfilme stellen vor: Deutschlands neue Waffen». Die Redaktion nahm also eine kulturell ambitionierte Tangente über den Dokumentarfilm, um über den Krieg zu schreiben. In der Stern-Sprache hat der Angriffskrieg etwas vom Laufsteg: «Die Männer der Gebirgstruppe tragen eine flotte Kappe, eine bequeme Bluse und eine lederbesetzte Hose.»

Wer den frühen *Stern* liest, stellt fest: Schon 1938 und 1939 war er eine «Wundertüte» für «Lieschen Müller», wie Nannens berühmte Slogans lauten. Dabei kam es immer auf die «Mischung» an, vor allem zwischen E- und U-Kultur, nackte Schönheiten der Südsee – aber aus einem Murnau-Film. Der Zentner-Stern war eine Illustrierte, die der Magie der Stars und der Kraft der Bilder vertraut, aber eben mit «Anspruch», mit Stil und Kultur. Es war genau diese Mischung, später angereichert um eine politisch linksliberale Grundausrichtung, die für Nannen den Erfolg brachte.

Übrigens hat sich Nannen selbst, wenn man seinem Biografen Hermann Schreiber⁵ trauen darf, nicht eindeutig über die Genese des Stern-Konzepts geäußert. Als er 1948 in Hannover von den britischen Presseoffizieren die Lizenz für das Jugendmagazin «Zick-Zack» erhielt, war ihm, so Schreiber, klar, dass das nur ein Übergang

zu ambitionierteren Projekten war. Nannen wollte «bloss eine Startrampe für das Magazin, das er längst im Kopf und in der Schublade hatte, eben für den *Stern*». ⁶ Der feine Unterschied zwischen Kopf und Schublade ist an dieser Stelle möglicherweise sehr bedeutsam.

Doch die Darstellung dieser Zeit der deutschen Pressegeschichte wird auch in Schreibers gründlichem und reflektiertem Buch immer noch von Nannens Anekdoten bestimmt. Eine davon erzählt, wie Nannen einen unerfahrenen britischen Presseoffizier davon überzeugt, dass der Titel «ZickZack» die Demokratisierung gefährde, weil er an die Hitlerjugend und deren «Zicke zacke, zicke zacke, hoi, hoi, hoi» erinnert. Stattdessen müsse man, so erzählte es Nannen gern, jetzt ein wöchentliches, grossformatiges Magazin machen, und das solle man *Stern* nennen: «Einsilbig, deklinierbar und positiv besetzt.»

Der ganze Witz der Anekdote liegt nun darin, dass der naive britische Offizier nicht wissen konnte, dass Nannen den *Stern* bereits «in der Schublade» hat: «Schon am nächsten Tag», so zitiert Schreiber Henri Nannen, «zogen wir unsere Probenummer aus der Schublade, die natürlich längst den Titel *stern* hatte, 16 Seiten zählte und auf dem Titelblatt die junge Hildegard Knef im Heu zeigte.» ⁷ Woher Nannen, der, wie Schreiber eindrucksvoll belegt, in jener Zeit mit dem Organisieren von Papier und Schreibmaschinen mehr als ausgelastet war, das Konzept hatte, lässt die Anekdote im Dunkeln. Bekannt ist hingegen, dass damals kräftig abgekupfert wurde. Die Presse-Pioniere waren stolz darauf: Schon das erste Heft von «Zick-Zack» bestand, so erzählte es Redakteur Günter Dahl Hermann Schreiber, aus «lauter geklauten Beiträgen aus alten deutschen und neueren ausländischen Zeitschriften» ⁸. Welche alte deutsche Zeitschrift wäre besser dazu geeignet gewesen, den *Stern* zu machen, als der *Stern*?

Dass Nannen den Vorgänger immer verschwiegen hat, ist nicht weiter verwunderlich. «Mit dem Stoff seiner Erzählungen ist er umgegangen wie Richard Wagner mit den germanischen Mythen: Er hat sich das herausgepickt, was in sein höchst persönliches Drama passte.» ⁹ So resümiert Schreiber Nannens Hang, die eigene Biografie nach dem Motto «Si non è vero, è bene trovato» zu komponieren. Hermann Schreiber, Jahrgang 1929, kann sich an Zentners *Stern* nicht erinnern. Dass Nannen ihn aber gekannt hat, hält er für «in ho-

hem Masse wahrscheinlich»¹⁰. Nannen habe es ihm oder seinen Mitstreitern der Anfangszeiten, die Schreiber noch alle befragt hat, zwar «nicht gesagt, dass er sich an dieser Illustrierten orientiert hat. Ausgeschlossen kann man's trotzdem nicht.»

Den «Markenartikel Stern» hat Nannen nicht konzipiert, sondern übernommen und, in einem nun demokratischen und international interessierten Gemeinwesen, *relauncht*: Er hat, um bei Schneiders Bild zu bleiben, die allseits bekannte blaue Niveadose genommen und eine eigene weisse Creme hineingefüllt.

Dass der *Stern* dabei nicht sofort eine liberale Grundhaltung an den Tag legte, sondern in den ersten zehn Jahren durchaus ein merkwürdiges Gemisch von populistischen und exkulpativen Berichten über NS-Zeit und Zweiten Weltkrieg brachte, zeigt die lesenswerte Studie von Michael Schornstheimer, in der er insbesondere die Fortsetzungsromane in *Quick* und *Stern* der fünfziger Jahre auswertet. Durchweg fanden sich auch im *Stern* Romane, Artikel und Selbstzeugnisse, die sich mit der jüngsten Vergangenheit beschäftigten, von Verdrängen kann keine Rede gewesen sein, von Aufklärung freilich auch nicht. In den Heften dieser Zeit herrscht eine xenophobe Grundeinstellung, wird die Schuld an den NS-Verbrechen entweder den ausländischen Regierungen oder einigen wenigen NS-Größen angelastet. Viel häufiger aber sind Geschichten zu lesen von der ungerechten Bürde, die auf dem kleinen Mann lastet, der die mythische Kerngestalt aller *Stern*-Erzählungen bildet. Schornstheimer resümiert: «Stalin, Chamberlain, das alliierte Ausland, die ganze Welt, ja sogar Gott, machten sich schuldig, indem sie Hitler, wie man nicht aufhört zu betonen, von Sieg zu Sieg trugen. Freilich gab es Kriegsverbrechen, wie beispielsweise Massaker an Zivilbevölkerung, doch provozierten diese Exzesse ‚eigentlich‘ die grausamen Partisanen.»¹¹ Oder es werden gleich ganz abstrakte Begriffe bemüht. «Wie war es möglich», fragt der *Stern* 1957 in einer Serie über den Reichstagsbrand, «Wie war es möglich, dass ein redliches, arbeitsames Volk von 60 Millionen Menschen auf eine kleine Rotte abenteuerlicher Gestalten hereinfiel? Die Verzweiflung hatte Schuld daran. Die Verzweiflung lag diesem Volk auf der Brust wie ein Mühlstein.»¹²

Vielleicht ist die Leistung Nannens gerade vor diesem Hintergrund, der sehr deutlichen Kontinuität des *Sterns* der Vor- und Nachkriegsjahre, umso klarer einzuschätzen: Auch Nannen ist weder als

publizistisches Genie noch als Anwalt liberaler Themen 1947 vom Himmel gefallen. Er hat sich in einem langen, an Widersprüchen reichen Prozess erst dazu entwickelt.

Dabei kam ihm seine Gabe, den Moment für sich zu nutzen, unzweifelbar zugute. Er verstand es, sich 1955 beim Besuch Adenauers in Moskau vor den Aussenminister von Brentano auf der Kremltreppe in die zweite Reihe des Fotos zu schmuggeln, und hatte den Impuls, sich 1973, wieder im Kreml, beim Foto mit Leonid Breschnew einfach auf dessen Schreibtisch zu setzen.

Als Liberaler, der bei den niedersächsischen Landtagswahlen 1948 sogar in einem aussichtslosen Wahlkreis für die FDP direkt kandidierte, konnte er sich – in einer Partei, die von Erich Mende bis Walter Scheel die gegensätzlichsten Persönlichkeiten beherbergte – publizistisch und politisch in einer maximalen Spannweite bewegen. Ebenso konnte er in den verschiedenen Registern der kulturellen Distinktion agieren, als studierter Kunsthistoriker auftreten, der den Dieben einer Madonnenfigur via *Stern* anbietet, diese zurückzukaufen, und als rücksichtsloser Verkitscher und Vereinfacher. Diese Fähigkeit, Widersprüche zu versöhnen, oder besser, sie clever und pfiffig zu überwinden, ist kennzeichnend für Nannens Art, die Welt gleichsam permanent «augenzwinkernd» zu sehen. Verbunden mit der Ideologie vom kleinen Mann und Lieschen Müller entstand so ein im Kern unpolitischer Populismus, der sich mit den Markterfordernissen beim Betrieb der grössten europäischen Illustrierten ideal ergänzte und sich als äusserst anpassungsfähig erwies. Vielleicht konnte es nur so gelingen, die noch in den fünfziger Jahren mit allerhand antipolnischen Klischees befrachtete Illustrierte zu einer der wichtigsten Stimmen für die Warschauer Verträge zu transformieren, ohne die Stammleser abzuschrecken. Gerade weil Henri Nannen eine so ambivalente Figur war, konnte er solche Widersprüche verkörpern, ohne unglaubwürdig zu werden, gerade darum gilt es aber auch, genauer zu erforschen, auf welchen Grundlagen und mit welchen Mitteln er arbeitete.

Kurt Zentner und Henri Nannen, daran erinnert sich Zentners Sohn Christian, kannten sich gut. Kurt Zentner war nach dem Krieg unter anderem Chefredakteur der *Münchener Illustrierten*, schrieb Sachbücher und arbeitete für Fernsehdokumentationen. Ein halbes Jahr lang war er sogar Nannens Stellvertreter beim neuen *Stern*. Ob

und wie sich die beiden über ihr gemeinsames Kind unterhielten, ist nicht bekannt. In der Familie von Kurt Zentner, der 1974 starb, wurde nur selten über den *Stern* gesprochen. Sein Sohn Christian weiss aber noch: «Meine Mutter hat sich immer ein bisschen aufgeregt, dass der Nannen das nachgemacht hat. Aber meinen Vater hat das nicht interessiert.»¹³

Michael Jürgs

Mystiker auf Sylt

Axel Springer und Hans Zehrer¹

Axel Springer trifft im Sommer 1941 auf Sylt zum ersten Mal seinen Guru, und der 29-jährige aus Altona verliebt sich sofort in den metaphysischen Wortqualm des berühmten Hans Zehrer aus Berlin. So was hat er schon lange gesucht, beim handfesten Vater nie gefunden und bei den väterlichen Freunden auch nicht. Immer wieder hatte Springer seine Bekannten, die Verleger Henry Goverts und Ernst Rowohlt oder auch Ernst von Salomon bedrängt, ihn mit dem Journalisten bekannt zu machen, der sich so viele Jahre in ein ehemaliges Bahnwärterhäuschen in Kämpfen zurückgezogen hatte. Zehrer, zwar zunächst unwillig, irgendeinen reichen Hamburger Jüngling zu treffen, hat genug mit sich selbst zu tun, ist aber nach Auskunft der wenigen, die davon noch berichten können, sofort gepackt vom unbeschriebenen Blatt AS und dessen Suche nach Sinn in sinnloser Zeit. Der Meister hat einen Schüler gefunden und dies nennt er Fügung. Bei ihrem ersten gemeinsamen Spaziergang am Watt sehen die Zurückgebliebenen durchs Fenster nur grosse Gesten des damals 42-jährigen Ex-Chefredakteurs der Zeitschrift *Die Tat*.

Der beschreibt nicht nur die aufregend anregenden Zeiten des Ullstein-Verlages, in dem er mal seine Karriere begonnen hat. Er redet auch über den Tag hinaus, über den deutschen Menschen an sich. Spricht von Religion und Volk, von Vaterland und Führertum, von Philosophie und Schuld. Nicht unbedingt von der eigenen, denn die scheint ihm angesichts der Taten von Hitler & Co. in der Erinnerung immer geringer zu werden. Er hat sich längst mit dem herrschenden System wieder arrangiert. Predigt aber dem jungen Mann von der notwendigen Rückbesinnung auf sogenannte ewige Werte der Nation. Erzählt Springer vom Schweizer Eremiten Nikolaus von Flüe, den Zehrer bei seinem Psychologiestudium in den Schriften C.G. Jungs entdeckt hat. Empfiehlt ihm die Schriften von Mystikern wie Swedenborg, auch Bücher von Balzac. Kann scheinbar schlüssig be-

gründen, warum es in bestimmten Zeiten vom Weltgeist Auserwählte braucht, um die Welt zu verändern.

Irgendwie hat das Axel Springer auch gespürt, aber jetzt bekommt er Argumente. Seine dunklen Gefühle werden in Worte verpackt, in denen er sie erkennt. Kein Wunder, dass er den Mann glühend bewundert, der sie ihm liefert. Er hat mir die Zukunft gedeutet, erzählt er später, und er meint natürlich seine eigene. Vor allem aber hat er sie geprägt, denn Zehrsers Ansichten von Staat, Volk und Gott werden – in Variationen – die des Grossverlegers. Am Strand zu wandern, wo der Blick aufs Meer Unendlichkeit ahnen lässt, über den Sinn des Lebens zu philosophieren, über Gott und das Vaterland, liebt er auch noch dreissig Jahre später. Was dann nicht jedermanns Sache ist. «Das halte ich nicht mehr aus», klagte einmal der alte Burda seinen Söhnen, «mit Axel nachts über die Einheit zu reden. Das müsst ihr mir abnehmen.»

«So wie der zweite Aufstieg Hans Zehrsers ohne Springer nicht zu denken ist, ist auch das Phänomen Axel Springer ohne Hans Zehrer nicht zu erklären», schreibt Ebbo Demant 1970 in seiner analytisch bestehenden Dissertation über den Publizisten Zehrer.

An die Macht gekommen wären die Nationalsozialisten auch ohne ihn, aber der konservative Prophet hat alles getan, um sie an die Macht zu schreiben, wie er Ende 1933 in einem kurzfristigen Anflug von Selbsterkenntnis sogar bekennt: «Im übrigen schäme ich mich immer peinlicher der Arbeit der letzten Jahre, nie wieder!». Die *Tat*-Prediger haben Hitler überhitlert, wie Carl von Ossietzky im November 1932 in der *Weltbühne* lästerte, als man in Deutschland noch lästern durfte. Zehrer, Herausgeber der Zeitschrift und geistiger Mentor des daraus entstandenen *Tat*-Kreises – Ernst Jünger, Otto Strasser, Ernst von Salomon, aber auch Theodor Plivier, Ernst Lemmer, Kurt Schumacher – war einer der effektivsten Propagandisten einer neuen Ordnung mit alten völkischen Mythen, bevor die Nazis ihren Mythos vom Tausendjährigen Reich ausriefen. Ihn einen Salon-Nazi zu nennen ist deshalb erlaubt, obwohl er niemals Mitglied der NSDAP war, denn er hat die Nazis salonfähig gemacht, die braunen Schläger zu Prätorianern stilisiert. Der Solitär marschierte im Geiste immer mit den Kohorten, die dann Deutschland zerstören sollten, aber nie im Gleichschritt, immer voraus.

Es hat ihn deshalb nicht nur in seiner Eitelkeit, sondern vor allem

in seinem Selbstverständnis getroffen, dass ihn die braunen Herren nicht mehr brauchten, als sie es, auch dank seiner Leitartikel geschafft hatten. Dass sie ihm seine Zeitschrift Wegnahmen und damit seine Kanzel, von der aus er zum intelligenteren Teil des Volkes sprach, verzieh er ihnen nie. Enttäuscht verliess er die Hauptstadt, ein Zünder ohne Streichhölzer, nunmehr auf der Suche nach Religion statt nach dem neuen Menschen.

Von wegen allerdings Emigration auf Sylt und sich dort versteckt vor den Häschern, wie es die Zehrer-Legende will, von wegen knapp den SA-Mördern entkommen, die sein politisches Idol Kurt von Schleicher am Schreibtisch erschossen. Er wurde nicht gesucht, niemand hatte ihm verboten, zu schreiben, und Sylt lag nicht aus der Welt. Unter dem allen Informierten bekannten Pseudonym Hans Thomas verfasste er einen Roman «Percy auf Abwegen» und das Drehbuch zum Film «Ein Glas Wasser». Die anderen Nazis wussten immer, wo er war, falls sie ihn wirklich hätten holen wollen. Sie hatten nicht den Eindruck, und der liess sich begründen, dass er zum deutschen Widerstand stossen würde. Darum hatten sie ja auch nichts dagegen, als er 1938 nach Berlin zurückkehrte, Mitglied der Reichsschrifttumskammer wurde und Lektor des Stalling-Verlags, später auch Chef des Unternehmens. Seine jüdische Frau hat er, als das noch ging, nach London geschickt – «emigrieren kann ich zunächst nicht, denn das hiesse, mich ins jüdische Lager hinüberziehen zu wollen, und da sage ich: nein!» –, sich später von ihr scheiden lassen. Er war also im Sinne der herrschenden Ideologie durchaus wieder ein guter Deutscher, als er damals mit Springer auf Sylt zusammentraf.

Zehrer war zwar einer der wichtigsten Schreibtischtäter, von denen die Weimarer Republik totgeschrieben wurde, aber beileibe nicht der einzige. Und auch nicht der Einzige, der nach dem Krieg in einem neuen demokratischen Staat ohne Scham und ohne Skrupel dort weitermachte, wo er einst aufhören musste. Immerhin habe er ja unter den Nazis nicht politisch geschrieben, betonte er immer wieder, als ob er es nie gewollt hätte. Es gab Schlimmere, allerdings kaum Gebildetere. Anständige gab es nicht, denn die hatten Schreibverbot, mussten emigrieren oder endeten im KZ.

Axel Springer, der sonst klar die Schuld der Deutschen benennt, mischt Opfer und Täter, Liberale und Reaktionäre, in einen sentimental Brei der Erinnerung, als er bei der Eröffnung seines Berli-

ner Verlagshaus die «Namen der grossen Journalisten» nennt, die einst bei den grossen Verlagen geschrieben haben: «Theodor Wolff, Georg Bernhard, Maximilian Harden, Julius Eibau, Ernst Wallenberg, Carl von Ossietzky, Monty Jacobs, Alfred Kerr – nur einige wenige will ich nennen. Auch Hans Zehrer gehört dazu, der hier in der Kochstrasse als Aussenpolitiker der *Vossischen Zeitung* begann und dessen letztes Büro als Chefredakteur der *Welt* wieder hier in der Kochstrasse stand».

Die Geschichte deutscher Journalisten im Dritten Reich ist auch nicht besser als die deutscher Juristen oder deutscher Mediziner, die sich später herausredeten, selbst ja nicht persönlich den tödlichen Schuss abgeben, das Henkersbeil geschwungen zu haben.

Zehrer's tödliche Worte gegen die Demokratie wurden gelesen und wurden diskutiert, als noch diskutiert werden durfte. *Die Tat* galt als meinungsbildendes Intelligenzblatt, hatte am Ende der Weimarer Republik Einfluss nicht nur bei Studenten und Politikern, auch in Kreisen der Reichswehr und der rheinischen Grossindustrie. Die glaubten wie Zehrer, die Person Hitler durch einen Mann wie Kurt von Schleicher verhindern zu können, wollten aber auch einen autoritären Führerstaat wie er. Der Leitartikler unterstützte General von Schleicher und bildete sich ein, dass der ihn auch brauchte. Bei ihm hätte er gerne in einer Regierung mitgemacht, als Theoretiker der neuen Staatsideologie. Das Volk war einfach nicht reif für eine Demokratie, die Masse brauchte einen Führer und die rechten Intellektuellen auch. «Die Sehnsucht nach diesem Einzelnen ist im Volk seit über einem Jahrzehnt vorhanden», schrieb 1931 der Mann, der sich als Journalist schon damals für einzigartig hielt und prophezeite: «Wir wollen uns doch nichts vormachen: Wenn das erste scharfe, aber gerechte Kommandowort eines wirklich persönlichen Willens in das deutsche Volk hineinfahren würde, würde sich dieses Volk formieren und zusammenschliessen, es würde einschwenken und marschieren, und es würde befreit aufatmen, weil es den Weg wieder wissen würde». Führer, befehl, wir folgen, hiess es wenig später bei den Faschisten, und was daraus wurde, ist deutsche Geschichte.

Zehrer's reaktionär-völkische *Tat* nannte sich zwar im Untertitel «Unabhängige Monatszeitschrift zur Gestaltung neuer Wirklichkeit», aber diese neue Wirklichkeit wurde nur in besserer Sprache

beschrieben als im *Stürmer*, es war keine andere. Zehrer's Idee von einer Volksgemeinschaft entsprach einer Pyramide: Unten eine breite dumpfe Masse, dann eine elitäre Führungsschicht, dann der starke Führer. Die Rechtsradikalen im Umkreis des Springer-Konzerns Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, Autoren ausgerechnet des einst so liberalen Ullstein-Verlages, konnten sich als Nolte-Schüler auch besser ausdrücken als die glatztigen Skinheads.

So wurde auch richtig als Aufforderung zum Handeln verstanden, was von Zehrer in der *Tat* oder später in seiner *Täglichen Rundschau*, die er parallel leitete, verkündet wurde: Das verrottete System der Weimarer Republik muss weg. Parteien und Parlament sind verdorbene Kinder dieses undeutschen Liberalismus. Nur autoritäre Figuren können das Land retten. Die Ausrichtung nach Westen ist falsch, daher kommt die Dekadenz, wie man sie vor allem in Berlin erleben kann, im Osten bei den unverdorbenen Bauernvölkern ist dagegen noch Kraft. Nur ein nationaler Sozialismus kann die Klassenschranken überwinden. Wir brauchen keine Intellektuellen, die alles in Frage stellen und keine linken Literaten. Nacktkultur ist keine Kunst, nur Kulturbolschewismus und Ausdruck einer Gottlosigkeit etc.

Selbst jener Antisemitismus, der zehn Jahre später zu Auschwitz führen sollte, ist von gebildeten Herrenmenschen wie Zehrer vorbereitet worden. Die Juden hätten zwar Weimar bestimmt, schrieb er in einem seiner letzten *Tat*-Artikel, bevor ihn im Juni 1933 die Nazis absetzten, weil sie seine Schleichereien nicht vergessen hatten und ihm alle Anpassung nichts mehr nützte, nun aber komme der harte Gegenschlag, eine «historische und metaphysische Gerechtigkeit, die von einer höheren Vernunft gerechtfertigt ist». Die Nachfolger, seine Geistesverwandten Wirsing und Fried, traten nicht nur der SS bei, sondern auch als treue Verehrer und Verkünder des Führerwillens an die Öffentlichkeit. Beide holte Zehrer bei erster Gelegenheit wieder in seine Redaktion, als er 1948 zunächst das evangelische *Sonntagsblatt* machen durfte, dadurch sozusagen ex cathedra von aller Schuld befreit wurde, später auch zur *Welt*. Ein gewandelter Konservativer, der seine faschistischen Jugendsünden tief bereute und nunmehr ein echter Demokrat geworden war?

Was er drei Jahre nach dem Zusammenbruch der Naziherrschaft

in den Programmentwurf einer schon wieder rechtsradikalen Partei DRP (Deutsche Reichs-Partei) schrieb, klang wie früher. Statt Führer wollte er diesmal einen Monarchen, und schwarzweissrot war die Farbe der Fahne, die wieder mal voranflattern sollte. Axel Springer erwähnt denn auch 1966 in seinem Nachruf auf den Freund, dem zu begegnen wohl «vom Schicksal gewollt» war, dessen Vergangenheit lieber gar nicht und bleibt unverbindlich im Nebel: «Die höchste und am schwersten zu erfüllende Forderung unserer christlichen Religion, Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, hatte für Hans Zehrer im Felde der Politik einen klaren geographischen Bezug. Ja, auch dem Fernsten gehöre Liebe, aber vor allem dem Nächsten! Dem, für den uns Deutsche Gott verantwortlich gemacht hat. Dem Nächsten in Dresden, Rostock, Ost-Berlin (...) Er hat (...) die Deutschen vor der Wiederholung einer schweren Schuld bewahrt, war es doch schon einmal in unserem Lande geschehen, dass Unglückliche, die im Dunkeln sassen, vergessen wurden.»

Nach dem Krieg braucht Springer seinen Mystiker von Sylt noch nicht so dringend, da ist zunächst kein geistiger Überbau gefragt, sondern erst einmal das Fundament des Boulevardimperiums. Da hat er auch Axel Eggebrecht und Peter von Zahn als Gesprächspartner, aber mit denen redete er nicht über das, was die Welt im Innersten zusammenhält, sondern über Auflagen, über Zeitungen und wie man aus den *Nordwestdeutschen Heften* möglichst unauffällig eine eigene Illustrierte machen kann. Da hat er seinen Dukatenesel Eduard Rhein und seinen kaufmännischen Partner Karl Andreas Voss und seine guten Freunde bei den Engländern. Da hat er vor allem Lust auf Leben und keine Lust, über den Sinn desselben zu grübeln. Das *Abendblatt-Motto* «Seid nett zueinander» allerdings entspricht dem Denken Zehrer, und damit dem von Springer, der nur die Liebe zum Volk, die ihm der andere Konservative gepredigt hat, in eine schlichtere Formel presste, damit das Volk auch verstand, was gemeint war. Eine seelische Ruhigstellung nannte das Springer im Rückblick.

Die beiden treffen sich regelmässig im Hamburger Café L'Aronge, immer noch im Verhältnis Lehrer und Schüler. Der Schüler auf dem Weg nach ganz oben, der Lehrer schon wieder auf dem Weg zurück in die Verbitterung. Denn sein erster Versuch, als Chefredakteur *Die Welt* zu machen, ist gescheitert. Einspruch der Sozialdemo-

kraten bei den britischen Lizenzgebern. Sie haben noch nicht vergessen, was Zehrer zum Beispiel nach dem Ermächtigungsgesetz über sie geschrieben hat: «Selbst die spontane Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie im Reichstag stand unter einem historischen Aspekt, der das Buch der deutschen Sozialdemokratie beendete und zuschlug, wobei das innere Recht nicht mehr auf der Seite des Besiegten war». Wollen wir eine demokratische Presse mit den Totengräbern der ersten deutschen Demokratie aufbauen?, fragten die Sozis, die bösen. Nein, weg mit ihm. Soll auf Sylt seinen mystischen Quatsch schreiben, hat ja auch genug Geld, denn sein «Percy» ist einer der ersten Nachkriegsbestseller im Rowohlt-Verlag, sein apokalyptischer und schwer verständlicher Mystik-Wälzer «Der Mensch in dieser Welt» eher nicht. Soll in seiner Welt bleiben, aber nicht in der *Welt*.

Zehrer verspricht, ich komme wieder, schwört den Sozialdemokraten und den Engländern Rache, einen Schwur, den er später in vielen Kommentaren erfüllt. Bedrängt seinen Freund Axel, sich um dieses Blatt zu kümmern, so etwas fehle ihm doch. Und er kommt wieder. Das Zwischenspiel *Sonntagsblatt* ist schnell beendet, als Springer im September 1953 mit Hilfe Blumenfelds und mit Hilfe Adenauers, der sich ein regierungstreues Blatt verspricht, für nie dementierte lächerliche 3,7 Millionen Mark, wovon ein Grossteil auch noch steuersparend über die Stiftung Welt und später die Axel Springer Stiftung läuft, die Mehrheit an *Welt* und *Welt am Sonntag* erwirbt. Vor allen aber mit Hilfe der Briten, die erstens Springer den anderen Interessenten vorziehen (Broschek, Bucerius, Ullstein), und zweitens die Liebe von König Axel für ihre Art nicht vergessen haben. Zehn Minuten nach der entscheidenden Unterschrift ruft Springer sein «Hänschen» an, los geht's. Die Restauration braucht ihre Väter, das Volk eine Orientierung hin zum angeblich Guten, der Verleger einen seriösen Macher für seine erste seriöse Zeitung.

Und er lässt den auch vier, fünf Jahre lang frei machen, was er machen will, eine konservativ-liberale Zeitung. Nach wie vor ist Springer nicht so interessiert an Politik, seine Aussage beim Kauf, ein unpolitischer Mensch zu sein, war ja nicht gelogen. Zehrer ist der politische Kopf, der Vordenker, aber er führt das Blatt so, wie er es einst bei der Zeitung in Berlin erlebt hat, bei der er seine Karriere begann. Die «Vossische Zeitung», die im damals linksliberalen Ull-

stein-Verlag erschien, war eine tolerante Plattform aller Meinungen. Hat er letztlich doch begriffen, dass die Zeiten von Volk ohne Raum und Führer vorbei waren und ganz andere Werte wichtig?

Da trägt der liberale Schein. Zwar verpasst er dem Blatt ein modernes Layout. Zwar erfindet er die Beilage «Geistige Welt». Zwar lässt er seiner Redaktion eine lange Leine, es schreiben Liberale wie Paul Sethe und Konservative wie er. Aber auch der Altfaschist Ferdinand (Fried) Zimmermann mischt wieder mit und betreut den Wirtschaftsteil. Wenn sich Adenauer über einen Kommentar beschwert, erteilt Zehrer dem Schreiber Conrad Ahlers einen Rüffel, wie er in einer Aktennotiz vom 26.8.54 vermerkte: «Es handelte sich um die heutige Leitglosse der Welt, die von Conrad Ahlers geschrieben war und einen politisch nicht tragbaren Absatz enthielt. Ich habe dies zum Anlass genommen, darüber hinaus eine scharfe und ausführliche Kritik an der Redaktionsunsicherheit zu üben, die das ausgewogene Mass nicht zu halten weiss. Die Konferenz endete um 13 Uhr. Eine Stunde später wurde ich von einem Anruf des Herrn Jacobi vom *Spiegel* bei Herrn Springer unterrichtet, in dem sich dieser erkundigte, ob wieder Schwierigkeiten mit dem Bundeskanzler bestünden. Da ich lediglich als Chefredakteur gesprochen habe, glaube ich, dass es sich bei dem Anruf von Jacobi um einen raffinierten journalistischen Bluff handelt, auf diesem Weg etwas in Erfahrung zu bringen.»

Immerhin: Kommentar und Nachricht sind getrennt, wie es sich gehört für eine Zeitung, die den Anspruch erhebt, mal die deutsche *Times* zu werden. Zehrer lässt viele Ansichten gelten, nicht nur die eigene, und macht damit *Die Welt* interessant. Das geschah Jahrzehnte nach ihm erst wieder, als der heutige starke Mann des Hauses Springer, Matthias Döpfner, an die Spitze der *Welt* berufen wurde und zeitweise so etwas wie ein im Zweifelsfall liberales, aber stets interessantes Blatt machen liess. Als er sich kritische Geister ins defizitäre Ex-Kampfbblatt holte, um über die ideologischen Grenzen hinaus endlich Anerkennung zu gewinnen und Auflage zu machen. Es blieb ein Windstoss, ein Luftzug, denn mit dem Amtsantritt seines Nachfolgers war alles wieder vorbei, wurde *Die Welt* wie einst wieder auf Kurs getrimmt, gegen die herrschende rot-grüne Mehrheit, und dies täglich und mit allen Mitteln. Was besonders deutlich wur-

de, als Anfang 2001 zur Jagd auf Joschka Fischer wegen seiner Frankfurter Vergangenheit geblasen wurde.

Der Volksprediger Hans Zehrer hatte neben der kleinen, feinen *Welt*-Gemeinde noch seine grosse, wenn er als Hans in *Bild* dort auf die Kanzel stieg. Dort spricht er in kurzen, knappen Sätzen so, dass es jeder begreift. Der Journalist als Volkstribun. Er begibt sich gern auf das Niveau von *Bild*, weil er dort mehr Menschen erreicht als in seiner *Welt*. Verändert aber sein Weltbild nicht.

Er war ein Nationalkonservativer, kein Reaktionär, sagt sein Patensohn Hans Weimar, dessen Vater Paul zum Freundeskreis Zehrer gehörte. Er war ein stolzer Solitär, der das Volk erziehen wollte, der sich als einzigartig empfand. Er war ein Mensch, der alles stilisierte, auch sich selbst, der seine Gespräche mit langen Monologen in halb verdunkelten Räumen begann. Das hat Springer von ihm übernommen, bestätigt dessen Weggefährte Claus Dieter Nagel.

Auch «Väterchen» liebte Monologe in halb dunklen Räumen. Und einzigartig war er auch. Aber er war kein Nationalkonservativer, eher ein Nationalliberaler. Mit allen Schwächen, die sie immer schon hatten, erklärt sein Redenschreiber Paul Schmidt-Carell. Manchmal sind die ja ganz schön nach rechts abgedriftet, und das konnte bei Springer auch passieren. Der Verleger selbst definierte sich als ein «liberaler Konservativer, der das Gute bewahrt». Zehrer war ein metaphysischer Mensch, von der richtigen Welt enttäuscht, berichtet Hans Weimar. Passt auch auf Springer, ergänzt Nagel, aber mein Verleger hat nach seinen Verirrungen in die Mystik wirklich Gott gesucht, weil er daran glaubte. Und der andere nur an den Weltgeist.

Der Zehrer war ein ungeheuer kluger Mann, lobt Paul Schmidt-Carell, der hat Kierkegaard gelesen und die grossen Philosophen. Bei Springer war es eher Zufall, dass er mal was Richtiges las. Der stolperte über einen Kalenderspruch und meinte dann, klingt ja gut, von wem ist das? Dann hat ihm PC empfohlen, doch mal den ganzen Ernst Moritz Arndt zu lesen, der klingt noch besser, und das hat er manchmal auch getan. Axel war ein Patriot, beteuert sein jüdischer Freund, der Emigrant George Clare, und Zehrer war ein Nationalist. Der Zehrer hat die «Liebe zu diesem Land in mir entfacht», diktierte Springer dem Zehrer-Biographen Demant. Er hat ihn jeden Morgen angerufen, noch vor dem Frühstück, sagt Springers Ex-Frau Rosemarie, hat sich beraten lassen.

Manchmal ist er sogar ganz allein zu Hänschen in dessen Refugium nach Kämpen gefahren, das war wie ein Besuch im Kloster, wie Exerzitien. Zehrer war sein wichtigster Mann.

Zumindest noch, als er mit ihm, seiner Frau Rosemarie und seinem Spitzenmanager Christian Kracht im Januar 1958 nach Moskau fliegt. Zehrer bestätigt ihn in seinem Glauben, dass er zwar nicht Prediger werden sollte, aber für Grösseres ausgewählt sei. Dass es in der Planung des Weltgeistes, den Springer Gott nennt, liegen würde, nunmehr wirklich Revolutionäres anzugehen und nicht nur Zeitungen zu machen. Ohne diesen Glauben, ohne seine Jesus-Visionen, aber auch ohne ein detailliertes Horoskop hätte sich Springer nie nach Moskau aufgemacht. Es war zwar politisch naiv, sich zuzutrauen, was andere nicht geschafft hatten. Aber diese Naivität war die Naivität von Gottes verlorenem Sohn und nicht nur die übliche Selbstüberschätzung oder gar schlichte Dummheit, die ihm seine Gegner unterstellten.

Die Ansprache, die Springer bei der Weihnachtsfeier 1957 den verblüfften *Welt*-Redakteuren mit in die Feiertage gibt, geschrieben von Zehrer, deutet die grosse Vision an, die er hatte: «Erst werden wir die Wiedervereinigung machen, dann werden wir nach Berlin ziehen und mit der *Welt* eine Zeitung machen, wie es sie in Deutschland noch nicht gegeben hat. Und mit dieser Zeitung werden wir ein deutsches Volk machen, wie es das auch noch nicht gegeben hat». Und bei *Hör Zu*-Chef Eduard Rhein schaut er kurz in dessen Büro vorbei, um ihn zu informieren, dass er auf dem Weg nach Moskau sei, und die Einheit mitbringen werde. Bald würde es Redaktionen in Leipzig, Breslau, Dresden geben und die Auflagen von *Bild* und *Hör Zu* sich verdreifachen lassen. Noch nie hätten die Sterne so günstig gestanden. Jetzt oder nie sei die Parole.

Was deutsche Politiker nicht erreicht haben in vielen Versuchen, scheint ihm machbar. Als göttlicher Anwalt der Armen, der armen Ostdeutschen nämlich, und als ein Mann, der wie Franz von Assisi von der Vorsehung dazu bestimmt ist, die träge Welt aufzurütteln, will er aus Moskau mit der Zusage auf Wiedervereinigung zurückkehren.

Vorbereitet ist das offiziell mit Briefen an den sowjetischen Botschafter in Bonn, der wiederum für die Einladung nach Moskau die nötigen Visa besorgt. Und inoffiziell mit einem genauen Horoskop

von Springers Astrologin Ina Hetzel, die sogar den günstigsten Zeitpunkt für die Übergabe des Springerschen Wiedervereinigungsplans berechnet hat. Als Christian Kracht um 13.50 Ortszeit, wie von Ina Hetzel befohlen, an dem bestimmten Tag im Kreml alles übergeben will, wird er in letzter Minute zurückgerufen. Springer ist ganz bleich und zittert. Hätte alles schief gehen können durch diesen Fehler. Die selbsternannten Unterhändler, die mit Hilfe einer Wahrsagerin den Deutschen die Einheit bescheren wollten, haben nämlich den Zeitunterschied zwischen Moskau und Deutschland vergessen.

Nervös und schlechter Laune ist der Verleger eh. Man lässt ihn wochenlang warten auf seinen Termin. Schon bei der Ankunft war er ein wenig pikiert, weil er nicht wie ein Staatsgast empfangen wird, aber es geht ja ums Vaterland, und da muss man eigene Eitelkeiten schon mal runterschlucken, sich im Hotel und mit den anderen Umständen arrangieren. Die Wartezeit mit Besichtigungstouren verbringen, unter anderem auch ins berühmte Kloster Sagorsk. Rosemarie Springer leiht sich von einem Korrespondenten der *ARD*, einem gewissen Gerd Ruge, die Schreibmaschine aus, und die beiden Deutschlandpolitiker Zehrer und Springer diktieren. Sie muss alles noch einmal abschreiben, weil ihr Mann handschriftlich verbessert. Die Gedanken sind tiefer, schwerer Zehrer, aber Zehrer schwer ist damals ja auch Springer light. Der rechte Analytiker und der von Gott erleuchtete Musensohn ergänzen sich in diesem Plan zur deutschen Einheit. Höchst erstaunliche Sätze sind in dem Papier zu finden, viel aufschlussreicher für Springers damalige politische Haltung oder zumindest die, die er sich zu eigen macht. Viel spannender als das langweilige Interview mit Chruschtschow, das später in der *Welt* veröffentlicht wird.

«Es wird Ihnen nicht entgangen sein», schreibt er im Begleitbrief an den Leiter der Presseabteilung des Aussenministeriums, «dass die Organe meines Hauses, insbesondere *Die Welt*, *Bild* und *Hamburger Abendblatt* seit Jahren eine politische Richtung vertreten, die einen Ausgleich und eine Verständigung mit der Regierung der UdSSR und eine Freundschaft zwischen unseren beiden Völkern anstrebt. Der Besuch des Chefredakteurs der *Welt*, Hans Zehrer, im Sommer 1955 in Moskau gab dazu den Auftakt, und ich glaube, dass seine Berichte sowie die Arbeit meiner Redaktionen in den letzten Jahren

einiges dazu beigetragen haben, die Öffentlichkeit der Bundesrepublik für meine Ansichten zu gewinnen. Ich spreche aber nicht nur als Repräsentant, der viele Freunde und Gesinnungsgenossen in allen Parteien besitzt, sondern auch als Kenner der öffentlichen Meinung meines Landes zu Ihnen. (...) Sie haben sicherlich bemerkt, dass die Gefahren der atomaren Entwicklung im Zusammenhang mit der leider immer noch vorhandenen weltpolitischen Spannung eine Bewegung innerhalb der Bundesrepublik ausgelöst haben, die sich gegen eine Beteiligung an der atomaren Bewaffnung richtet und noch einmal die ganze Problematik einer von uns bedauerten Remilitarisierung aufwirft». Gespräche zwischen der DDR und der Bundesrepublik direkt seien derzeit unmöglich, denn «Gegensätze und Konflikte innerhalb einer Familie – und ein Volk stellt doch eine grosse Familie dar, – sind immer besonders schwer zu bereinigen, nicht weil sich die einzelnen Partner zu fern, sondern weil sie sich zu nah sind».

Dann skizziert er für den sowjetischen Staats- und Parteichef Nikita Chruschtschow seinen Wiedervereinigungs-Plan, von dem «ich Grund habe anzunehmen, dass er einen Erfolg für alle Beteiligten versprechen würde». Ein Plan in fünf Phasen. Ein Plan, der wenige Jahre später von Springers Zeitungen als Teufelswerk verdammt worden wäre, voll neutralistischen, also kommunistischen Gedankenguts und in dem ganz selbstverständlich auch die DDR ohne Anführungszeichen geschrieben ist. Die Hauptthesen:

Einheit und anschliessende Entpolitisierung Berlins. Gleichzeitig Beitritt der Bundesrepublik und der DDR zum kontrollierten Atomwaffenfreien Raum, der die beiden Teile Deutschlands, Polen und die Tschechoslowakei umfasst. Einsetzung einer gesamtdeutschen Sachverständigenkommission zur Vorbereitung der Zusammenführung beider Teile auf der Basis eines föderativen Gesamtdeutschlands. Nach anderthalb Jahren freie Wahlen. Zulassung von Wahlpropaganda erst zwei Monate vor Abhaltung der Wahlen, wobei den Zeitungen zur Pflicht gemacht werden soll, nur die auf Zukunft gerichteten konstruktiven Wahlprogramme bekannt zu geben, ohne den Blick in die unglückliche Vergangenheit Deutschlands zu werfen. Abzug der fremden Streitkräfte aus beiden Teilen Deutschlands, Viermächtekontrolle der gesamtdeutschen, nicht atomar ausgerüsteten Streitkräfte. Deutschland verpflichtet sich, keinerlei Koalitionen oder Militärbündnisse einzugehen, die sich gegen irgendeinen Staat

richten, der mit seinen Streitkräften am Krieg gegen Deutschland teilgenommen hat. Garantie der Unverletzlichkeit deutschen Gebietes durch die Regierungen der UdSSR, der USA, Grossbritanniens und Frankreichs.

Aber weil die Kommunisten ihm die Einheit des Vaterlandes verweigern, und die Zone nach dem Motto: Sorry, tut uns leid Axel, machen wir auch nie wieder, einfach nicht herausrücken wollen, weil Chruschtschow den beiden Deutschlandpolitikern Zehrer und Springer nur ein lächerliches Interview voll vorgestanzter Verlautbarungen gibt, vollzieht der tief beleidigte und wütende Verleger noch in Moskau die politische Wende. Die verlorene Schlacht ist der Beginn eines Krieges, den er mit allen seinen Truppen bis zum Lebensende führen wird. Am Schluss wird er gewonnen haben, nicht die anderen, aber die Tragik im Leben des Axel Springer ist es, dass er diesen Triumph nicht mehr erlebt hat, den Sieg seiner Träume über die verhasste Realität.

Die angebotene Sondermaschine, die ihn und seine Begleitung nach Deutschland zurückbringen soll, lehnt er ab. Kracht muss eine Linienmaschine der SAS chartern, Geld spielt keine Rolle. Rosemarie Springer in einem Brief an ihren Stiefsohn Axel ins englische Internat: «Wir sind unbeschreiblich glücklich, dass wir wieder hier sind. Es war alles sehr eindrucksvoll, und wir haben einen tiefen Einblick in das Land und die Menschen bekommen. Wir haben Dir ja auch von dort geschrieben. Sag mal, war der Brief geöffnet, oder ganz fest zugeklebt? Der Rückflug war einmalig. Von Moskau sollten wir nach Kopenhagen-Hamburg fliegen, aber nachdem Kop. zu war, mussten wir nach Schweden, Stockholm. Dort haben wir in einer Barracke übernachtet, schön laut und kalt. Am nächsten Morgen um 7 Uhr waren wir auf dem Flugplatz, um 10 stiegen wir in die Maschine, und um 10 Uhr 10 wieder aus, um 11 Uhr wieder ein, dann kamen wir über Kopenhagen an, kreisten eine Stunde, flogen wieder zurück nach Stockholm, dort organisierte ich ein Hotel für drei Stunden und drei Schlafwagenplätze, und abends um 9 Uhr fuhren wir los, und erst um 7 Uhr abends am nächsten Tag waren wir endlich da. Das war lang».

Die seltsamen Moskauer Verhandlungen waren «die lauteste politische Diskussion», die er je gehabt habe, erzählt Springer viele Jahre später, und er habe seine Lektion gelernt. «Chruschtschow hat mir gesagt, dass ein gesamtkommunistisches Deutschland kommen

wird. In den Stufen erst Finnland, dann Jugoslawien, dann ein ganzes kommunistisches Deutschland. Das hat er mir vorausgesagt».

Gegen diese Prophezeiung setzt Springer seine, die von der Einheit der Nation. Nach seiner Rückkehr in die geteilte Heimat zeigt der gerade noch verhinderte Erlöser seinen Moskauer Gesprächspartnern, was eine göttliche Harke ist. Er beginnt in all seinen Blättern, das Reich des bösen Chruschtschow zu bekämpfen, wie ihm seiner Überzeugung nach von Gott befohlen. Freut sich aber insgeheim, dass seine deutschen Gegner von der anderen journalistischen Strassenseite nichts von seinem überirdischen Geheimnis, seinen Messias-Visionen ahnen, und deshalb die Wandlung des unpolitischen Verlegers Axel Springer zum politischen Prediger nur als eine Folge der Moskauer Enttäuschungen interpretieren. Voller Hohn über ihn herfallen. Seinen Grössenwahn belächeln und ihn nicht mehr ernst nehmen. Der konservative katholische *Rheinische Merkur*. «In früheren Zeiten wäre Springers Kremlfahrt ein schlichtes Passdelikt gewesen. Heute jedoch steht es jedermann frei, sich selbst zum presseplebiszitären Sonderbotschafter seines narkotisierten Leservolkes zu ernennen und private Gipfelkonferenzen... zu veranstalten. Die Antwort, wer sich bei solchen Seancen mit wem am meisten kompromittiert, müssen die Teilnehmer dieser Springer-Konferenz im Kreml unter sich selbst ausknobeln».

Während dieser Reise, erzählt Hans Weimar, habe es den entscheidenden Bruch zwischen Zehrer und Springer gegeben. Der fühlt sich von seinem Mentor in ein politisches Abenteuer gejagt, und dem und nicht seiner Hausastrologin lastet er an, dass er so schmachlich gescheitert ist in Moskau. In Zukunft wird er bestimmen, wohin es geht und wie man das in der *Welt* umsetzt. In den nächsten beiden Jahren wird die Zeitung zum Kampfblatt getrimmt. «Der *Welt*-Alltag», berichtet ein ehemaliger Redakteur, «war deshalb besonders schlimm, weil wir selbst auch zu Feiglingen wurden. Privat zugaben, die SPD zu wählen, in unseren Artikeln aber schon freiwillig auf alles verzichteten, wovon wir annahmen, dass es nicht durchgehen würde. Vielleicht wäre sogar mehr durchgegangen als wir dachten.» Geprügelt werden vor allem die Statthalter der Russen, also die deutschen Kommunisten in der Zone. Jede neue Zahl über Flüchtlinge muss auf Seite eins. Zehrer wehrt sich nicht. Er will nicht seinen gut bezahlten

Job verlieren, das Trauma der Entlassung durch die Nazis sitzt tief, er glaubt immer noch Einfluss auf Springer zu haben, beklagt sich nur im kleinen Kreis über den «Parvenue aus Altona», der ihn schlecht behandle. Er passt sich an, wird zum Erfüllungsgehilfen des Verlegers und lässt aus seiner Redaktion die besten Köpfe ziehen. Wenn er jünger wäre, bekennt er, würde er ihnen folgen. Aber wer nimmt schon noch einen fast sechzigjährigen Mann, und einen mit seiner Vergangenheit?

Das weiss auch sein ehemaliger Schüler, der ihn nicht mehr braucht. Der selbst Ratschläge gibt, die in Wirklichkeit kaum verpackte Befehle sind. Der keine Ratschläge mehr annehmen will und ganz bestimmt nicht von einem, der ihn so gut kennt. Also weiss er auch, wie er sein «Hänschen» quälen kann. Schickt ihm Zettel mit Themen, die er gross im Blatt lesen möchte, was Zehrer auch sofort umsetzt, macht Anmerkungen, von wem er ganz bestimmt nichts mehr lesen möchte, was Zehrer ebenfalls befolgt. Ruft ihn aus Redaktionskonferenzen und lässt ihn bei sich antreten, und es ist ihm egal, ob dadurch die Autorität des Chefredakteurs untergraben wird.

Der verfasst einen zwischen Selbstmitleid und Selbstüberschätzung schwankenden Brief, eine Art letzten Appell an den lieben Axel, doch wieder so zu sein wie früher, einen Brief, der auch verrät, dass er Journalismus immer nur als Mittel zum Zweck verstanden hat. Nämlich Politik zu machen und nicht kritisch zu begleiten: «Eines sollte ich Ihnen doch schreiben. Nämlich dieses: reiten Sie Ihr bestes Pferd nicht zuschanden! Sie bekommen vorläufig keinen Ersatz und sollten es etwas schonen. Es ist mir gelungen, Sie für die Welt zu interessieren und Sie politisch ganz auf meine Linie zu ziehen. Deshalb diene ich Ihnen und fange alles ab, was (...) Ihre politische Leidenschaft hemmen könnte (...) Da es mir nur um die Sache geht, wobei die Zeitung ja nur das Instrument der Politik ist, und da ich mich ausserdem noch verantwortlich für Sie fühle, kann ich mir persönliche Reaktionen gar nicht gestatten. Ich sollte Ihnen aber allervertraulichst nicht verheimlichen, dass ich zur Zeit maroder im Geschirr bin, als ich es mir und anderen zugebe. Die Last dieses letzten Jahres war zu gross für mich. Ich meine, ich darf vorläufig noch nicht ausscheren, und ich glaube, Sie meinen es auch. Und wenn Sie anderer Ansicht wären, müsste ich Ihnen widersprechen. Denn ich

sehe weit und breit noch keinen, dem ich die Zügel beruhigt übergeben könnte. Vielleicht dann, wenn wir die Deutsche Frage gelöst haben werden und die Politik etwas ruhiger laufen sollte. Aber das dauert wohl noch einige Jahre (...) Dies aber behandeln Sie bitte aller-vertraulichst!! Denn auch die Gesundheit eines politischen Menschen ist ja leider ein Teil seiner Politik und seiner Wirkung. Und ich darf nicht in dem Augenblick auf die Schnauze fallen, wo wir in die entscheidenden Runden um das Schicksal unseres Volkes gehen.»

Das beste Pferd galoppiert noch ein bisschen unter seinem strengen Jockey, vor allem während der Berlin-Krise und nach dem Mauerbau sind sie politisch wieder einig. Die alten Thesen Zehrsers tauchen wieder auf. Gegen die Verwestlichung, gegen Intellektuelle, gegen Liberale, gegen Sozialdemokraten etc. Vor allem hasst er den, der mehr Einfluss hat als er, Rudolf Augstein. Nach der *Spiegel*-Affäre schreibt er nicht etwa gegen die Staatsgewalt, die versucht, ihre Art von Pressefreiheit durchzusetzen, er schreibt wie einst in Weimar, antirational, deutsch-dunkel, völkisch: «Wir sind im Gegenteil in der Gefahr, von der Libertät in die Libertinage hineinzurutschen, möglicherweise im guten Glauben an die Freiheit. In besonderer Weise gilt das für jene Intelligenz, die sich den *Spiegel* zu ihrem Sprachrohr erkor und die eben erklärte, dass sie die Unterrichtung der Öffentlichkeit über sogenannte militärische Geheimnisse für eine sittliche Pflicht erachte, die sie jederzeit erfüllen werde. Das ist die Saat, die der *Spiegel* seit Jahren ausgestreut hat. Nicht durch den Landesverrat, der ihm heute vorgeworfen wird, sondern durch den Missbrauch einer Freiheit, die durch Haltung und Stil alles einer anarchischen und nihilistischen Kritik unterwarf, ohne aufzubauen (...)

Solche Sätze liebt sein Verleger, vor allem, weil auch er hofft, dass dem gemeinen *Spiegel* und seinem noch gemeineren Herausgeber endlich der Garaus gemacht wird. Springer und sein Hänchen können sich einfach nicht vorstellen, dass ihr geliebtes Volk nicht mehr auf einen Orientierung gebenden Führer wartet, diesmal demokratisch gewandt, nichts mehr von einer Schicksalsgemeinschaft hören will, sondern selbst die Ziele bestimmt und erst recht die Wege, die dahin führen. Und in diesem Sinne solange demonstriert, bis der neue Held Augstein den Knast verlassen kann.

Der Verleger traut Zehrer nicht mehr zu, *Die Welt* so zu führen, wie er sich das denkt. Der ist nicht mehr hart genug. Er stellt sein einstmals bestes Pferd in einen komfortablen Stall und gibt ihm das Gnadenbrot. In der verlogenen Sprache auf dieser Ebene der Herrenreiter heisst das dann, der Chefredakteur Zehrer habe sich aus dem aktuellen Tagesgeschäft zurückgezogen und leite die *Welt* von Berlin aus. Stimmt auch, aber vor allem leidet der begabte Macher darunter, abgeschoben zu sein. Er fühlt sich von seinem Schützling zum Befehlsempfänger degradiert, beschwert sich auch darüber, bewundert aber gleichzeitig auch die Härte, die sich in Springer zeigt. Die habe schliesslich er ihm in langen Gesprächen beigebracht.

Zehrer hat nichts mehr zu bestimmen, seine Anweisungen werden in der Hamburger Zentrale seiner Redaktion einfach nicht wahrgenommen. Er hat nur noch was zu sagen in seinen Leitartikeln, in seinen Hans-Thomas-Kommentaren in der *Welt am Sonntag*, als Politprediger in *Bild*. Die sind zwar entlarvend für sein Denken wie einst seine Schreibtisch-Taten, aber so fern der Wirklichkeit in der Bundesrepublik, dass diesen reaktionären Wortqualm keiner mehr ernst nimmt. Bonn ist eben nicht Weimar, diese Demokratie stärker als ihre Gegner. Die neuen Zehrer an Springers Seite wollen Wahlen nicht verhindern, sondern gewinnen. Als der Prophet von Sylt 1966 stirbt, gibt es über den «Wanderer zwischen den Welten» (Sethe) zwar viele Nachrufe nach dem Prinzip *de mortuis nihil nisi bene*, nichts Schlechtes über Tote, aber der Rest ist Schweigen, Zehrer nur noch eine Marginalie der Geschichte. Nicht ganz.

Der überlebende Prophet, sein ehemaliger Schüler Axel Springer, verkündet in der selbst verfassten Todesanzeige, «Ohne ihn wäre mein Haus nicht das geworden, was es ist», was ideologisch sicherlich stimmt. Lässt Zehrer-Worte in eine Wand der Halle seines Berliner Verlagshauses meisseln, in Stein gehauene Erinnerung an den seltsamen Männerbund. Und zitiert am Grab aus einem seiner letzten Briefe, die er dem Guru der frühen Jahre ins Krankenhaus geschrieben hat: «Manchmal denke ich, dass ich eines Tages zu denen werde gehören müssen, die ihre qualvollen Träume um das Land, das wir lieben, zu realisieren haben. Und denke, dass Sie mir die Stafette gaben...»

Uwe Kammann

Spätschoppen

Der Fall Werner Höfer

Mehr als vier Jahrzehnte dauerte es, bis die deutsche «Vergangenheitsbewältigung», im grossen Massstab und in vehementer Auseinandersetzung auch den Journalismus erreichte. Jedenfalls in einer Form und in einer breitenwirksamen Öffentlichkeit, die bis zum Jahr 1987 unbekannt war.¹

Lag es an der Popularität der Figur Werner Höfer, dass die Debatte die vorherigen Fach-Grenzen in diesem Fall überschritt? War möglicherweise die Auseinandersetzung nicht allein, womöglich auch nicht vorrangig der moralischen Bewertung und historischen Einordnung geschuldet, sondern ging es mehr um eine persönliche Demonstration, um eine professionelle Abrechnung?

Auf jeden Fall: Weit über die Personalisierung hinaus – an einer Starpersönlichkeit, Kulturfigur und auch augenscheinlichen Diva des Nachkriegs-Journalismus in Deutschland – erreichte der Argumentationsstreit einen exemplarischen Status. Mit und in Werner Höfer wurde untersucht, bewertet und auch be- oder verurteilt, was als Fall-Beispiel sowohl individuell als auch überpersönlich, also gesellschaftlich allgemein, zur Debatte stand: die Voraussetzungen und Bedingungen einer journalistischen Karriere im Nazi-Deutschland.

Weil Werner Höfer zudem, gerade in den gesellschaftlich aufbrechenden sechziger Jahren, für eine liberale Publizistik in einem massenwirksamen Medium stand, weil er in die Spitzenebene der medialen Entscheider aufgestiegen war, bekam auch seine Krisis besondere Bedeutung. Ein vorher scheinbar Unangreifbarer – trotz zwischenzeitlich einiger öffentlicher Hinweise auf seine Vergangenheit – wurde zur Zielscheibe der Kritik. Mit der Folge, dass Fallhöhe und Vehemenz der Bewertungen wie im Handumdrehen die üblichen Massstäbe sprengten.

Weil Höfer im *Westdeutschen Rundfunk*, seinem «Heimatsender», speziell als Fernsehdirektor für Bewegungsfreiheit, für liberale

Spielräume gesorgt hatte, erschien nicht wenigen die Attacke auch als stellvertretender Vatermord: Eine Generation suchte sich zu befreien – um Distanz zu gewinnen auch von patriarchalisch gelebter und gedeuteter Fürsorge.

Selbst wenn Vergleiche mit Vorsicht anzustellen sind: Dekliniert im Rahmen gesellschaftlicher Bedeutung, ist der Fall Höfers durchaus ähnlich zu sehen wie der Anerkennungs-Sturz Helmut Kohls nach der Aufdeckung der Spenden-Affäre der CDU, in die er involviert war. Werner Höfer und seine Vergangenheit als Journalist in der NS-Zeit, sein Aufstieg als auf Internationalität setzender Publizist und als Programm-Liberalität verkörpernder Hierarch und schliesslich auch seine von unerwarteter Seite kommende Demonstagen und der unmittelbar folgende jähe Sturz vom Podest: eine exemplarische, in dieser Form aber auch einmalige Geschichte. Zu der höchst unterschiedliche Zeugen und Akteure in ganz verschiedenen Konstellationen gehören.

«Das muss man ihm glauben»: Mit dieser knappen Feststellung nahm beispielsweise der Musikwissenschaftler und Publizist Peter Wapnewski einen der bekanntesten, sicher auch einen der berühmtesten Journalisten im Nachkriegsdeutschland zwar nicht in Schutz, aber er klagte ihn auch nicht ohne Wenn und Aber an. Mit einer feinen Linie trennte er zwischen Namen und Person. Anlass der nur leicht getarnten bitteren Anklage: eine «Hinrichtungshymne» (Wapnewski), die unter dem Namen Werner Höfer erschienen war. Und zwar im September 1943, kurz nachdem der junge Pianist Karlrobert Kreiten von Nazi-Schergen exekutiert wurde, auf viehische Weise, aufgehängt an einem Fleischerhaken in der Strafanstalt Plötzensee.

Beim Verfasser handele es sich um «jenen Werner Höfer», schreibt Wapnewski am 28. November 1987 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, «der nach dem Krieg seine Fernsehkarriere machte, der mit politischem Feinsinn am Sonntagmorgen dem Frühschoppen präsidiert, ihm zur Seite die Journalisten aus Ländern, die Hitler gern ausgeradiert hätte». Jener Werner Höfer hatte bis dahin aber immer bestritten, je etwas über den Pianisten Kreiten geschrieben zu haben. Er habe nie, auch nicht indirekt, dessen Hinrichtung wegen Wehrkraftzersetzung gerechtfertigt. Was da in einem mit seinem Namen gezeichneten Artikel im *12-Uhr-Blatt* unter der Überschrift «Künstler – Beispiel und Vorbild» erschienen sei, stamme in Teilen

gar nicht von ihm. Die ihn jetzt belastenden Passagen seien ihm «hineinredigiert» worden.

«Man muss, man darf ihm gar nichts glauben»: Das schreibt, nur 16 Tage nach der Veröffentlichung Peter Wapnewskis, Harald Wieser im *Spiegel*. «Tod eines Pianisten» ist der gross angelegte Artikel überschrieben, der am 14. Dezember 1987 erscheint.² Damit sofort klar ist, dass die Hinrichtung des Musikers lediglich eine Seite einer düsteren Erinnerungsmedaille mit vielen weiteren Facetten ist, wird in der weiteren Aufmachung gleich Klartext gedruckt: «*Spiegel*-Autor Harald Wieser über das Nazi-Opfer Karlrobert Kreiten und den Schreibtischtäter Werner Höfer».

Kaum eine grössere Zeitspanne vergeht nach dieser achtseitigen *Spiegel-Strecke*, und Werner Höfer ist publizistisch vollkommen im Abseits. Sein «Internationaler Frühschoppen», der 1'874 Mal gesendet worden war, erst im Radio, dann auch im Fernsehen, ist am Ende. In weniger als einem Monat vollzieht sich der – hoch symbolische – Tod eines Publizisten. Werner Höfer, lange Zeit in verantwortlicher Funktion eine interne Spitzenkraft und als Moderator des sonntäglichen Gesprächs ein Aushängeschild des *Westdeutschen Rundfunks*, quittiert am 22. Dezember seine Aufgabe und verlässt – tief gekränkt, verletzt und verbittert – den Sender, dem er seine Nachkriegskarriere verdankt. Ein Sender, der wiederum auch ihm nicht wenig verdankt: eine vehement realisierte Phase liberaler Programmpolitik, die ohne den hohen Fernseh-Funktionär Werner Höfer in dieser Form nicht denkbar gewesen wäre.

Es war nicht das erste Mal, dass Werner Höfer angegriffen worden war wegen seiner journalistischen Vergangenheit in der NS-Zeit. Schon in den sechziger Jahren hatte es Vorwürfe gegeben, die sich vor allem auf Dokumente stützten, die damals aus der DDR-Regierung in die Öffentlichkeit gebracht worden waren. Auch Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre gab es Vorhaltungen, Angriffe, Anklagen, Polemiken. So aus der Zuschauervereinigung Aktion Funk und Fernsehen (AFF), so aus Blättern des Springer-Verlags. Doch erst als der *Spiegel* die Höfer-Vergangenheit mit der einschlägig gefürchteten Urteilstvokabel «Schreibtischtäter» belegte, wurde aus den Anwürfen eine scharfe Waffe. So scharf, so schneidend, dass es keine Rückzugsmöglichkeit mehr gab. Auch jene Hierarchen und

Gremienmitglieder des Senders, die Höfer bislang in Schutz genommen hatten, rückten von ihm ab, liessen ihn fallen.

Sein jäher Sturz wurde mithin im doppelten Sinne exemplarisch: einmal als entscheidende Wende nach den Stationen einer deutschen Biografie, die unter den Stichworten Anpassung, Opportunismus, Verdrängung, Verharmlosung, Beschönigung wahrgenommen und diskutiert wurde; und zum anderen als ausgeprägte Folge publizistischer Wirkungsmacht. Was Peter Wapnewski in den zwei Absätzen zu Buchstaben und Geist des unter dem Namen Höfer erschienenen Artikels mit bebendem Zorn geschrieben hatte, hätte ausreichen müssen, um die Öffentlichkeit noch einmal zu alarmieren, hätte genügend moralischen Zündstoff enthalten, um sie – und die Fachöffentlichkeit eingeschlossen, sogar an vorderster Stelle – intensiv nachfragen zu lassen nach der tatsächlichen Autorenschaft des besagten Artikels. Denn mit dem Namen Wapnewski verbindet sich wissenschaftliches Renommee, Glaubwürdigkeit und Integrität. Niemand hätte ihm unterstellt oder zugetraut, auf fragwürdiger moralischer Grundlage Höfer anzugreifen.

Wenn sich die Sätze im *12-Uhr-Blatt*-Artikel mit der Person Höfers gedeckt hätten, so der FAZ-Autor, dann wäre er «vor verzweifelndem Entsetzen in sich zurückgekröchen, wäre leise geworden, stumm geworden, die Reue hätte ihm den Mut, die Scham die Zunge gelähmt, und er hätte Totenwache für Karlrobert Kreiten gehalten, hätte seinen Frieden gesucht, ihn – vielleicht – gefunden.» Wer solches schreibt, weiss, dass sein Konjunktiv nur äusserlich für eine Möglichkeitsform steht. Und dass er tatsächlich die zur Debatte stehende Autorenschaft auch für die reale hält.

Doch löste diese moralische Verurteilung nichts aus. Erst Wiesers Recherche, die auch andere Textstellen der journalistischen Arbeiten Höfers aus der Nazizeit konzentriert ans Licht bringt und dabei das auf Kreiten gemünzte «Durchhaltefeuilleton» als Teil eines durchgehenden «Höfer-Tons in der Nazi-Publizistik» kennzeichnet, löste jenes Beben aus, das schliesslich zum Sturz Höfers führte. Erst mit der *Spiegel*-Veröffentlichung wurde aus der spezifischen, in Ansätzen sporadisch umstrittenen Biographie eines Publizisten eine exemplarische Geschichte, wurde daraus ein Fall – im wörtlichen und übertragenen Sinne. Eben der «Fall Höfer».

Ein Fall wiederum, der auch deshalb aussergewöhnlich und in ganz neuer Weise beispielhaft wirkte und immer noch wirkt, weil er so kontrovers aufgenommen, begleitet und diskutiert wurde. Und dies nicht nach den herkömmlichen Mustern, wie sie sich in der Regel nach den politischen Herkunftslagern ausbilden. Hier vielmehr – bei diesen Fragen nach Schuld und Bewältigung, nach Einsicht und Verdrängung, nach Eingeständnis und Projektion, nach Opportunismus und Widerstand, nach moralischem Rigorismus und pragmatischer Alltags-Lässlichkeit, nach Ehrlichkeit und Eitelkeit – stehen Urteile auf einmal quer zu den üblichen Erwartungen.

So greifen die im Springer-Verlag erscheinenden Blätter *Welt* und vor allem *Bild* unverkennbar an, lassen die Trennung des WDR von Höfer als unabweislich und folgerichtig in der Sache erscheinen. Dagegen spricht der sozialdemokratische *Vorwärts* von einem «Schmierentheater» um Höfer und verteidigt ihn ausdrücklich. Auch das *Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt* sucht einen differenzierten Weg, formuliert Abwehrargumente gegen eine pauschale Verurteilung. *Bild* steigt hingegen sofort ein, führt Dieter Weirich, einen der damals führenden CDU-Medienpolitiker, als klar positionierten Zeugen an, um die eigene Haltung zur *Spiegel*-Enthüllung (sie wird in Form einer Feststellung gekennzeichnet) zu stützen: «Ich bin sprachlos. Es ist Zeit, dass Höfer schnellstens vom Schirm verschwindet» (*Bild* am 14.12.1987).

Ein weiteres Boulevardblatt, die *Abendzeitung* in München, zieht sich auf eine vorsichtigeren Variante zurück. Sie titelt am 15. Dezember 1987, dass der «Frühschöppner» jetzt im «Zwielicht» stehe, es jetzt wegen der neuen Vorwürfe im *Spiegel* – Artikel «um Höfers Kopf» gehe. Der Kölner *Express* sieht Höfer, nur einen Tag später, «nach neuen Enthüllungen über seine Nazi-Artikel», wie es ohne Relativierung heisst, «vor dem Sturz». Es brauchte mithin keine lange Zeitspanne, um eine sehr sicher wirkende Voraussage zu treffen. So, als ob die Brisanz der Vorwürfe schon die Verurteilung und damit die Auswirkung auf die Karriere unabänderlich in sich trage.

Die *Kölnische Rundschau* wiederum hört am 17. Dezember «Höfers Zeitbombe» ticken. Sie beginnt mit einer sinnenden Frage, ob Höfer, «einer der Baumeister» des *Westdeutschen Rundfunks* «nun doch noch zum politischen Fall» und «damit zum Problem für diesen

Sender» geworden sei. Die Zeitung erinnert an die mehrfachen Hinweise auf eine publizistisch zweifelhafte Vergangenheit des Moderators, der – obwohl inzwischen Pensionär – dennoch einer der prominentesten Vertreter auf dem Bildschirm sei. Was den *WDR* nicht gleichgültig lassen könne.

Nun gab es schon vor der «Spiegel»-Anklage gegen Höfer einen wichtigen Anlass für die Sender-Verantwortlichen – ganz unabhängig von jedem Zwiespalt, von jeder moralischen Wertung –, sich mit Höfer zu beschäftigen. Denn die Prominenz konnte eines nicht aufhalten: das Alter. Wie könnte Höfer bewegt werden, so fragten sich die Verantwortlichen im Sender, vor allem Intendant Friedrich Nowotny und der für den «Frühschoppen» zuständige Hörfunkdirektor Manfred Jenke, in Anstand die Sendung (wahrscheinlich modifiziert) in andere Hände zu legen? Das Frühjahr 1988 erschien geeignet: sein 75. Geburtstag als jedermann einsichtiges weihevolleres Wechseldatum, ein Anlass ohne jeden Verdacht, hier solle jemand unversehens und unverdient auf das Altenteil geschoben werden. Ein Dreivierteljahrhundert als Lebensalter, ein halbes Jahrhundert «Internationaler Frühschoppen»: ‚runde‘ Daten, um dem Jubilar ein rauschendes Abschiedsfest zu bereiten.

Interne zarte Fühlungen brachten kein brauchbares Einverständnis. Höfer selbst behauptete später im Interview, es habe eine indirekte Abmachung gegeben, dass er bei einem Zeichen dieser Art aufgehört hätte; allein ein solches Signal habe es nicht gegeben.³ Höfer, das war für alle überdeutlich, hing an seiner Sendung, die er mit eiserner Regelmässigkeit selbst moderierte. Sogar eine Grippe, zugezogen auf der von ihm bevorzugten Freizeit-Insel Sylt, konnte ihn nicht zurückhalten: Das Telefon ersetzte in diesem Fall die Live-Präsenz. Hoher Ehrgeiz, auch eine grosse Portion an unverhohlener Eitelkeit gehörten zum Motivrepertoire der unablässigen Beschäftigung – Eigenschaften, die nicht gering beteiligt waren an seinem sich in die Verhältnisse schmiegenden Verhalten während der NS-Zeit und an seiner späteren Furcht, die gewonnene professionelle Bühne und Öffentlichkeit sowie die damit verbundene Popularität zu verlieren.

Wegen der zähen Weigerung Höfers, den von der *WDR*-Spitze gewünschten Übergang in eine Nach-Phase des «Frühschoppen» auch nur zu denken, gab es nach dem drei Monate vor dem 75. Geburtstag einsetzenden jähen Sturz auch die Vermutung, die neuerliche, durch

den *Spiegel* massiv vorgetragene Beschäftigung mit seiner journalistischen Vergangenheit im Dritten Reich sei gezielt aus dem *WDR* selbst angestossen worden. Zum einen, so diese Spekulation, um das Ende der Sendung herbeizuführen, zumindest den Prozess zu beschleunigen. Zum anderen, um die Stellung des damals noch nicht lange im Amt befindlichen Fernseh-Chefredakteurs Rolf Schmidt-Holtz über eine wichtige personelle und programmgestalterische Entscheidung aufzuwerten. Ein weiterer Name wird mit dieser Projektion verbunden: Günter Gaus, vormals *Spiegel*-Chefredakteur, sei für die Nachfolge-Sendung des «Frühschoppens» schon kontaktiert worden. Danach wäre die Enthüllungsgeschichte im Dezember 1987 die spezielle Form einer Intrige gewesen und alles andere als eine aus Gründen moralischer Hygiene aufgelegte Enthüllungsgeschichte.

Eine Version, die von Manfred Jenke, dem damaligen *WDR*-Hörfunkdirektor, noch immer in aller Form bestritten wird. Seines Wissens habe es keinerlei Versuch gegeben, über eine Aussenaktion die Stellung Höfers zu unterminieren. Auch die mit dieser Spekulation verbundene Namensnennung sei ihm, der mit allen Beteiligten aus dem Sendungsumfeld einen engen Kontakt gehabt habe, nicht untergekommen. Augstein selbst soll – darin bezieht er sich auf eine Aussage Höfers – in einem persönlichen Brief den Versuch dargelegt haben, die Veröffentlichung Wiesers zu verhindern, doch habe er schliesslich die mehrheitlich abweichende Auffassung der Redaktion akzeptiert.

Auch Harald Wieser bezeichnet «alle Theorien, die vorgaben, dass hier eine Instrumentalisierung vorlag», ohne jede Einschränkung als «kompletten Unsinn». Anlass des Artikels sei für ihn Hartmut Langes Theaterstück «Requiem für Karlrobert Kreiten» gewesen, das im September 1987 in Berlin uraufgeführt wurde; jenes Stück mithin, das auch Peter Wapnewskis vorangehenden *FAZ*-Artikel angestossen hat; ein Stück, das nach moralischen Grundregeln fragt – und danach, wie sie verwirklicht werden. «Ich habe mich», versichert Wieser dem Autor dieses Beitrags im Herbst 2001, «nie um die Wirkung gekümmert». Er sei «überrascht» gewesen, dass es beim *WDR* nach der Veröffentlichung «so schnell weitergegangen» sei mit dem Prozess, Höfer um eine vollständige Aufklärung zu ersuchen und damit so schnell indirekt die Trennung zu bewirken.

Ob Wieser damit die in der Veröffentlichung steckende Dynamik und mögliche Intentionen herunterzuspielen sucht? Er wusste schliesslich, dass der Musikwissenschaftler Fred K. Prieberg im Jahr 1984 dem Verwaltungsrat des *WDR* über die Frage nach dem Kreiten-Artikel eine intensive Beschäftigung mit Höfers Vergangenheit abgenötigt hatte. Damals relativierte Reinhard Grätz als Verwaltungsratsmitglied des *WDR* die ansonsten im *WDR* vorherrschende uneingeschränkte Wertschätzung der Person Höfers. Höfer, dies die Generalaussage, sei in den letzten Jahrzehnten als Vertreter eines liberalen Journalismus aufgetreten. «Unabhängig von seiner merkwürdigen Rolle in der NS-Zeit», so bescheidet Grätz die Prieberg-Anfrage, und unabhängig von dem «diskutierten» Artikel habe Höfer in der nachherigen Zeit eine «glaubwürdige journalistische Figur abgegeben».

Darin schwingt ein eigener Verdacht auf einen politisch-persönlich dunklen Vergangenheitsbereich mit, dessen Kernpunkt aufgerechnet wird mit der gesamten Lebensleistung. Mithin: Grätz distanziert sich nicht von der Möglichkeit, dass der «diskutierte» Artikel tatsächlich von Höfer stamme und dass dessen Inhalt den von Höfer-Kritikern beanstandeten Intentionen des Autors entspreche. Wonach Höfer im *12-Uhr-Blatt* – wenn auch ohne namentliche Nennung Kreitens – in Form eines reflektierenden Kommentars die «strenge Bestrafung eines ehrvergessenen Künstlers» rechtfertigt, wenn dieser «statt Glauben Zweifel, statt Zuversicht Verleumdung und statt Haltung Verzweiflung stiftet» – und dass sich dies unmissverständlich auf Kreiten beziehe. Wenn man bedenkt, dass am 14. September 1943 das Urteil wegen «Feindbegünstigung und Wehrkraftzersetzung» vollstreckt worden war (Kreiten hatte im Freundeskreis vom «praktisch verlorenen Krieg» und als Folge vom «vollständigen Untergang Deutschlands und seiner Kultur» gesprochen) und dass sechs Tage später der Artikel erschien, erscheint der inhaltliche Zusammenhang evident.

Im *Spiegel* bezeichnete Wieser den damals dreissigjährigen generell als «Durchhalte-Feuilletonisten» und führt für diese These eine Reihe weiterer Beiträge Höfers aus dem *12-Uhr-Blatt* an. Im heutigen Gespräch verwendet Wieser auch die mehr das Äussere als das Inhaltliche betonende Bezeichnung «Star-Feuilletonist». Die von ihm recherchierte «Indizienkette» über diese Rolle Höfers vor allem

im *12-Uhr-Blatt* habe letztlich den Ausschlag gegeben, dass Ende der achtziger Jahre, anders als in den sechziger und noch in den späten siebziger Jahren, auch den Verantwortlichen im Sender «kaum eine andere Wahl» geblieben sei, als sich von Höfer zu trennen. Neben seinem eigenen «sauberen Handwerk» auf der Grundlage der genauen Recherche habe aber «sicher auch die Autorität des ‚*Spiegel*‘» eine Rolle in der unmittelbaren Wirkungsgeschichte gespielt.⁴ Wieser selbst gehörte dem Magazin von 1980 bis 1989 an, nachdem er von 1974 bis 1980 Herausgeber des *Kursbuch* gewesen war.

Die sich der Öffentlichkeit darstellende publizistische «Allianz» der *Bild*-Zeitung mit dem *Spiegel* in dieser Angelegenheit führt Wieser auf «ganz unterschiedliche Motive» zurück. *Bild* – nicht zuletzt namentlich auch der damalige Stellvertretende Chefredakteur Hans-Hermann Tiedje – habe den «liberalen Sonntagsredner loswerden» wollen. Dem *Spiegel* sei es nicht um ein solches direktes Ziel gegangen, sondern allein um eine Erhellung der tatsächlichen Sachverhalte: «Er wollte aufklären». Deshalb sei es ihm als Autor auch nicht um die nachtragende Interpretation der Haltung Höfers im Dritten Reich gegangen. Er halte es für «sekundär, ob er überzeugter Nazi war» oder ob er über die Form der damaligen publizistischen Tätigkeit «eine Maskerade» an den Tag gelegt habe. Mit Höfer habe er im Zuge seiner Recherchen nur kurz kommuniziert: «Nach rund 20 Minuten hat er das Gespräch abgebrochen».

Höfer selbst hat Zeitpunkt und Art der Veröffentlichung nicht im Sinne einer gezielten Instrumentalisierung – beispielsweise um Günter Gaus zu platzieren – gesehen. «Ich glaube, ich war dran», so beschrieb er vermutlich das Pauschalmotiv im Interview mit dem Evangelischen Pressedienst⁵. Eine derartige Geschichte («so etwas») mache sich «immer gut für so ein Blatt des Enthüllungsjournalismus».

Die «merkwürdige Koalition» mit der *Bild*-Zeitung verglich Höfer bei dieser Gelegenheit mit einer «anderen Allianz»: jener zwischen «den DDR-Propagandainstanzen und den rechtsradikalen Blättern in der Bundesrepublik». Die Gremien des WDR schloss er als Auftraggeber aus («nicht bestellt»), selbst wenn einige im Sender dann die Gelegenheit gesehen hätten, ihn zu opfern. In der Projektion einer vergleichenden Bilanz der verschiedenen Einflusssphären drängt

sich Höfer eine Hierarchie der publizistischen Adressen auf. Frühere Veröffentlichungen, Überlegungen und Entscheidungen seien «vergessen», so sein Resümee der Wirkungsgeschichte, «wenn auf einmal der *Spiegel* zuschlägt».

Den Tenor der unmittelbar nach Wiesers Veröffentlichung einsetzenden Reaktionen, speziell auch in der Presse, haben Peter Eps, Uwe Hartung und Stefan Dahlem in einer wissenschaftlichen Arbeit an der Universität Mainz untersucht, die 1996 unter dem Titel «Von der Anprangerung zum Skandal» (Untertitel: «Konsensbildung im Fall Werner Höfer») erschienen ist.⁶ Zunächst, so der Befund, habe sich die Reaktion der Presse diffus dargestellt und sei auch zurückhaltend gewesen. Als Grund wird ein «mangelnder Konsens» genannt, welche Bedeutung den Vorwürfen gegen Höfer zuzumessen sei.

Bedeutsame Ausnahme: vor allem die *Bild*-Zeitung, die bereits am Erscheinungstag des *Spiegel* (auf Grundlage der Vorabausgabe) die Vorwürfe redaktionell verarbeitet und aufgegriffen habe. Des Weiteren habe die Boulevardzeitung an allen Tagen der ersten Konfliktwoche berichtet, den Fall als «Top-Thema» behandelt und ihn «in einer Kampagne Ausgabe um Ausgabe am Leben erhalten». Dies habe für die Betroffenen – mithin Höfer und «im weiteren Sinne der *WDR*» – den «Verhaltens- und Rechtfertigungsdruck» verstärkt.⁷

Erst in der zweiten Woche, mit Zuspitzung der Geschehnisse, hätten die Publikationsentscheidungen stärker übereingestimmt, allerdings mit deutlichen Unterschieden in der inhaltlichen Struktur. Während der *Spiegel* den Schwerpunkt auf Höfers Tätigkeit vor 1945 und speziell auf die Frage seiner Autorenschaft für Nazi-Blätter gelegt habe, hätten sich die untersuchten Tageszeitungen vor allem mit Höfers späterem Verhalten und mit den möglichen Konsequenzen beschäftigt. Dabei sei der *Spiegel*-Angriff im Verlauf der publizistischen Beurteilungen «prononcierter» erschienen «als er tatsächlich war».⁸

Erwähnt werden die Besonderheiten, welche den Fall von Anfang an auch in der publizistischen Behandlung auszeichneten. Einmal, indem der Berufsstand selbst zum Gegenstand der wertenden Aufarbeitung gehörte, weil mit Höfer ein Journalist betroffen war, mithin die Kritik auch zu einer erweiterten Selbstkritik werden konnte. Zum zweiten, indem es eine lange Vorgeschichte gab. Und drittens, indem

sich nicht zwei klare Lager, geschieden nach den politischen Gruppierungen, bildeten. Vielmehr habe sich schon die Ausgangslage anders dargestellt: «Ein Journalist, der eher dem linksliberalen Lager zuzurechnen war, wurde von einem Organ der Linken unter Schützenhilfe einer konservativen Boulevardzeitung attackiert.»

Verglichen wird der «Thematisierungsprozess» über «Enthüllungs- bzw. Anprangerungsartikel» mit der Eröffnung einer Bühne, bei der es zu einem «Zusammenspiel» der medienexternen Akteure und der Medien komme. Die Verantwortlichen des *WDR*, teilweise selbst «Objekte des Angriffs», hätten die Bühne erst als Dritte betreten, worauf dann weitere Medien sich an der Berichterstattung beteiligt hätten. Insgesamt seien die Medien bei der durch den *Spiegel*-Artikel und die *Bild*-Sekundierung ausgelösten «Ereigniskette» auch «eigenständige Akteure mit eigenen Interessen und Zielen» gewesen.

Unabhängig von den Einzel-Vektoren in diesem Parallelogramm der Kräfte hatte die relative Zurückhaltung in den ersten Tagen, das Verzögerte in der Reaktion der Presse sowie die Ambivalenz in den Reaktionen viel zu tun mit dem Ruf, den sich Höfer speziell im und über den *WDR* erworben hatte. Speziell ab 1964, als er in der Funktion eines Direktors das Dritte Fernsehprogramm des Senders aufbaute, galt er als jemand, der unbedingten Liberalismus zu seinem Prinzip machte.

Die dritten Programme waren in jener Ausbau- und Legitimierungsphase des Mediums als Kultur- und Bildungskanäle einem besonderen Anspruch verpflichtet. Sie waren der Ort im Fernsehen, der auch nominell den vorherigen Anforderungen an das auch im Programmangebot Monopolartige und prinzipiell Massenhafte erkennbar fern lag. Wenn je Intellektuelle sich zu diesem Medium bekennen konnten, dann hier. Das galt beim *WDR* auch noch in jener Zeit – ab 1972 –, in der Höfer sowohl den *WDR*-Anteil am *ARD*-Gemeinschaftsprogramm als auch das Dritte Programm verantwortete.

Auch kritische Beobachter eher linker Provenienz sahen in Werner Höfer den Garanten eines politisch bewussten und dabei im Möglichkeitsspektrum strikt liberal ausgerichteten Programms, das sich in den zentralen Punkten – Zielsetzung, Formenreichtum, Themenwahl, Personal – abhob von den vergleichbaren Institutionen der anderen

Landesrundfunkanstalten. In jenen Jahren wurde von der politischen Gegenseite als Reaktion auf dieses Profil sogar eine dem *WDR* feindselige Parole in Umlauf gebracht: die vom «Rotfunk».

In welcher Form diese in der Sendepaxis sich niederschlagende Grundhaltung sich über die Jahre entwickelt hatte, beschrieb Rupert Neudeck, als es Mitte der siebziger Jahre zu einer Krise dieses politischen Verständnisses im *WDR* kam. Wobei, wie Neudeck schrieb, es durchaus auch zu «Belehrung, Ideologie, Botschaft und missionarisch Grundsätzlichem» gekommen war – eine Entwicklung, an deren «Umkehrprozess» Höfer selbst erklärermassen mitarbeiten wollte.⁹

Für Werner Höfer wurden diese mittleren Jahre auch zu einem Kampf um hierarchische Macht. Ein Kampf, den er verlor: Es gelang ihm nicht, seine offene Kandidatur um das Intendantentamt erfolgreich abzuschliessen. Er unterlag 1977 dem Juristen Friedrich-Wilhelm von Sell – weil die Koalition aus SPD- und FDP-Vertretern sowie aus den ihnen getreuen Gremienvertretern von Höfer nicht eingebunden werden konnte.

Manfred Jenke, wahrscheinlich – nicht nur wegen der vierzehn Jahre währenden redaktionellen Verantwortung für den «Frühschoppen» – einer der besten Kenner Höfers, hat nach dessen Tod die Stationen des Berufslebens und der Mäanderkarriere speziell auch im *WDR* genau beschrieben und dabei die spezifischen Eigenschaften herausgearbeitet.¹⁰

Als Vorzüge des «Internationalen Frühschoppens» (am 6. Januar 1952 erstmals im Radio gesendet, am 30. August erstmals auch parallel im Fernsehen ausgestrahlt) nannte Jenke einen (schon durch die Sprache der eingeladenen ausländischen Kollegen mitgeprägten) «Elementarunterricht in Weltpolitik, aber auch in gegenseitiger Toleranz». Vorzüge, die schwerer wögen als die Kritik an der auch in der Sendung zu findenden Spiessigkeit und dem «betonierten Ritual mit einem gelegentlich sich selbst feiernden TV-Zeremonienmeister» (wie es die Journalistin Carla Woter im Kern richtig dargestellt habe).¹¹

Allerdings, gerade wegen der von Höfer praktizierten Form der Diskussion mit internationalen Journalisten hatte der *Spiegel* 1959, als die Sendung also noch keine zehn Jahre alt geworden war, einen heftigen Angriff gefahren.¹² Und dabei auch eine Menge an

Persönlichkeits-treffenden Pfeilen gegen den Gastgeber des «Internationalen Frühschoppens» abgeschossen. In einem zwölfseitigen Artikel – mithin in geballtem Umfang und mit beträchtlichem Aufwand – spitzte der *Spiegel* seine Titelgeschichte unter der Überschrift «Die Werner-Höfer-Schau» vor allem in einem Punkt zu: Höfer verhindere wirkliche Diskussionen, vermeide die heissen Eisen und Kontroversen. Und: Er schulmeistere seine Gäste. Mit der Folge, dass sich die inhaltlichen und atmosphärischen Pannen häuften. Dies habe bewirkt, dass die Sendung («ein fester Bestandteil des öffentlichen Lebens in der Bundesrepublik») in eine «Krise geraten ist, die teils in der Sache, teils in der Person Höfers begründet ist».

An einer Reihe von Beispielen, ausgehend von einer belehrenden Intervention Höfers in einer Runde zur Bewertung der DDR-«Spalter»-Flagge, sucht der *Spiegel* seinen Angriff zu belegen. So wirft er dem Moderator vor, in einer gezielten Technik «alle echten Diskussionen möglichst mit Conferencier-Mätzchen zu verharmlosen oder in nationalem Stammtisch-Pathos zu ertränken». Er dominiere die Diskussion schon rein quantitativ, spreche «durchschnittlich zweieinhalbmal soviel» wie jeder einzelne andere Teilnehmer. Ausserdem suche er die Gäste durch eine «überbordende Höflichkeit zu domestizieren» und sie in ein «samtenes Laufgitter» zu sperren, in dem sie «unter seiner Anleitung vorm Publikum ihre Kunststücke absolvieren» und seine «beschwörenden Kommentare und Noten» einstecken müssten.

«Pädagogische Ermahnungen im Stil eines guten Onkels», der «unartige Kinder tadelt», eine «amateurhafte Art, sich mit Politik zu befassen», das «rücksichtslose» Abbiegen von Themen, «die etwa für deutsche Ohren verdrliesslich zu hören wären»: Auch dies gehört zur Palette der Vorwürfe. Die Gesamtkritik mündet in die Mahnung, dass ein «neuer Frühschoppen» gebraucht werde statt der «abgespielten» Sendung mit einem «überlegen schwadronierenden Alleinunterhalter»: ein Frühschoppen «mit wenigen, des Gesprächs werten Themen, ohne Trinksprüche, ohne Biertisch-Sentimentalitäten, ohne den schwer erträglichen Biedermannston, und wenn unter dem bisherigen Gesprächsleiter, dann unter einem neuen Werner Höfer, der den Billigen Jakob in der Requisiten-Kammer des Kölner Funkhauses abgelenkt hat».

Auffällig ist das weitgehende Aussparen der Vorkriegs-Biografie

Höfers in dieser Attacke. Die Titelgeschichte hebt zwar ein paar Mal auf eine bestimmte, nämlich Stammtisch-geprägte Form des Patriotismus des Moderators ab, doch streift sie nur beiläufig dessen Vergangenheit, schreibt sie sogar auch äusserlich klein, mit der Buchstabenfolge des «Ex-Pg.», die für den ehemaligen Parteigenossen steht. Stattdessen werden die Eigenschaften einer Diva herausgearbeitet, einer eitlen und selbstdarstellungsgetriebenen Person. So achte er bei der Personalbesetzung darauf, dass keine lästige kollegiale Konkurrenz die eigene «onkelhafte Starrolle beeinträchtigen könnte», dass folglich seine Mitarbeiter «mit Gewissheit unter seinem eigenen Niveau» blieben.

Diese Eitelkeit und dieser Pfauendrang spiegelten sich auch im Privatleben: an sechs allein für ihn reservierten Klingelknöpfen am Kölner Wohn-Hochhaus, am publizitätsträchtigen Getue in seinem Sylter Urlaubsdomizil, auch an verspielten und thematisch nichtssagenden Kolumnen, die er für die Programmzeitschrift *Radio Revue* wöchentlich (unter dem Titel «Ansichtssachen» schreibe. Dazu komme auch ein Hang, als eine Art «Schatten-Intendant» im *NWDR* zu arbeiten: Indem er an vielen Sendungen mitwirke und aktuelle Dienste leite. Hinzu komme, dass er «nach Schätzungen neidischer und bewundernder Kollegen» allein aus freier Mitarbeit bis zu 8'000 Mark Monatseinkommen erwirtschaftete.

Die biografische Erhellung selbst fällt in dem langen *Spiegel*-Titel ausgesprochen kurz aus und findet den Aufhänger bei der kritischen Bewertung des *Neue Zürcher Zeitung-Journalisten* Fred Luchsinger, der auf weitere Auftritte im «Frühschoppen» verzichtete, weil er dort eine fundierte Politik-Auseinandersetzung vermisste und begründend fragte, warum der *Westdeutsche Rundfunk*, der über eine ganze Reihe «politisch sehr qualifizierter Journalisten» verfüge, ausgerechnet «einen Mann der leichten Muse mit der Leitung politischer Debatten zwischen sachkundigen Leuten» betraue. Luchsinger hatte diesen Vorwurf noch aufgeladen, indem er dem Mann der leichten Muse noch ein Attribut mitgab: «der in seinem Fach durchaus Akzeptables leistet».

Hieran knüpfte 1959 der *Spiegel* an und deutete auf die ersten Schritte der journalistischen Praxis Höfers als «Redakteur eines Unterhaltungsteils», nach «theater- und zeitungswissenschaftlichen Vorlesungen» in Köln. Das Kölner Blatt *Der Neue Tag*, wo Höfer

1938 als Feuilletonredakteur einstieg, wurde – so wird es stüffisant vermerkt – «zum guten Teil bei sportinteressierten Lesern» abgesetzt.

Zur Kriegszeit, so die weitere Passage, habe Höfer in der «Organisation Todt» gedient, dabei aber «in Berlin Zeit und Gelegenheit» gefunden, «für die Boulevardzeitungen *12-Uhr-Blatt* und *BZ am Mittag* des Ullstein-Unternehmens *Deutscher Verlag Film und Theaterkritiken* zu schreiben.» Kurz vor Kriegsende sei er als Soldat in amerikanische Gefangenschaft geraten, aus der er 1946 entlassen worden sei. Von Beiträgen im propagandistischen Stil der Nazi-Zeit ist nicht die Rede. Offen ist, ob der *Spiegel* zu jener Zeit keine Kenntnis davon hatte oder mögliches Wissen ausgeblendet wurde. Entsprechende öffentliche Hinweise auf belastende Höfer-Formulierungen kamen erst drei Jahre später aus der DDR.

Eine Schlüsselfigur in der kurzen vorhergehenden biographischen *Spiegel*-Passage: der zu jener Zeit amtierende Intendant des Senders Köln des damaligen *Nordwestdeutschen Rundfunks*, Hanns Hartmann, der laut Mitarbeiter-Aussage Höfers Begabung (gekennzeichnet durch die spätere Selbstaussage: «Ich bin ein Showman») sofort erkannt habe. «Beide Herren», merkt der nächste Absatz an, «verbringen bis heute ihre Urlaubstage in zeitlicher und räumlicher Nähe auf der Insel Sylt».

Tatsächlich war Höfer für den *Nordwestdeutschen Rundfunk* im September 1947 von Hanns Hartmann entdeckt worden. Ihm, dem Gründungsintendanten, war die kritische Reaktion des damals für die Wochenzeitung *Rheinischer Merkur* schreibenden jungen Kulturkorrespondenten aufgefallen, der auf einer Pressekonferenz des sich formierenden Senders, bei der es um eine gewünschte grössere Eigenständigkeit seines westdeutschen Teils ging, die dort formulierten «wohlgefälligen Allgemeinplätze» moniert hatte.

Hartmann habe, wie Höfer versichert, seine früheren Arbeiten aus der NS-Zeit – Theaterkritiken in der *BZ* und im *12-Uhr-Blatt* – «sehr genau» gekannt und sie «bemerkenstwert» gefunden. Dies habe er in der ersten persönlichen Begegnung zum Ausdruck gebracht. Nach einiger Zeit sei er dann in den Sender gebeten worden, wo Hartmann das Gespräch über eine Beschäftigung aufgenommen habe. Dies in Anwesenheit des damaligen britischen Chief-Controllers Hugh Carl-

ton Greene, der sich sehr intensiv nach ihm erkundigt habe, als es um eine mögliche Anstellung ging. Dies sei allgemeines Prinzip gewesen, das bei einer Reihe potenzieller Kandidaten auch dazu geführt habe, das bekundete Interesse wegen deren belasteter Vergangenheit wieder zurückzuziehen.

In dem epd-Interview berief sich Höfer auch auf einen Brief Hartmanns an einen Kollegen, aus dem Hartmanns genaue Kenntnis seiner Vorkriegs-Vergangenheit hervorgegangen sei. Um die Haltung und Gesinnung Hartmanns zu charakterisieren, erwähnt er zudem, dass dieser häufig den Gelben Stern getragen habe, aus Solidarität mit seiner jüdischen Frau. Ein (berufs-)psychologisches Argument soll zudem stützen, dass er, Höfer, in der NS-Zeit keine hetzerischen oder verletzenden Artikel verfasst habe. «Theaterleute» nämlich – und dies ist gemünzt auf das Branchenmilieu Hartmanns, der zuletzt das Metropol-Theater im Ostsektor Berlins geleitet hatte – fühlten sich «verrisen, wenn sie nicht ausdrücklich gelobt würden». Warum, so Höfers nicht nur rhetorisch gemeinte Frage, habe vom Ende des Krieges bis zum Zeitpunkt, als «DDR-Propagandist Norden Vorwürfe gegen mich erhob, keiner von den Theaterleuten, die subjektiv oder obektiv Grund gehabt hätten, über meine Kritiken unglücklich zu sein, je ein Wort des Tadels oder der Klage oder der Rache erhoben?»

15 Jahre lang sei mithin Gelegenheit gewesen, «mich, vor der Ost-Berliner Pressekonferenz, als ganz schlimmen Nazi und Superpropagandisten zu denunzieren, mir die peinlichen Vorjahre anzuhängen». Dass dies nicht geschah, nahm Höfer als offenkundigen Beleg, dass er «so schlimm» nach Ansicht der Augen- und Zeitzeugen «demnach wohl nicht gewesen sein» könne. Dass wiederum die Angriffe auf seine Vergangenheit aus der DDR kamen, war in der Zeit des Kalten Krieges nach Ansicht der meisten Beobachter ein wichtiger Schutzschild für Höfer. Denn es schien einsichtig, dass mit ihm aus taktisch-politischen Gründen eine publizistische Symbolfigur der noch jungen Bundesrepublik an den Pranger gestellt und möglicherweise beruflich vernichtet werden sollte.

Schon 1961, also ein Jahr vor der Norden-Pressekonferenz, hatte beispielsweise Karl-Eduard von Schnitzler in der Sendung «Der

Schwarze Kanal» des DDR-Fernsehens (er sollte westliche Sendungen, in Zitaten vorgeführt, ideologisch demontieren) den «Nachweis» führen wollen, «dass Herr Höfer einen ganz konkreten Auftrag und dass seine Sonntagssendung eine ganz bestimmte Funktion im Rahmen der Bonner Politik» hätten.¹³ Mit gezielt eingeladenen Gästen wolle Höfer, so von Schnitzlers Stossrichtung, «unter dem Tarnmantel der dreien Diskussions Adenauer-Politik machen». Dazu gehöre, verbrecherische Alt-Nazis nachträglich zu decken und vor einem gerechten Prozess zu bewahren und zu versuchen, über eine «peinliche Angelegenheit» aus dieser Zeit «den Mantel der Nächstenliebe auszubreiten und den Pelz zu waschen, ohne ihn nass zu machen».

Dass sinngemäss ein solches Verhalten auch wesentlich das Verhältnis zur eigenen Vergangenheit bestimmt habe, wurde in Kommentaren nach dem tatsächlichen Sturz Höfers zur Jahreswende 1987/88 formuliert. Höfer, so eine vielfach vertretene Linie, habe sich in eine Schonhaltung gegenüber der eigenen Person begeben, habe jeweils nur das eingestanden, was gerade bekannt gewesen sei. Er habe hinterher verharmlost, beschönigt, verschleiert.

Er selbst hat dabei bestritten, dass die weiteren Artikel, die Harald Wieser im *Spiegel* als Belege für seine feiernde Nähe zum NS-Regime angeführt hatte, «in der Substanz» etwas Neues vorgeführt hätten – dies gelte lediglich für das Quantitative. Und er blieb dabei, dass er keine Kontrolle («gar keine») über seine in den Kriegsjahren verfassten Texte gehabt habe. Dabei sei «von allen Dingen, die da unter meinem Namen laufen», das «bitterste Stück» das schon «früher bekannte, mit dem auf den hingerichteten Pianisten Kreiten gemünzten Zusatz». Es sei jenes, «von dem ich mich am energischsten distanzieren möchte, wenn es ein Stück von mir wäre».

Seine journalistische Karriere hatte Höfer 1932, nach dem Abitur, als Hospitant beim *Kölner Lokalanzeiger*, dem Lokalblatt der *Kölnischen Volkszeitung*, begonnen. Dort hatte er nach eigenem Bekunden erlebt, wie die SA die Redakteure dieser dem Zentrum zugehörenden Blätter vertrieben und die publizistische Macht übernommen hatten. Bald schon habe es überall Zeitungen gegeben, die nur noch nach aussen hin einen «bürgerlichen Anschein erwecken durften oder mussten». In Köln sei dies *Der Neue Tag* gewesen, wo er im Feuilleton gearbeitet habe.

Geboren worden war Höfer am 21. März 1913 in dem Dorf Kaisersesch in der Eifel. Sein Vater war Beamter, als Strassenbaumeister. In Mayen hatte er das Gymnasium besucht, danach in Köln Philosophie, Geschichte sowie Theater- und Zeitungswissenschaft studiert. Die erste feste Redakteursstelle: das Feuilleton beim *Neuen Tag*. Zu den späteren «festen» Stationen gehörten – nach dem Nachkriegs-Einstieg beim damaligen *NWDR* als Leiter der Aktuellen Abteilung – die Chefredaktion der *Neuen Illustrierten* (ab 1961), dann die 1964 übernommene Direktion des Dritten Fernsehprogramms des *WDR*, ab 1972 auch die Übernahme für die ARD-Zulieferungen des Senders. Eine Tätigkeit, die 1977 endete: Höfer verliess – nach der gescheiterten Kandidatur um die Intendanz – den Sender.

Sowohl 1961 als auch 1977 waren seine institutionellen Abschiede geprägt durch hierarchische Differenzen. So hatte der erste Fernsehdirektor des *WDR*, Hans Joachim Lange, bei seinem Amtsantritt im April 1960 die noch vertraglich festgeschriebene Machtposition Höfers mit der gleichzeitigen Verantwortung für die aktuellen Fernsehsendungen «Hier und Heute» und den «Internationalen Frühschoppen» nicht hinnehmen wollen. Eine reduzierte Funktion wollte Höfer nicht akzeptieren – und quittierte die Dienste. Allerdings führte er als Freier Mitarbeiter den «Frühschoppen» weiter, verantwortet jetzt vom Hörfunkdirektor. Die Rückkehr fädelt Heinz Kühn ein (nach 1945 Chefredakteur der *Rheinischen Zeitung*, ab 1966 Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen). Kühn wiederum erschien Höfer später als Verhinderer der Intendanten-Karriere – und als eine negative Schlüsselfigur, als es Ende 1987 darum ging, wie die Gremien des Senders die Anschuldigungen aus dem *Spiegel* behandeln und weiter mit dem attackierten Leiter des «Internationalen Frühschoppens» verfahren sollten.

Denn jetzt hatte er schützende Worte des ehemaligen Befürworters und Förderers erwartet: eine Fürsprache, die ausblieb. Denn jetzt spielten auch Formalien eine Rolle, die vorher kaum beachtet worden sind oder auch aufgrund der frühen Ein- und Hochschätzung Höfers durch den Gründungsintendanten Hanns Hartmann als nebensächlich gegolten hatten.

Dazu zählte die Nähe zum NS-Regime, die Höfer im Jahr 1933 durch den Eintritt in die NSDAP dokumentiert. Ein Vorgang, den

Höfer in späteren Interviews bagatellierte: Das sei ihm als eine Art Verein erschienen. Eine Relativierung, die er auch hinsichtlich seiner journalistischen Tätigkeiten in der Kriegszeit pflegte. Dazu gehörte, mit Kriegsbeginn, die Station Deutscher Verlag in Berlin (Höfer-Version: «die nazifizierte oder arisierte Version des Ullsteinverlags»), mit einem «Entree» des «völlig Apolitischen» bei der dort erscheinenden *Koralle*. Zur Höfer-Darstellung gehört auch, dass der Verlag unter der Publikation *Signal*, herausgegeben vom Oberkommando der Wehrmacht, Leute anstellte, um sie vor der Einziehung zur Armee zu schützen – so sah er auch seine dortige Rolle.

Nach der *Koralle-Zeit* die «exponierte Tätigkeit» als Theaterkritiker bei der *BZ am Mittag*, für ihn «das interessanteste Blatt für die gesamte Theaterwelt». Dazwischen war er – als Mitarbeiter im Pressereferat des Rüstungsministeriums – dienstverpflichtet, für die Organisation Todt, die ihm allerdings erlaubte, ausserdienstlich Theaterkritiken zu schreiben.

Im Frühjahr 1943 wurde die *BZ* mit dem *12-Uhr-Blatt* fusioniert, von Höfer als «Hintertreppenzeitung» des Deutschen Verlags eingestuft. Er sei verpflichtet worden, als «interessante Feder» dort weiterzuarbeiten; telefonisch sei eine Kolumne verabredet worden, so wie auch telefonisch die Texte durchgegeben worden seien. Entscheidend für seine Verteidigungslinie ist dann die Aussage: «Es war so selbstverständlich, dass an den Texten geändert wurde, manchmal fundamental, dass sich niemand darüber wunderte.» Seine Bezeichnung dafür: «systemimmanent», gemäss der Praxis des Propagandaministeriums, jeden Tag «Sprachregelungen» herauszugeben, «die streng beachtet werden mussten». Nicht nur Tendenzen seien vorgeschrieben worden, sondern «es ging bis in die Formulierung, die Platzierung».

Zur Unterstützung seiner Behauptung, dass er «gar keine» Kontrolle über seine Texte hatte, führte Höfer an, dass er die Redaktion des *12-Uhr-Blattes* nie betreten, dass er «nie» mit einem der Redakteure einen direkten Kontakt gehabt habe¹⁴. Zudem habe er – erst später – erfahren, dass der Chefredakteur ein «persönlicher Duzfreund» des Propagandaministers Goebbels gewesen sei, «der schneller dachte als sein Herr und Meister selbst»; der Stellvertreter sei kaum besser gewesen. Dazu die Umstände des totalen Kriegs: «Man machte die

Arbeit, zwischen den Luftangriffen, in Bunkern, Wartesälen, aber eigentlich nur, um der Pflicht zu genügen und zu überleben.»

Seine Formel dafür: Ein Held sei er nicht gewesen, er sei «nicht geschaffen zum Märtyrertum». Um mit der Familie zu überleben, habe er «innerhalb dessen, was man nicht verhindern konnte, und dessen, was man sich gerade noch leisten konnte, versucht durchzukommen.» Seine Kraft habe nicht ausgereicht, «beispielsweise diese Manipulationen beim *12-Uhr-Blatt* – die für dieses Blatt, diese Zeit, dieses Regime überhaupt nichts Unnatürliches waren – zu verhindern.» Das, so fasst er im Januar 1988 seine Haltung zusammen, «tut mir leid». Und selbstverständlich bedaure er dies auch. «Aber», fügt er in Richtung auf die Vorwürfe des Verschleierns, des Beschönigens, des Verharmlosens, des Verdrängens hinzu, «ungern in der Öffentlichkeit».

Er sei der Einzige, der genau wisse, welche Vorwürfe berechtigt seien, das müsse er mit seinem Gewissen ausmachen und «mit meinem Geschmack». Keine Lust habe er, «noch mal mit Persilschein-Argumentationen aufzutreten, Zeugen beizubringen und Zeugnisse». Peinlich finde er, nochmals darzulegen, was er nicht getan habe oder andererseits an menschenfreundlichen Handlungen «gerade noch vollbringen konnte». Zusammengefasst: Er denke nicht daran, «diese Art von Selbstdarstellung zu betreiben.»

War es diese Art von «Selbstdarstellung», die *WDR*-Intendant Friedrich Nowotny von ihm nach der *Spiegel*-Veröffentlichung erwartete? Tatsächlich erwartete er eine deutliche Klärung, die – genau nach dem Tenor der äusseren Rechtfertigung – Höfer nicht herbeischaffen konnte. Weil er bei der Version blieb, die juristisch so wenig zu beweisen wie zu widerlegen war.

Weil wiederum der Rundfunkrat die Dreimonatsfrist, die Nowotny am 16. Dezember im Programmausschuss des Rundfunkrates Höfer zur persönlichen Klärung «mit einem befriedigendem Ergebnis» eingeräumt hatte, im Sinne der Unverzüglichkeit auf eine Kürzestspanne verknappte, war das Tischtuch zerschnitten: Nur wenige Tage genühten, um Höfer resignieren zu lassen, im doppelten Sinne – auch in der inneren und äusseren Reaktion: stolz und ungebeugt, was die Sache der Anklage betraf, doch tief gekränkt und verbittert, was das Verhältnis zum Sender anging.

Lediglich drei Rundfunkratsmitglieder hatten sich enthalten, als das Gremium auf der Sitzung am 21. Dezember den Beschluss fasste,

in dem Höfer nahegelegt wurde, noch vor dem März die Leitung des «Internationalen Fröhschoppens» abzugeben. Weiter wurde eine «schnelle Klärung der Angelegenheit» gefordert, «damit kein Schaden für den WDR entsteht». Nowotny wurde in dem Beschluss gebeten, «kurzfristig ein Gespräch mit Höfer zu führen» sowie «die Fortführung der von Werner Höfer entwickelten international respektierten Sendereihe zu sichern».

Höfers postwendender, vom 22. Dezember datierter Absagebrief an den WDR stellt u.a. die Frage, ob eine Fristsetzung bei der Klärung nicht bereits einer «Vorverurteilung» gleichkomme. Als Schlussfolgerung stellt er fest, ihm sei «der Stuhl vor die Tür» gesetzt worden, noch bevor er zur Klärung habe beitragen können. Es sei ihm zur Stunde «weder möglich» noch erscheine es ihm «vordringlich, ‚Motivforschung‘ und ‚Spurensuche‘ anzustellen, nachdem ich bislang wehrlos den Angriffen zweier ungleicher Pressegeganten ausgeliefert war».

Nach Höfers erzwungenem Abschied gab es auch eine Reihe von Pro-Stimmen, die sein Verhalten guthießen, darunter – als prominentester Fürsprecher – der französische Politologe und Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels, Alfred Grosser, der in der Nazi-Zeit als Kind einer jüdischen Familie emigriert war. Sein Hauptargument: Es habe viele gegeben, die «viel Schlimmeres» getan hätten als Höfer. Und, vor allem, dessen erwiesenes langjähriges demokratisches Engagement habe das, was zu den Vorwürfen geführt habe, mehr als ausgeglichen.

Höfer hat dies aufgegriffen in einem einheitlichen Dankesbrief an «gute, treue Freunde» aus aller Welt, die ihm «auf bewegende Weise ihre Sympathie und Solidarität bekundet haben»¹⁵. Er führt darin die Argumente zusammen: Der internationale Fröhschoppen habe viel beigetragen «zur Demokratisierung der Gesellschaft und zur Verständigung unter den Völkern». Und: «Besonders häufig wird diese Diskussionsrunde mit Kollegen aus aller Welt als eine Schule der Toleranz bewertet.»

Höfer tröstet sich in diesem Brief mit den «zahllosen Zeugnissen von Verständnis und Mitgefühl» nach seinem Abschied «von Sender und Sendung». Und wirft dabei speziell in die Waagschale – auch dies im Blick auf eine Gesamtbilanz, welche die Vorkriegs- und die Nachkriegsvergangenheit und sein Verhalten darin über einem gemeinsamen Strich anordnet –, dass ihn die Bekundungen jener Freun-

de «besonders ergriffen» hätten, die «wegen ihres eigenen Schicksals oder der Geschichte ihres Volkes am ehesten Grund hätten, sich von einem Mann zu distanzieren, der in der schlimmsten Zeit unserer Geschichte zwar kein ‚Schreibtischtäter‘, aber auch kein Widerstandskämpfer war.»

Sein Versuch, diese starke Bezeichnung aus der Unterzeile der *Spiegel*-Überschrift – die leicht mit Personen und Namen wie Heinrich Himmler und Adolf Eichmann assoziiert wird – wegen einer damit verbundenen schwerwiegenden Verletzung seiner Ehre und seiner Persönlichkeitsrechte gerichtlich verbieten zu lassen, scheiterte allerdings, ebenso wie die mit dieser Klage gegen den *Spiegel* verbundene Forderung nach einem Schmerzensgeld von mindestens 100'000 Mark.

In dem Abschieds- und Dankesbrief greift er den Gedanken auf, dass sich die Leistungen verschiedener Lebensphasen durchaus miteinander aufwiegen lassen. Viele Kollegen, darunter eine «starke Gruppe von Ausländern, darunter auch namhafte Emigranten, haben meiner Nachkriegsarbeit den Vorrang gegeben vor Fehlleistungen aus der Kriegszeit». So wie er diese Fehlleistungen bedaure, bewundere er die «Souveränität und Loyalität jener, die wissen, wovon und über wen sie reden». Darin steckt die Gegenanklage, dass es inzwischen mit Blick auf seine Person eine Konformität der Verurteilung gebe, die zu durchkreuzen Mut verlange. Auch insofern kommt es zu einer emotionalen handschriftlichen Schlussformel: «In wehmütiger Erinnerung...»

Die tatsächliche Kränkung wegen der von ihm als absolute Illoyalität empfundenen Haltung der *WDR*-Führung und der Gremien des Senders ging so tief, dass er sich jede Bekundung bei seinem späteren Ableben verbat. Der *WDR* hielt sich allerdings nicht an diese Auflage. Als Höfer im November 1997 im Alter von 84 Jahren starb, schaltete der Sender eine Todesanzeige, in welcher die wesentlichen Stationen seiner Rundfunkarbeit in jeweils knapper Form gewürdigt wurden, vom «Frühschoppen» bis zur Direktorentätigkeit in der Zeit von 1964 bis 1977.

Höfer habe, schreibt der unterzeichnende Intendant Fritz Pleitgen, «dem Aufbau des Fernsehens in Deutschland und den Programmen des *WDR* entscheidende Impulse» gegeben. Der «Vollblutjournalist», der es geliebt habe, mit der Sprache umzugehen, der aber auch die anderen immer habe zu Worte kommen lassen, habe «Journali-

stengenerationen» sowohl gefördert als auch geformt. «Unkonventionell, ideenreich und zupackend» habe er sich «im *WDR*, in der *ARD* und vor allem bei seinem Publikum Respekt und grosse Anerkennung» erworben. Den Programmen und «seinem Sender» habe er «den Ruf der Liberalität und Unabhängigkeit» verschafft. Der Schlusssatz fasst die heikle Mission dieser Anzeige relativierend zusammen: «Mit Blick auf seine Geschichte hat der *WDR* allen Grund, dem Rundfunkpionier Werner Höfer ein gutes Andenken zu bewahren.»

In der Pressemitteilung zu seinem Tod wurde die entscheidende Bruchstelle genannt, ohne allerdings eine Bewertung in der Sache zu wagen. In kühlster Knappheit heisst es: «Als ein Artikel, der unter Höfers Namen in der Nazizeit veröffentlicht worden war, heftige Diskussionen auslöste, gab Werner Höfer 1987 die Moderation des internationalen Frühschoppens' auf und zog sich in sein Privatleben zurück.» Erwähnt wird, dass Höfer die Autorenschaft «bis zum Ende seiner Tage bestritten» habe. Zur Einordnung und – dies das Signal – als einlenkende Beurteilung wird ein Satz Manfred Jenkes zitiert: «Was der Journalist Werner Höfer vor 1945 geschrieben hat, darf keineswegs vergessen sein, es muss aber dem Menschen vergeben werden, angesichts seines für die Zeit nach 1945 bisher unbestrittenen Eintretens für Wiedergutmachen zugefügten Unrechts, für Liberalität und Toleranz, für Verständigung zwischen Völkern und Kulturen».¹⁶

In der exemplarischen Debatte über die angemessene Art, Vergangenheit zu bewältigen und das eigene Verhalten zu rechtfertigen, gab es allerdings keinen ausreichenden Raum für die Beteiligten, mit Argumentationen aufeinander zuzugehen, die nicht von vorneherein durch Korsettstangen des Für oder Wider stabilisiert waren. Das galt für Höfer, der es – obwohl er eine hochöffentliche Figur war – zu seiner privaten Frage, auch zu einer Geschmacksfrage machen wollte, wie er sich öffentlich zu einer sehr zeitkonformen Vergangenheit stellen sollte. Die *WDR*-Spitze wiederum, vor allem die Mehrheit der Gremien, brachte wegen der populären Öffentlichkeit der Debatte nicht genügend Geduld auf, auch kein psychologisches Verständnis, für die zementierte Genesis der Höfersehen Legende seiner Biographie. Wobei, wie Manfred Jenke sich heute erinnert, die Stimmung im Rundfunkrat sich erst dann eindeutig zu Ungunsten Höfers verschoben habe, als das Gremienmitglied Jürgen Büssow,

SPD-Politiker, auf die drängende Mahnung seiner jüdischen Frau verwiesen habe: Ob er weiter sich für einen Sender einsetzen könne, dem ein Mann mit einer schlimmen Vergangenheit wie Höfer angehöre?

Diese klare moralische Haltung und auch eindeutige Verurteilung Höfers prägte eine Reihe von markanten journalistischen Beiträgen in der Nachbearbeitung. Daran beteiligten sich zahlreiche namhafte Autoren wie Ulrich Greiner in der *Zeit*,¹⁷ der Höfers Verhalten in der Unfähigkeit zu trauern begründet sieht und vor «Krokodilstränen» warnt. Dazu gehört auch Barbara Sichtermann, die eine ZDF-Diskussion, an der Höfer in eigener Sache teilnahm («Journalisten fragen – Höfer antwortet»), für die *Zeit* besprach und dabei die Beschönigungsversuche Höfers kritisierte, wobei am «Fall» besonders die vorhergehende Geschichte der äusseren «Hätschelei» interessant sei.¹⁸

Auch Robert Leicht prangert in der *Zeit*, so wie Heribert Prantl in der *Süddeutschen Zeitung*, Höfers Haltung als «Verschleierung» an. Die schärfste, geradezu vernichtende Verurteilung findet sich bei Erich Kuby, der in der *Badischen Zeitung* Höfer einen «windelweichen Gesellen» und «eiskalten Opportunisten» nennt, dessen Mangel an Zivilcourage Abscheu auslöse. In der Nachkriegszeit habe Höfer diesen Opportunismus genialisch in die Form eines «toleranten Neutrums» übersetzt, der folglich unter dem Zwang gestanden habe, «als Patentdemokrat pausenlos präsent» sein zu müssen. Dieter Schröder nennt in der *Süddeutschen Zeitung* den Fall Höfer («wenn er denn einer ist») ein Lehrstück für falsche Vergangenheitsbewältigung.

Dagegen stehen kritische Fragen nach Selbstgerechtigkeit und dem schalen Geschmack, den diese eiligste Form der Entledigung durch den Rundfunkrat hinterlasse. Die *Hannoversche Allgemeine Zeitung* verbindet dies mit Erinnerungen an den Fall Schönhuber beim *BR* und an den vorhergehenden Sturz des *WDR*-Chefredakteurs Theo Loch (im einen Fall, weil Schönhuber sich offen zu seiner Funktion in der Waffen-SS bekannt hatte, im anderen, weil Theo Loch diese Mitgliedschaft vor der Aufdeckung verschwiegen hatte).

Zu den Blättern, die Höfer in Schutz nehmen, zählt der sozialdemokratische *Vorwärts*, der dessen Verdienste um die Demokratisierung der Nachkriegs-Gesellschaft rühmt und in den Angriffen und

im Verhalten der Beteiligten ein «Schmierstück» ausmacht¹⁹. Damit befindet er sich – in unfreiwilliger Allianz – an der Seite des *Bayernkurier*, der die heftige Diskussion und die Verurteilung Höfers als «Heuchelei» auffasst.²⁰

Es finden sich auch grosse differenzierende Beiträge, so von Hildegard Hamm-Brücher im *Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt* («Kein Anlass, sich selbst zu applaudieren»), und, vor allem, von Otto Köhler in der *Zeit* – in einigem zeitlichen Abstand, gut drei Wochen, nachdem die Entscheidungen gefallen sind. Köhler befragt darin seine eigene journalistische Vergangenheit, auch die der damaligen Kollegen, und kommt selbstanklagend zum Schluss, dass die Existenz des «Schreibmaschinentäters» auf viele zugetroffen habe: «Wir Journalisten haben mitgeschrieben», der Hass, der sich im Kreiten-Artikel ausdrücke, sei auch sein eigener Hass gewesen.²¹

Was bleibt, was ist der Kern von Köhlers Kritik an Höfer? Ein Kern, den alle bemerken, die sich mit diesem Fall eines Falls beschäftigt haben: weniger die Unfähigkeit zu trauern als die Unfähigkeit, sich öffentlich zu bekennen. Das exemplarische Ergebnis: eine *verspätete Nemesis*.

Michael Wildt

**Exkurs: Korrespondenz mit einem Unbekannten
Hannah Arendt und ihr Lektor,
SS-Obersturmbannführer Dr. Hans Rössner**

Beim Zusammenbruch des NS-Regimes begingen nur wenige Führungsangehörige des im September 1939 entstandenen Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) Selbstmord; etliche konnten untertauchen und fliehen. Einige wurden wegen ihrer Verbrechen angeklagt und verurteilt. Der einzige umfassende Prozess gegen die RSHA-Führung, der tatsächlich stattfand, war der Einsatzgruppen-Prozess 1947/48. Von den 23 Angeklagten stammten zehn aus dem RSHA, der Zentrale der Vernichtungspolitik des NS-Staates. Von diesen wurden sechs zum Tode, zwei zu lebenslanger Haft und zwei zu jeweils zwanzig Jahren Freiheitsstrafe verurteilt. Aber nur einer, Otto Ohlendorf, wurde tatsächlich im Juni 1951 hingerichtet.¹

Die meisten begannen im Nachkriegsdeutschland, dessen politisches Klima nicht die Aufklärung der Verbrechen, sondern die Integration der Täter förderte, eine bürgerliche Karriere.² Allerdings zeigen die Nachkriegskarrieren der ehemaligen RSHA-Elite, dass Vorstellungen einer nahtlosen Kontinuität oder gar Restauration der NS-Eliten nicht der Wirklichkeit entsprechen. Am leichtesten, wieder in die alten Positionen zu kommen, war es für die ehemaligen Kriminalbeamten, die ihre Ausbildung absolviert hatten, bevor sie zur Gestapo wechselten. Bei den ehemaligen Gestapobeamten lag dagegen die Quote der Rückkehrer in den Staatsdienst erkennbar niedriger. Sie fanden zumeist einen Platz entweder im halbstaatlichen Bereich als Verbandsfunktionär, oder in der Wirtschaft als selbständiger Rechtsanwalt bzw. Unternehmenssyndikus.

Am schwierigsten hatten es die ehemaligen SD-Angehörigen, die weder auf eine Beamtenlaufbahn noch über die Ausbildung eines Verwaltungsjuristen verfügten, sondern als Historiker, Orientalisten, Germanisten, Theologen oder Zeitungswissenschaftler zum SD gekommen waren. An eine akademische Nachkriegskarriere war eben-

falls kaum zu denken, da diese Männer ihre universitäre Laufbahn für die politische Option des Reichssicherheitshauptamtes aufgegeben hatten. Einige kamen in eher mittelständischen Betrieben unter, aber Germanisten wie Rössner oder Spengler, Historiker wie Biederbick wandten sich vielmehr dem Journalismus und der Verlagsbranche zu, um hier einen neuen beruflichen Werdegang zu beginnen. Den bekanntesten Fall bilden zweifellos die *Spiegel*-Redakteure Dr. Horst Mahnke und Georg Wolff.³ Mahnke hatte bei Six mit einer Dissertation über die Freimaurer-Presse in Deutschland promoviert, folgte diesem als Assistent sowohl an die Auslandswissenschaftliche Fakultät der Universität Berlin als auch ins RSHA und mit dem von Six geführten Einsatzkommando 1941 in die Sowjetunion.⁴ Auch Georg Wolff hatte in Königsberg studiert und war von 1940 bis 1945 als SD-Führer im besetzten Norwegen tätig gewesen. 1952 wurden Horst Mahnke als Ressortleiter «Internationales/Panorama» und Wolff als Leiter des Bereichs «Ausland» beim *Spiegel* angestellt – keineswegs ein Fauxpas des Herausgebers Augstein, wie Lutz Hachmeister festhält, sondern Teil einer Strategie, mit ehemaligen SD-Führern, Gestapo-Leuten und NS-Propagandisten skandalträchtige Stories aus dem NS-Staat präsentieren zu können.⁵ Mahnke blieb beim *Spiegel* bis zum Jahr 1959, wechselte anschliessend zu Springers Zeitschrift *Kristall* und brachte es noch bis zum Hauptgeschäftsführer des Verbandes Deutscher Zeitschriftenverleger.

Andere Fälle sind nicht minder eindrücklich. Giselher Wirsing zum Beispiel, der für den SD 1938 regelmässig über Palästina zu berichten hatte und gegen Kriegsende im Auftrag von SD-Auslandschef Walter Schellenberg die «Egmont-Berichte» verfasste, übernahm 1954 bei *Christ und Welt* die Redaktionsleitung.⁶ Dr. Alfred Schweder, im April 1930, kaum hatte er sein 18. Lebensjahr erreicht, der NSDAP beigetreten, ein Jahr später beim SD, 1937 mit einem Buch über die «Politische Polizei» des NS-Regimes hervorgetreten, im RSHA für das wichtige Referat Organisation zuständig und 1942/43 im «Einsatz» in Krakau wie in Metz, wurde in den fünfziger Jahren Journalist und Archivleiter beim «Weserkurier» in Bremen.⁷ Dr. Heinz Ballensiefen, der im Amt VII des RSHA Weltanschauliche Gegnerforschung den Bereich Judentum bearbeitete und unter anderem 1944 in Ungarn publizistisch dem ungarischen antisemitischen

«Institut zur Erforschung der Judenfrage» in Budapest unter die Arme gegriffen hatte, war in den fünfziger Jahren als freier Journalist tätig, bevor er bei den Technischen Werken Stuttgart als Redakteur für die Betriebszeitungen eine feste Anstellung fand.⁸

Dr. Justus Beyer, ehemaliger Assistent von Prof. Dr. Reinhard Höhn, Staatsrechtler in Jena und Berlin sowie am Aufbau des SD in den dreissiger Jahren führend beteiligt, verschlug es nach dem Krieg in die lukrative Publizistik der gewerblichen Wirtschaft. Beyer, der im RSHA als Referent im Amt III tätig gewesen war und 1941 zum offiziellen Verbindungsführer des RSHA zur Parteikanzlei der NSDAP in München avancierte,⁹ wurde Redakteur der *Deutschen Gewerbezeitung* und Anfang der sechziger Jahre Dozent für Wirtschaftsrecht an einer privaten Ingenieurschule. Er folgte darin seinem ehemaligen Lehrer Reinhard Höhn, der nach dem Zweiten Weltkrieg Gründer und langjähriger Leiter der wirkungsmächtigen Harzburger Akademie für Führungskräfte war.¹⁰ Besonders frapierend aber war die Karriere des SD-Offiziers Hans Rössner.

Eine Germanisten-Karriere im RSHA. Hans Rössner, 1910 in Dresden als Sohn eines Volksschullehrers geboren, hatte in Leipzig Deutsch und Geschichte studiert. Wie sein späterer Vorgesetzter Wilhelm Spengler, der ebenfalls Student in Leipzig gewesen war, engagierte sich Rössner im Leipziger Studentenwerk und in der Akademischen Selbsthilfe, einer Organisation eher aus der hündischen Tradition, die versuchte, in Zeiten grassierender Akademikerarbeitslosigkeit Arbeits- und Praktikumsstellen zu vermitteln, zugleich aber auch freiwillige Arbeitslager in Schlesien organisierte, um die volksdeutsche Präsenz zu stärken. 1933 leistete Rössner freiwilligen studentischen Arbeitsdienst und trat Anfang November der SA bei.¹¹ Im Mai 1934 stieg er dann, noch keine 24 Jahre alt, beim SD ein und wurde gleichzeitig in die SS übernommen.

Der SD, seit 1931 von Reinhard Heydrich geleitet, Mitte der dreissiger Jahre aber noch immer eine eher kleine und unbedeutende NS-Organisation, trachtete zu dieser Zeit besonders junge Akademiker für die Mitarbeit zu gewinnen. Franz Alfred Six als junger, vielversprechender Professor, der das neue Fach Zeitungswissenschaft betrieb, stellte zusammen mit Otto Ohlendorf, einem ebenso engagier-

ten, jungen Wirtschaftswissenschaftler, die Arbeit des SD-Hauptamtes um auf systematische, nachrichtendienstlich orientierte Presse- und Schrifttumsauswertung sowie kontinuierliche Lageberichterstattung. Six' Konzept der Erforschung «weltanschaulicher Gegner», worunter Freimaurer, engagierte Christen, insbesondere Katholiken, und Juden zählten, lief auf eine systematische und umfassende Beobachtung aller «Lebensgebiete» hinaus.¹² Nun galt es, Karteien anzulegen, Gutachten zu schreiben, Entwicklungen zu analysieren und eben jenes Wissen zu akkumulieren, das der Exekutivapparat, die politische Polizei, dringend brauchte. Vor allem wurden Zeitungen und Bücher ausgewertet, in Leipzig, Sitz etlicher Verlage sowie der Deutschen Bücherei, von Spengler eine eigene SD-Schrifttumsstelle eingerichtet, an der Rössner erst ehren-, dann hauptamtlich mitarbeitete. 1936 folgte er Karl Justus Obenauer als dessen Assistent nach Bonn. Der Professor für Neuere Deutsche Literaturgeschichte Obenauer, der sich in Leipzig habilitiert und dort gelehrt hatte, spielte in der nationalsozialistischen Germanistik eine prominente Rolle. Seine Antrittsvorlesung in Bonn zum Thema «Probleme deutscher Poetik. Über volkhafte und politische Dichtung» hielt er in SS-Uniform, und Rössner wusste zu Obenaus 50. Geburtstag 1938 offiziell zu rühmen, dass dessen Werk einen gewichtigen Beitrag «zur geistigen Überwindung der bürgerlichliberalen, späthumanistischen Epoche und zur Neuformulierung eines völkisch-politischen Menschenbildes» darstelle.¹³ Obenauer, selbst NS-DAP-Mitglied seit 1933, hielt seinerseits enge Verbindungen zum SD.¹⁴ Seinem Assistenten Rössner bescheinigte er ausdrücklich, jener gehöre «zu unserem förderungswürdigsten Nachwuchs, wie wir ihn für die Zukunft unserer Hochschulen unbedingt erhalten müssen, besonders da seine alte Dienststelle in Berlin SS-Hauptamt ihn jederzeit wieder hauptamtlich einstellen würde, wenn er nicht durch eine bescheidene Förderung unserer Hochschule erhalten wird».¹⁵

Gemeinsam betrieben sie die Aberkennung der Ehrendoktorwürde Thomas Manns.¹⁶ Am 19. Dezember 1936 teilte Obenauer als Dekan der Philosophischen Fakultät dem «Schriftsteller Thomas Mann» lapidar mit, dass sich die Philosophische Fakultät der Universität Bonn «nach Ihrer Ausbürgerung genötigt gesehen hat, Sie aus der Liste der Ehrendoktoren zu streichen»,¹⁷ woraufhin Thomas Mann jenen be-

rühmten Antwortbrief vom 1. Januar 1937 schrieb, mit dem er sich öffentlich vom NS-Regime distanzierte.¹⁸ Das nächste Opfer war Stefan George. Der berühmte Dichter und sein Kreis, zu dem in den zwanziger Jahren auch die Brüder Alexander, Berthold und Claus Schenk Grafen von Stauffenberg gehörten,¹⁹ war etliche Jahre hindurch ein begehrtes Objekt der Nationalsozialisten gewesen, was George aber nicht so heftig erwiderte, wie es das Regime gewünscht hätte.²⁰ 1937 war nun offenkundig die Zeit reif, vor allem den George-Kreis anzugreifen. Rössners mit «ausgezeichnet» beurteilte Dissertation widmete sich ganz dem Thema «Georgekreis und Literaturwissenschaft». Zwar wolle er «das dichterische Werk Stefan Georges als künstlerische Gestalt und Wirkungsform in seiner Eigenständigkeit unangetastet lassen», wandte sich aber desto heftiger gegen die «geistige Verjudung» des George-Kreises. Schuld an dem «so starken Einstrom des vornehm urbanen Bildungsjudentums» in den George-Kreis sei, so Rössner, «zweifellos auch die rassistisch-biologische und rassenseelische Instinklosigkeit des Kreises». Getragen sei der Kreis von «jener ästhetisch-humanistischen Bildungsüberlieferung, die, zum europäischen Gemeingut geworden, sich immer mehr von den völkischen Lebensgründen gelöst» habe und mit einer völkisch-rassistischen Literaturwissenschaft unvereinbar sei und daher kompromisslos bekämpft werden müsse.²¹

Seinen George-Feldzug führte Rössner auch danach fort,²² aber er hatte mittlerweile Grösseres im Sinn. Gerd Simon identifizierte ihn als Autor einer ebenso programmatischen wie denunziatorischen SD-Denkschrift zur «Lage und Aufgabe der Germanistik und deutschen Literaturwissenschaft».²³ Neben einer umfassenden, detaillierten Übersicht der germanistischen Institute und Seminare an den deutschen Hochschulen, den literarischen Gesellschaften, Vereinen und Stiftungen, der deutschen Literaturpreise und germanistischen wie literarischen Zeitschriften enthält Rössners Denkschrift auch eine namentlich Liste deutscher Germanisten und Literaturwissenschaftler, eingeteilt in «Gegner», also angebliche Freimaurer/Rotarien, Juden, Katholiken und Liberale wie Reaktionäre (insgesamt 50 Namen), und «positive Wissenschaftler», die, so Rössner, «nach der wissenschaftlichen, weltanschaulichen und politischen Gesamthaltung als einwandfrei oder zumindest als besonders einsatzbereit be-

zeichnet werden können» (18 Namen), darunter selbstverständlich Karl Justus Obenauer. Zwar müsse nach Rössners Auffassung zuverlässig und methodisch einwandfrei geforscht werden, aber das Politische war das zentrale Element.

Die Germanistik, so Rössner, dürfe sich nicht bloss als «registrierende Museumsverwaltung» verstehen, sondern müsse vor allem eine Wirkungsgeschichte schreiben. Wissenschaftliche Kontemplation und Gelehrtentum war diesen jungen Akademikern ebenso verhasst wie Intellektualität. Geist bedeutete immer auch Tat. Wer forscht, soll auch wirken wollen, sonst besass er in ihren Augen keine völkische Berechtigung. Dass die Germanistik wieder zum «kulturpolitischen Einsatz» – innerhalb und ausserhalb der Grenzen! – fähig würde, war ein zentrales Anliegen von Rössners Denkschrift. Dabei gerieten seine Pläne schon etwas ins Gigantische. Nicht nur sollte eine intensive, selbstverständlich vom SD betreute, Nachwuchsplanung in Angriff genommen werden – Rössner bemängelte auch den «auf die Dauer unmöglichen Zustand», dass deutsche Professuren und Lektorate im Ausland von «Emigranten und Juden» besetzt seien und dem Reich dadurch wichtige kulturpolitische Ansatzstellen verloren gingen –, er schlug nicht nur eine Neugliederung des Germanistikstudiums und die Gründung einer grossen, führenden Zeitschrift vor, Rössner verlangte auch die Vorbereitung eines «kulturpolitischen Vierjahresplans», durch den der NS-Staat über die Finanzierung von kulturpolisch-wissenschaftlichen Projekten steuernden Einfluss nehmen sollte. Dass hier dem SD eine entscheidende Rolle zukommen sollte, versteht sich von selbst.

1939 wurde Rössner wie viele andere zur Wehrmacht eingezogen und nahm am Krieg gegen Polen teil. Aber der SD vergass ihn nicht und erreichte seine Freistellung zum 26. April 1940. Seit dieser Zeit war Rössner Referent im Amt III des Reichssicherheitshauptamtes, verantwortlich für «Volkskultur und Kunst», d.h. für die Beobachtung und Beurteilung all dessen, was der SD und das RSHA für wichtig erachteten und in den «Meldungen aus dem Reich» der NS-Führung zur Information vorlegten.²⁴

Das Amt III SD-Inland unter Otto Ohlendorf, im wesentlichen aus der einstmaligen Zentralabteilung II 1 «Lebensgebietsmässige Auswertung» des SD-Hauptamtes entstanden, bestand aus vier Gruppen: III A Fragen der Rechtsordnung und des Reichsaufbaus, III B Volks-

tum, III C Kultur, III D Wirtschaft mit insgesamt 20 Referaten.²⁵ Ohne Zweifel waren die Gruppen in erster Linie mit den jeweiligen Sachgebieten der «Meldungen aus dem Reich» beschäftigt: Stimmung und Haltung der Bevölkerung im Allgemeinen; Kultur; Volkstum und Volksgesundheit; Verwaltung; Rechtswesen und Wirtschaft. Aber die Rolle des Amtes III erschöpfte sich keineswegs in einer Art «Meinungsforschungsinstitut» des NS-Regimes, dessen Mitarbeiter objektiv und vorurteilslos Meldungen aus dem Reich sammelten und in ihren Berichten den Herrschenden des Dritten Reichs ungeschminkt die wahre Stimmung in der Bevölkerung mitteilten – ein Bild, das Otto Ohlendorf und sein Referent Dr. Hans Rössner später während des Nürnberger Prozesses in den kräftigsten Farben malten.²⁶ So waren die Angehörigen der Gruppe III B Volkstum aktiv an der rassistischen Vertreibungs- und Vernichtungspolitik des Regimes beteiligt, entwarfen nicht nur Konzepte, sondern exekutierten als Einsatzkommandoführer die Politik vor Ort selbst. Der Gruppe III A Verwaltung und Recht ging es nicht allein um die alltägliche Unbill mit einer komplizierten und zersplitterten Rechtsprechung. Die Informanten sollten vor allem «Strafurteile erfassen, die dem gesunden Volksempfinden gröblich widersprechen», damit das RSHA in der Lage sei, diese zu «reparieren».²⁷ So legte das RSHA beispielsweise am 28. Oktober 1942 Reichsjustizminister Thierack 72 Urteile vor, «die der herrschenden Auffassung nicht entsprechen», und erreichte, dass Thierack in 43 Fällen die Verurteilten der Gestapo zum «Sonderarbeitseinsatz in Konzentrationslagern» überstellte, andere Urteile noch einmal untersuchen liess und nur in neun Fällen beim erkannten Strafmass blieb.²⁸ Die Referenten der Gruppe III C Wirtschaft, am engsten mit ihrem Chef Otto Ohlendorf verbunden, folgten ihm mehrheitlich als Einsatzkommandoführer oder Gruppenstabsangehörige 1941 in die Sowjetunion, als Ohlendorf die Führung der Einsatzgruppe D übernahm.²⁹

Am unverfänglichsten erscheint die Gruppe III C Kultur unter Wilhelm Spengler, der mit seinen langjährigen Referenten Dr. Ernst Turowski (III C 1 Wissenschaft), Walter von Kiełpinski (III C 5 Presse, Schrifttum, Rundfunk) und Dr. Hans Rössner (III C 3 Volkskultur und Kunst) nicht nur während des NS-Regimes eine offenkundig verschworene Gemeinschaft bildete, sondern die auch in der

Nachkriegszeit ein enges Band verknüpfte. Aber auch diese Gruppe war kein akademischer Elfenbeinturm. Im Herbst 1939 gehörte Kiełpinski wie etliche andere spätere RSHA-Führer einer Einsatzgruppe in Polen an;³⁰ Wilhelm Spengler war zumindest im Mai 1942 für drei Wochen bei der Einsatzgruppe D auf der Krim, zuvor für einige Wochen im Nordabschnitt der Ostfront, wo er sich, wie es in der Begründung für den Vorschlag zur Verleihung des Kriegsverdienstkreuzes 2. Klasse hiess, «wiederholt bei der Bekämpfung von Partisanengruppen besonders ausgezeichnet» habe.³¹

Rössner schaffte es, während des Krieges in der Berliner Zentrale bleiben zu können, obwohl Heinrich Himmler die Beförderung zum Obersturmbannführer im April 1944 mit dem Vermerk versehen liess, er wünsche, «dass der SS-Sturmbannführer Dr. Rössner an einem sicherheitspolizeilichen Osteinsatz teilnimmt».³² Doch vergass Rössner seine eigene akademische Karriere nicht. 1941 war er offenbar im Gespräch, an die «Reichsuniversität Strassburg» berufen zu werden. In einer persönlichen Stellungnahme an Spengler beschrieb er sich selbst als validen und lehrerfahrenen Kandidaten, dem bloss noch die Habilitation fehle, musste allerdings zugeben, dass die Vorschlagsliste für das Fach Germanistik in Strassburg, sogar gegen anfänglichen Widerstand der dortigen Stellen, aber mit voller Billigung des Reichserziehungsministeriums, von ihm selbst erstellt worden sei! Sein Name allerdings sei ohne sein Zutun auf die Vorschlagsliste gesetzt worden.³³ Offenkundig versandete die Angelegenheit; Rössner blieb – mittlerweile verbeamteter – Assistent in Bonn. Im RSHA tat dieser misslungene Versuch, in der akademischen Hierarchie aufzusteigen, seinem Nimbus keinen Abbruch. Im Gegenteil, zum 9. November 1941 wurde er zum SS-Sturmbannführer befördert, und sein Vorgesetzter Wilhelm Spengler urteilte über ihn: Rössner «gehört zweifelsohne zu den fähigsten und begabtesten Referenten des Amtes III. (...) Er ist ein schöpferischer Mensch, in dem Sinn, dass es ihm für seine Referate gelungen ist, die nationalsozialistischen Grundprinzipien so scharf und klar herauszuarbeiten, dass eine Reihe von Entscheidungen während des Krieges in der Kulturarbeit in den Führungsstellen durch diese produktive SD-Arbeit mit herbeigeführt worden sind. Seine besonderen Fähigkeiten und seine tiefe Durchdringung der nationalsozialistischen Weltanschauung machten es

möglich, dass Rössner bei Veranstaltungen der Partei, zu denen das Reichssicherheitshauptamt Redner stellen sollte, besonders herausgestellt werden konnte. Die Qualität dieser Vorträge verdient besondere Erwähnung.»³⁴

Einen solchen Vortragserfolg erzielte Rössner zum Beispiel auf der Tagung der «Germanischen Arbeitsgemeinschaft» in Hannover im Mai 1943, wo sein Vortrag vom Geschäftsführer des SS-Ahnenerbens, Sievers, ausdrücklich hervorgehoben wurde. Rössners Referat habe alle Anwesenden «sehr bewegt», da es sich um «die brennendsten und wesentlichsten Tagesfragen» handele. Rössner hatte in seinem Vortrag mit dem Titel «Humanismus und Humanität» versucht, den alten Gegensatz von (französisch-westeuropäischer) Zivilisation und (deutscher) Kultur auf die Begriffe Humanismus und Humanität zu verlagern.³⁵ Eine Linie zog er von der «Rassenmischung des römischen Reiches», die es ermöglichte, dass aus dem römisch-aristokratischen Verständnis von *humanitas* die «kosmopolitische Menschheit» entstehen konnte, bis hin zur westeuropäisch-französischen Aufklärung, die Humanität mit Individualismus, Fortschritt und Bindungslosigkeit gleichsetze. Dagegen stehe das germanische Verständnis von Humanismus und Humanität – wie schon Luther oder Ulrich von Hutten, aber nicht Erasmus von Rotterdam den deutschen Humanismus repräsentiert hätten. Auf die «Humanitätssparole Westeuropas» im ausgehenden 18. Jahrhundert hätten deutsche Dichter und Denker gleichfalls mit der Verteidigung deutscher Kultur geantwortet. Und auch dem Neuhumanismus, wie er vom George-Kreis vertreten werde, müsse entschieden begegnet werden. «Für das Wesen solcher Geistigkeit und die Anziehungskraft der neuhumanistischen Weltanschauung ist es überaus bezeichnend, dass in den Kreisen der Neuhumanisten sich eine beträchtliche Zahl von Juden befindet. (...) Der Jude nistet sich dort ein, wo das sogenannte kulturelle und geistige Leben sich im Raum einer allgemein menschlichen Humanität ein eigenes ‚Reich‘ zu schaffen im Begriff war, aus dessen politisch neutraler Sphäre nun die Schmähungen des Staates, der Macht, des politischen Handelns als böse, ungeistig und unhuman dringen.»

So stand denn das Deutsche Reich nach Rössner 1944 erneut in einem Schicksalskampf gegen den Westen mit der «englisch-amerikanischen Humanitätsideologie» und den Osten mit der «extrem-bol-

schewistischen Form der gleichen Ideologie». Die entscheidende Frage sei daher, «ob es gelingt, die aus germanischer Grundlage kommenden revolutionären Ansätze auch für eine geistige Ordnung Europas mit einzusetzen oder ob die universalistischen Ideen der europäischen Kulturtradition erneut zu einem fiktiven europäischen Gemeinschaftsbewusstsein führen und für das kommende Zeitalter die geistigen, seelischen und sittlichen Ordnungsgrundsätze abgeben sollen». Die Aufgabe lautete nicht mehr Krieg oder Kultur, sondern «Krieg und Kultur als ein Lebenseinsatz». Und mit dramatischer Geste beschwor Rössner den Schicksalskampf, das Armageddon: «Vor dieser ungeheuren Aufgabe und Verantwortung stehen heute das Reich und steht der germanische Mensch insbesondere – nach jenem berühmten Wort Fichtes, das bereits vor mehr als einem Jahrhundert gesprochen wurde: Wenn ihr versinkt, versinkt die ganze Menschheit mit.»³⁶

Nachkriegskarriere. Mit anderen Angehörigen des RSHA-Amtes III floh Hans Rössner im April 1945 aus Berlin nach Norddeutschland, wo sich unter Grossadmiral Dönitz die letzte deutsche Reichsregierung versammelte. Selbst dort verfolgte Ohlendorf seine bisherige Linie weiter, indem er Dönitz anbot, die Teile des Amtes III, die mit ihm nach Flensburg gekommen seien, darunter auch den ehemaligen Referenten für Volkskultur und Kunst Rössner, als Kern eines neuen deutschen Nachrichtendienstes zu übernehmen.³⁷ Doch setzten die Alliierten derartigen Phantasien in einem zerbombten und besiegten Deutschland ein Ende und verhafteten die Dönitz-Regierung samt ihren Mitarbeitern am 23. Mai 1945. Auch Rössner kam in Internierungshaft und blieb es bis 1948. Während des Nürnberger Prozesses hatte er einen kurzen Auftritt als Zeuge der Verteidigung für den SD. Wie Ohlendorf beteuerte Rössner, dass das RSHA-Amt III eine rein nachrichtendienstliche Organisation gewesen sei und «kritisch und objektiv» berichtet habe, was die Richter nicht sehr beeindruckte. Sie verurteilten Gestapo, SS und SD aufgrund der zahlreichen anders lautenden Beweisdokumente als verbrecherische Organisationen.³⁸ Eben wegen seiner Mitgliedschaft in SS und SD erhielt Rössner vom Spruchgericht Bergedorf am 19. August 1948, zwei Monate nach der Währungsreform, eine damals tatsächlich hohe Geldstrafe von 2'000 DM. Aber, wie häufig in solchen Fällen, konnte die Geldsumme durch Haft ersetzt werden, und somit erkann-

te das Gericht die Strafe durch die Internierungszeit als verbüsst an, und Rössner kam nach seiner Verurteilung auf freien Fuss.³⁹

Er schaffte es, beim Stalling Verlag eine Anstellung, erst als Volontär, dann als Lektor zu erhalten. Dass er seinerseits weder die alten Weggenossen noch die «kommenden revolutionären Ansätze für eine geistige Ordnung Europas» vergass, zeigt eine Buchreihe im Stalling-Verlag, die Rössner als Lektor betreute – und Wilhelm Spengler zusammen mit Hans Schneider, der nun Schwerte hiess, herausgab. Drei Bände sind erschienen: «Denker und Deuter im heutigen Europa» (1954) und «Forscher und Wissenschaftler im heutigen Europa» (1955) in zwei Teilen. Im ersten Band schrieb Hans Zehrer, einstmals Chefredakteur der *Tat*, den einleitenden Aufsatz über «Das geistige Antlitz Deutschlands» zu Beiträgen u.a. zu Oswald Spengler, Albert Schweitzer, Martin Heidegger, Karl Jaspers und Thomas Mann, darunter auch Hans Schwerte über Gottfried Benn und Armin Mohler über Ernst Jünger. Bei den Niederlanden fehlte Hendrik de Man ebensowenig wie Knut Hamsun für das «geistige Antlitz Skandinaviens». Der Band über die Forscher und Wissenschaftler, Teil 2: «Erforscher des Lebens», enthielt unter anderen einen Beitrag von Otmar Freiherr von Verschuer über «Eugen Fischer. Der Altmeister der Anthropologie, der Pionier der Humangenetik, der Begründer der Anthropologie», den Verschuer zehn Jahre zuvor, 1944, zu dessen 70. Geburtstag bereits als «Bahnbrecher für die wissenschaftliche Unterbauung der Erb- und Rassenpflege des nationalsozialistischen Staates» gelobt hatte.⁴⁰ Verschuer, seit 1942 Nachfolger Fischers als Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin, hatte einen strebsamen, jungen Assistenten, der in engem «wissenschaftlichen» Kontakt mit Verschuer seine erbbiologischen Forschungen an lebenden Menschen betrieb: Josef Mengele.⁴¹

Als Verlag für die zahlreichen Bücher und Broschüren zum Management aus dem Kommunikationszirkel Höhns stand wiederum der Darmstädter C.W. Leske Verlag hilfreich zur Seite, in den Franz Alfred Six Ende 1953 als persönlich haftender Gesellschafter eingetreten war.⁴² Auch Six selbst liess es sich nicht nehmen, zusammen mit dem *Spiegel*-Redakteur Wilhelm Bittorf 1957 bei Leske in einem Sammelband zum Thema «Der Werbeleiter im Management»

zu publizieren.⁴³ Allerdings brach aus mancher Publikation noch der alte Geist hervor. Das «Handwörterbuch der Politik», das Six' Dozentenkollege und Geopolitiker Karl Heinz Pfeffer 1956 bei Leske herausbrachte, stiess wegen etlicher antisemitischer Versatzstücke auf so einhellige Rezensentenkritik, dass die Auslieferung des Werks gestoppt werden musste.⁴⁴

Das Verhaftetsein mit den Weltbildern der nationalsozialistischen Zeit war hier wie in den von Spengler, Schneider-Schwerte und Rössner publizierten Bänden zu «Denkern und Deutern im heutigen Europa» noch so unverhohlen, das Endzeitpathos des europäischen Abendlands, das gegen kulturbolschewistische Barbarei wie gegen angelsächsische Moderne verteidigt werden muss, so unverkennbar, dass man den ehemaligen Kulturwächtern des RSHA auch zehn Jahre nach Kriegsende kaum Läuterung unterstellen kann. Zu Demokraten haben sich diese Täter nie gewandelt. Vielmehr erkannten sie, dass ihre «zweite Chance» weniger in der Politik als in der Abschirmung vor strafrechtlicher Ahndung ihrer Taten und der stillen, ökonomischen Platzierung in der sich entwickelnden Konsumgesellschaft lag.

Verlagsleiter bei Piper. Hans Rössner war mittlerweile als Lektor zum Insel-Verlag gewechselt. Von dort gelang ihm 1958 der Aufstieg zum Verlagsleiter im renommierten Piper-Verlag in München. In einem Brief an Hannah Arendt vom Mai 1958 teilte ihr Klaus Piper unter anderem mit, dass Dr. Hans Rössner Anfang März als Verlagsleiter vom Insel-Verlag gekommen sei und in seiner Abwesenheit als sein Vertreter Arendt zur Verfügung stünde.⁴⁵ Hannah Arendt plante Mitte der fünfziger Jahre, ihr Buch über Rahel Varnhagen, das sie 1933 weitgehend abgeschlossen hatte, aber nicht mehr publizieren konnte, nun zu veröffentlichen und hatte das Manuskript dem Piper-Verlag angeboten.⁴⁶ Erst lehnte Piper ab, weil es «bei seinem durch Thema und Darstellung doch speziellen Charakter» im Verlagsprogramm «verhältnismässig sehr isoliert» dastehe.⁴⁷ Aber nachdem Hannah Arendt mit dem Verlag Kiepenheuer & Witsch zu keiner Einigung kommen konnte, landete das Manuskript doch wieder bei Piper, der das Buch nun gern veröffentlichen wollte. Im Juli 1958 wurde der Vertrag geschlossen.

Zu diesem Zeitpunkt lag schon ein anderes Buchmanuskript Hannah Arendts bei Piper: ihre Studie über die ungarische Revolution

1956. Rosa Luxemburgs Begriff der ‚spontanen Revolution‘ beschäftigte sie seit etlichen Jahren, und als sie im Frühjahr 1955 ihre erste hauptberufliche Lehrstelle in Berkeley antrat, las sie für «Vita activa» erneut Luxemburgs Kritik der russischen Revolution. Nicht nur gefiel ihr sichtlich, dass die Studenten sie mit dem Namen «Rosa» bezeichneten⁴⁸ sie plante daraufhin auch ein eigenes Buch: «On Revolution».⁴⁹ Aus einem theoretischen Artikel über russischen Imperialismus entstand «Totalitarian Imperialism: Reflections on the Hungarian Revolution».⁵⁰ ein Plädoyer für ein demokratisches Räte-system, das nun in deutscher Übersetzung und erweiterter Form bei Piper veröffentlicht werden sollte.⁵¹

Piper hatte das Manuskript intensiv studiert und, wie er Hannah Arendt im Juli 1958 schrieb, auch mit Rössner gesprochen, «der das Manuskript inzwischen ebenfalls, und wie ich, mit grösstem Interesse gelesen hat». Ihrer beider Anmerkungen teilte Piper Hannah Arendt in einem ausführlichen Brief mit.⁵² So schlugen Piper und Rössner vor, das Verhalten der westlichen Welt, insbesondere den Verzicht auf die Intervention, zu behandeln, wandten ein, dass das Räte-System in Ungarn allenfalls aufschien, aber nicht wirklich existierte, und wohl für das Massenzeitalter prinzipiell unpraktikabel sei. Auch für den Titel hatten beide eine andere Vorstellung. Da der Begriff Imperium eher «wertneutral» sei, hiesse das Buch besser: Die ungarische Revolution und die totalitäre Gewaltherrschaft. Vor allem aber stiessen sich beide an der geplanten Widmung: Der Erinnerung an Rosa Luxemburg. «Wie Herr Dr. Rössner richtig bemerkt», schrieb Piper am 3. September in gedrechselten Worten, «könnte die Widmung folgenden Zweifel hervorrufen: Diese Broschüre ist ein leidenschaftlicher Appell, das Wesen und die Gefahr des totalitären Imperialismus, konkret: des kommunistischen Gewalt-Regimes richtig zu erkennen. Dieselbe Broschüre ist aber der Frau gewidmet, die nach der üblichen Vorstellung aller, die nicht näher Bescheid wissen, zu den Vorkämpfern desselben Kommunismus in Deutschland gerechnet wird. Dadurch könnte hinsichtlich einer eigenen Position bei demjenigen, der das Buch in die Hand nimmt und den Inhalt zunächst noch nicht kennt, eine Unsicherheit stattfinden. Wäre eine Lösung des Problems, dass Sie uns für die Widmung einen erweiterten Text liefern – etwa, ganz ins Unreine gesprochen: der Erinnerung an die

freiheitliche Sozialistin Rosa Luxemburg, die keinen totalitären Kommunismus wollte.»⁵³ Hannah Arendt, die sich ansonsten nicht in ihr Manuskript hineinreden liess, lenkte in diesem Fall offensichtlich bekümmert ein: «Wenn wir gross erklären muessen, was wir meinen, muessen wir die Widmung streichen. Dann geht es eben nicht; erklären kann man in einer Widmung nichts. Die arme Rosa! Nun ist sie bald 40 Jahre tot und faellt immer noch zwischen alle Stuehle.»⁵⁴

Wenige Wochen später kündigte sich der nächste Konflikt an. Als Untertitel für ihr Rahel-Varnhagen-Buch hatte Hannah Arendt vorgesehen: Eine Lebensgeschichte aus dem Beginn der Assimilation der deutschen Juden.⁵⁵ Rössner, der im Dezember 1958 Hannah Arendt gegenüber, «Sehr verehrte gnädige Frau», das Rahel-Buch lobte: «Wenn Sie mir die vielleicht etwas abgegriffene Bemerkung erlauben: ich finde es ein wirklich faszinierendes Buch, für das man sicher keine riesenhaften Auflagen, aber gewiss eine grosse Zahl sehr interessierter und dankbarer Leser erreichen wird. Wir gehen also nun mit ehrlicher Begeisterung an die Herstellung», machte im selben Brief erste Bedenken hinsichtlich des Untertitels geltend: «So wie er bisher formuliert ist, wirkt er – wenn ich das offen sagen darf – etwas umständlich.»⁵⁶ Als Hannah Arendt in ihrer Antwort zwar betonte, dass sie den «etwas umstaendlichen und altmodisch klingenden Untertitel ganz gern» habe, aber sich andererseits gegen Alternativen nicht sperren wolle,⁵⁷ kam Rössner mit folgendem Vorschlag heraus: «Nach reiflicher Überlegung meine ich – und auch Herr Piper ist der gleichen Auffassung – dass man doch eine lapidare Form wählen sollte. Dazu unser Vorschlag: Unterm Haupttitel nur Eine Lebensgeschichte mit einer Auswahl von Rahel-Briefen. Wenn wir damit vorschlagen, im Untertitel nicht auf das eigentliche Problem, die Assimilation einzugehen, so aus der Überlegung und dem Wunsch, dass die Biographie durch den Untertitel nicht in eine ‚falsche Optik‘ gerät, nämlich für eine breitere Leserschaft doch als zu spezielle Studie zu gelten. Es geht uns bei unseren Überlegungen also nicht darum, das eigentliche Anliegen Ihrer Darstellung zu eliminieren, sondern ein möglichst breites Interesse durch eine einfache, gewissermassen weiträumige Formulierung anzusprechen.»⁵⁸

Hannah Arendts Antwort klingt recht irritiert: «Lieber Dr. Roess-

ner, vielen Dank fuer Ihre beiden Briefe. Ja, der Untertitel. Natuerlich klingt der Ihre besser, aber das Wort ‚Jude‘ muss doch irgendwie in ihm erscheinen. Auch glaube ich nicht, dass dadurch der Kreis des Buches unguenstig verengert wird. Das Interesse in Deutschland an der Judenfrage ist augenblicklich bei den besseren Leuten doch recht rege. Aber das ist nicht ausschlaggebend. Also vielleicht: Eine Lebensgeschichte aus dem deutschen Judentum, oder Eine Lebensgeschichte aus den Anfaengen des deutschen Judentums. Ich habe natuerlich einen viel schoeneren Untertitel, der aber leider eben doch nicht geht. Naemlich: Rahel Varnhagen. Die Melodie eines beleidigten Herzens, nachgepiffen mit Variationen von Hannah Arendt. Das ist naemlich genau, was ich gemacht habe.»⁵⁹

Was ist davon zu halten, wenn Rössner eben diesen Halbsatz: «aber das Wort ‚Jude‘ muss doch irgendwie in ihm erscheinen» in dem Brief unterstrich und mit der Randbemerkung «nein!?» für Piper kommentierte? Hatte er Angst, das Wort «Jude» könnte Leser verschrecken? Wobei selbst in diesem Fall zu fragen wäre, was ihn zu dieser Annahme verleitete. Wollte er, allein dem Verlag verpflichtet, diesen öffentlich nicht mit «Jüdischem» in Verbindung gebracht wissen? Oder ist doch das alte, tiefsitzende Ressentiment durchgebrochen? All das lässt sich nicht eindeutig klären, und gegenüber vorschnellen Kontinuitätsannahmen von Rössners Kritik an der «Verjudung» des George-Kreises zu seiner Streichung des «Jüdischen» bei Hannah Arendts Rahel-Buch muss Skepsis gelten. Allerdings lässt sich über Hans Rössner die Feststellung treffen, dass er, wenn er tatsächlich das Jüdische aus dem Titel tilgen wollte, das Rahel-Buch nicht verstanden hat.

Nun musste Klaus Piper selbst einspringen und in gewundenen Sätzen erklären, dass es selbstverständlich ihm und Rössner fern lag, «bei der Herausstellung des Wortes ‚Jude‘ im Untertitel das mögliche ‚Risiko‘ zu scheuen, dass dann etwa Ressentiment-behaftete Leser nicht zu dem Buch greifen würden; auf solche Leser legen wir sowieso keinen Wert. Unsere Überlegungen zielten nur auf das, was wir im Hinsehen auf die spezifische Art des Buches für richtig und seiner Verbreitung für nützlich halten.» Aber Untertitel wie ‚Eine Lebensgeschichte aus dem deutschen Judentum« oder ‚Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin« verwarf auch er als zu trocken, akademisch, prononciert oder apologetisch – was immer er damit ge-

meint haben mag –, um schliesslich ‚Rahel Varnhagen – Eine Lebensgeschichte‘ vorzuschlagen. Wieder war die Jüdin verschwunden!⁶⁰ Es war schliesslich Elisabeth Piper-Holthaus, die Ehefrau des Verlegers, die den gordischen Knoten zerschlug. Bevor Hannah Arendt antworten konnte, schickte Piper einen zweiten Brief hinterher mit dem Titelvorschlag, den seine Frau eronnen hatte: Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik.⁶¹ «Ganz erleichtert war ich», schrieb sie an Piper, «Ihren Brief vom 10. hier vorzufinden, denn ich hatte Ihnen gerade schweren Herzens schreiben wollen, dass es mit dem Untertitel nicht so geht. Aber so wie Sie ihn jetzt Vorschlägen – ich wiederhole: RV Lebensgeschichte einer deutschen Juedin aus der Romantik – ist er wunderbar. Alles drin, was der Leser braucht. Auch der Zusatz von Ihrer Frau ist genau richtig. Dies war ein romantisches Leben, aber eben in juedischer Tonart.»⁶² Rössner hatte noch einige literaturhistorische Anmerkungen zu Rahels Begegnungen mit Goethe und zur Besetzung Preussens durch die Russen 1813, für die sich Hannah Arendt artig bedankte. Aber im Juni 1959 konnte das Manuskript, das Krieg und NS-Verfolgung in Paris und Palästina bei Freunden überdauert hatte, in der Sprache erscheinen, in der es nahezu dreissig Jahre zuvor geschrieben worden war.

Hans Rössner hat Hannah Arendt ohne Zweifel bewundert. Über den professionellen Kontakt, den ein Verlagsleiter mit einer seiner angesehensten Autorinnen pflegt, über die Korrespondenz um Ausstattung, Werbemassnahmen, Verträge hinaus bemühte sich Rössner sichtlich um Hannah Arendts Gunst. Anlässlich ihrer Rede zur Verleihung des Lessing-Preises in Hamburg am 28. September 1959 schrieb er ihr: «Es war für mich eine wirklich aufregende Lektüre. Das, was Sie im zweiten und dritten Teil des Vortrags über Menschlichkeit und Wahrheit sagen, gehört für mich zum Erhellendsten was darüber seit langer Zeit gesagt worden ist. Aber das klingt alles fade und billig, wenn man es so niederschreibt. Es ist jammerschade, dass man Sie darüber nicht einmal mündlich ausführlich sprechen kann.»⁶³ Auch später wird seine Bemühtheit nur durch die Gestelztheit seines Stils übertroffen. Immer wieder versuchte er, ihr gewissermassen seine Verehrung zu Füessen zu legen, was Hannah Arendt freundlich, aber distanziert beantwortete. Wie gross der kulturelle Kontrast zwischen ihr und den vier bzw. fünf Jahren jüngerem Röss-

ner wie Piper war, lässt sich kaum besser als an deren ausschweifenden, bildungsbürgerlichen und oft auch schlicht geschwätzigem Briefen und Hannah Arendts knappen, treffsicheren, zum Teil sarkastischen Antworten ablesen. Wenn Rössner ihr nach dem Fernsehinterview mit Günter Gaus schrieb: «Wir selbst, d.h. ich mit meiner Frau und mehrere Mitarbeiter, die die Sendung gemeinsam im Verlag sahen, können Ihnen nur von Herzen danken. (...) Liebe gnädige Frau, es war und bleibt der unvergessliche Eindruck Ihrer Persönlichkeit – und wenn Sie es mir mit Ihrer eigenen Formulierung zu sagen erlauben –, dieser überzeugenden, ganz echten und überlegenen ‚Menschlichkeit in finsternen Zeiten«. Seien Sie versichert, dass es Tausende vor dem Fernsehschirm ebenso empfunden haben. (...) Man kann, wenn man es ganz unpathetisch meint und sagen will, alles, was an Gedanken und Empfindungen dabei lebendig wurde und die ganze Dankbarkeit Ihnen gegenüber vielleicht in die Feststellung zusammenfassen: Es ist für uns alle tröstlich und ermutigend, dass Sie da sind und wie Sie da sind»⁶⁴, dann konnte Hannah Arendt das nur als den hohlen Schmock begreifen, der er war, und entsprechend zurückhaltend quittieren. Die Leser heute, die im Unterschied zu Hannah Arendt damals wissen, wer Hans Rössner war, wird darüber hinaus die Unbedenklichkeit eines Mannes erschrecken, der es «tröstlich und ermutigend» findet, dass eine Frau lebt, deren Deportation in die Vernichtungslager, wäre sie nicht geflohen, durch die Kommandos des RSHA, dem er fünf Jahre angehört hatte, sicher gewesen wäre. Es waren jüdische Menschen wie Hannah Arendt, denen die Angehörigen des Reichssicherheitshauptamtes nach dem Leben trachteten. An kaum einer anderen Stelle in dieser Korrespondenz wird die schreckliche Gleichgültigkeit und Äusserlichkeit kenntlich, mit der Täter wie Hans Rössner nicht nur ihre eigenen Taten beurteilten, sondern sich auch den überlebenden Opfern ihrer Politik gegenüber verhielten, deren Überhöhung jetzt nur die Kehrseite der Vernichtung damals entsprach.

Selbst als Hannah Arendt mit dem Projekt, ein Buch über den Eichmann-Prozess zu schreiben, an Piper herantrat, sah Rössner noch immer keinen Anlass, sich zurückzuziehen und Klaus Piper allein die Verbindung mit Hannah Arendt halten zu lassen. «Lieber Herr Piper!» schrieb sie am 20. April 1961 aus Jerusalem. «Wie Sie

sehen, sitze ich hier beim Eichmann-Prozess und denke, dies alles hätte nie geschehen dürfen, damit wird niemand fertig, nicht die Deutschen und nicht die Juden, kein Ankläger, kein Verteidiger und kein Richter.» Piper zeigte gleich Interesse, aber es dauerte noch über ein Jahr, bis der Bericht fertig war. Am 17. September 1962 meldete Hannah Arendt, dass das Manuskript bis auf einen Epilog fertig sei, der *New Yorker* es ungekürzt veröffentlichen wolle und es danach bei Viking als Buch erscheinen solle.⁶⁵ Allerdings zögere sie noch, das Manuskript nach Deutschland zu schicken, da sie fürchte, es könne dort vorab veröffentlicht werden. In keinem Fall wolle sie die Übersetzung selbst machen und schlug eine, so Hannah Arendt, «ganz und gar wilde Idee» vor: Ingeborg Bachmann! Und einen Titel habe sie auch schon: «Eichmann in Jerusalem. Untertitel: Ein Bericht, oder vielleicht Ein Bericht von der Banalität des Bösen. Motto von Brecht: Oh Deutschland – Hörend die Reden, die aus Deinem Hause dringen, lacht man. Aber wer Dich sieht, greift nach dem Messer.»⁶⁶

In das Manuskript selbst war kaum einzugreifen, da es sich um eine Übersetzung handelte, wobei, nachdem Ingeborg Bachmann abgelehnt hatte, Hannah Arendt sehr auf eine exzellente deutsche Übersetzung drängte.⁶⁷ Aber hinsichtlich des Untertitels waren sich Piper und Rössner wieder einmal einig: «Herr Dr. Rössner und ich meinen, dass das Wort ‚Bericht‘ im Untertitel entbehrlich wäre: allerdings kennen wir jetzt noch nicht das Manuskript und hätten unsere Meinung vielleicht zu revidieren, wenn die Darstellung ausgesprochen den Charakter eines Berichts (im Sinne des französischen Worts *récit*) haben sollte.»⁶⁸

Als das amerikanische Manuskript dann eintraf, zeigte sich Piper «von der Entschiedenheit und Klarheit der Darstellung (...) sehr beeindruckt. Die Vorschläge – oder Fragen – werden u.a. Stellen betreffen, wo mir gewisse Differenzierungen des Urteils wünschenswert erscheinen.»⁶⁹ Da allerdings war Hannah Arendt skeptisch: «Ich bin auf Ihre Vorschläge sehr gespannt, aber ich fürchte, die Chancen, dass ich ändere, sind nicht sehr gross. Sie werden verstehen, dass man nicht gut einen andersartigen Text im Deutschen herausbringen kann.»⁷⁰ Tatsächlich hat Hannah Arendt für die deutsche Ausgabe, nicht zuletzt auf Anraten von Karl Jaspers, die Passagen zum deutschen Widerstand erweitert und verstärkt. Und sie machte Namen kenntlich, auch von bundesdeutschen Würdenträgern: «Erst

seit Leute wie der Kriminalrat Theodor Saevecke, der Referent für ‚Hoch- und Landesverrat« in Bonn, Dr. Georg Heuser, Chef des Landeskriminalamtes von Rheinland-Pfalz, Staatssekretär Friedrich Karl Vialon im Entwicklungsministerium in Bonn, schliesslich Bundesvertriebenenminister Hans Krüger teils als Mörder und teils als intime Mitwisser und Komplizen der Massenmorde entlarvt worden sind, kann man sich von dem Ausmass des Unheils im Nachkriegsdeutschland ein Bild machen.»⁷¹ Georg Heuser war 1943/44 Angehöriger des Gruppenstabs der Einsatzgruppe B und an Ghettoaktionen beteiligt gewesen. Gegen Theodor Saevecke lief ein staatsanwaltschaftliches Ermittlungsverfahren, weil er Angehöriger des Einsatzkommandos in Nordafrika gewesen war. Hans Krüger wurde beschuldigt, als Sonderrichter in Polen etliche Todesurteile ausgesprochen zu haben. Und Friedrich Karl Vialon hatte als Leiter des Finanzamtes beim Reichskommissar Ost mit Sitz in Riga mit der An eignung jüdischen Vermögens nach der Ermordung der Besitzer zu tun.⁷²

Der Piper-Verlag holte daher – was nichts Ungewöhnliches ist – ein Rechtsgutachten ein, ob das Buch Verletzungen von Persönlichkeitsrechten enthielt. Das Gutachten jedoch, das im Juni 1964 in München eintraf, liess kaum eine Seite unberührt. Ob es die Schilderung des Eichmann-Anwalts Dr. Servatius betraf, Hannah Arendts Urteil über die Bonner Karrieren einstmals aktiver Nazi-Beamten, den Ausfall der deutschen Justiz in den fünfziger Jahren oder selbst Charakterisierungen führender NS-Funktionäre, stets machten die Anwälte Bedenken geltend und forderten zur eingehenden, nochmaligen Prüfung des Sachverhalts auf.⁷³ Als «ausserordentlich bedenklich» erschien den Anwälten 1964 diese Passage, vor allem wegen Krüger und Vialon. «Der ehemalige Bundesvertriebenenminister und insbesondere der heute noch tätige Staatssekretär im Entwicklungsministerium werden diese Behauptung keinesfalls hinnehmen, falls nicht sehr fundiertes Tatsachenmaterial vorliegt. Die Formulierung ‚teils als Mörder und teils als intime Mitwisser und Komplizen der Massenmorde« lässt nicht erkennen, wer von den Genannten selbst Mörder bzw. Komplize war, wer hingegen nur ‚Mitwisser‘ oder ‚intimer Mitwisser« war.»⁷⁴

Mit ihren Einwänden gaben die Rechtsanwälte selbstredend vor

allem ihre Unkenntnis über den Gegenstand des Buches zu erkennen, handelt es sich bei etlichen beanstandeten Personen doch um zentrale Akteure der «Endlösung», deren Täterschaft nicht nur im Prozess gegen Eichmann durch zahlreiche Beweisdokumente und Zeugenaussagen dokumentiert, sondern bereits in Gerald Reitlingers 1956 auf deutsch erschienenem Buch ausführlich beschrieben worden war.⁷⁵ Dennoch löste das Gutachten im Verlag hektische Aktivitäten aus. Satzfahrten sollten nur noch in den allerdringendsten Fällen und mit dem ausdrücklichen Vermerk versandt werden, dass es sich um unkorrigierte Abzüge handele. Piper-Verlagsleiter Dr. Hans Rössner besprach sich am 16. Juni noch einmal mit den Anwälten, versprach eine erneute Prüfung des Manuskripts durch das Institut für Zeitgeschichte in München wie die staatsanwaltliche Ermittlungsstelle für NS-Verbrechen in Ludwigsburg und kündigte zugleich an, dass man Frau Arendt «zwischenunterrichten» müsse. In seinem Brief an Hannah Arendt, mit dem er ihr das Gutachten der Rechtsanwälte nach New York schickte, versuchte Rössner insgesamt die Schärfe des Gutachtens abzuwiegeln, ging aber explizit auf die Vialon-Stelle ein: «Einige wichtige Punkte bleiben freilich: davon die Vialon-Stelle, die nach Meinung des Anwalts unausweichlich zu einer einstweiligen Verfügung gegen das Buch führen muss. Sie sollte also auf jeden Fall geändert werden.» Und schob dann einen ganz eigentümlichen Vorschlag nach: «Die Stuttgarter [Rechtsanwälte, m.w.] empfehlen schliesslich noch, zunächst eine erste, relativ kleine Auflage zu drucken, um eventuelle Einsprüche bei einer zweiten grossen Auflage berücksichtigen zu können.»⁷⁶

Die Antwort von Hannah Arendt kam postwendend an Verleger Klaus Piper persönlich: «Lieber Herr Piper! Ich schreibe Ihnen heute, weil mich Herr Rössners letzter Brief mit den vollkommen phantastischen Bemerkungen Ihres Rechtsberaters sehr alarmiert hat. Ich möchte im Einzelnen nicht darauf eingehen. Sie müssen sich überlegen, was Sie eigentlich wollen – das Buch herausgeben, so wie es ist, wobei ich mir vorstellen könnte, dass hie und da sprachlich etwas geändert werden könnte – auch dies bereits sehr bedenklich – oder ob Sie auf den Druck des Buches verzichten wollen. (...) Das Schönste ist wohl die ja ganz verblüffende Sorgfalt, mit der sich dieser Herr der Nazi-Verbrecher, nämlich der von deutschen Gerichten Abgeur-

teilten und ihrer ‚Ehre‘ annimmt. Ich hätte wahrhaftig Lust, dieses Gutachten hier zu veröffentlichen. Es würde über deutsche Zustände aufklärender wirken als viele Aufsätze und Artikel. Dass dieser Mann [gemeint ist der Anwalt, m.w.] mit den Nazis sympathisiert, ist evident.»⁷⁷

Arendts Brief schlug offenbar wie ein Blitz in München ein. Noch am 7. Juli sandte Piper ihr ein Telegramm nach New York: «Danke für Brief. Bitte seien Sie nicht beunruhigt. Es sind nur wenige konkrete Fragen. Es läuft alles bestens. Brief folgt. Klaus Piper.»⁷⁸ In seinem anschliessenden Brief bedauerte er ausserordentlich, dass sie das Gutachten überhaupt zu sehen bekommen habe, rügte Rössner und warb um Verständnis, sich juristisch absichern zu müssen. «Bedenken Sie bitte auch die beiden entscheidenden Punkte: 1. Die deutsche Ausgabe trifft auf eine völlig andere psychologisch-politische Situation als die amerikanische Ausgabe.» Zweitens sei in Deutschland das Einspruchsrecht nicht verloren, wenn jemand es versäumt habe, gegen die amerikanische Ausgabe zu protestieren. Es stehe jedem frei, auch gegen jede weitere Ausgabe Einspruch zu erheben. Konkret zur Vialon-Stelle schlug Piper eine andere teils-teils-Formulierung vor, mit der sich Hannah Arendt einverstanden erklärte.⁷⁹ Im gedruckten Text fehlte dann der explizite Vorwurf, Mörder gewesen zu sein: «Erst seit Leute wie Dr. Georg Heuser, Chef des Landeskriminalamtes von Rheinland/Pfalz, als Komplizen oder intime Mitwisser der Massenmorde entlarvt worden sind und seitdem schwerwiegende Verdachtsmomente erhoben worden sind gegen leitende Beamte wie Kriminalrat Theodor Saevecke, Referent für ‚Hoch- und Landesverrat‘ in Bonn, oder gegen Inhaber hoher Regierungsämter wie den ehemaligen Bundesvertriebenenminister Hans Krüger oder Staatssekretär Friedrich Karl Vialon vom Entwicklungsministerium in Bonn, kann man sich von dem Ausmass des Unheils im Nachkriegs-Deutschland ein Bild machen.»⁸⁰

Schwieriger zu lösen war für Hannah Arendt die Übersetzungsfrage. «Ich brauche leider jemanden, der *absolut erstklassig* ist», hatte sie ausdrücklich geschrieben.⁸¹ Piper drängte auf den Vertrag, Arendt auf die Übersetzung. So kam der Vertrag am 11. März 1963 zustande mit einer Rücktrittsfrist bis zum 30. April, wenn bis dahin kein passender Übersetzer gefunden würde. Schliesslich war mit Brigitte Granzow eine Übersetzerin gefunden, die von allen Seiten eindeutig begrüsst wurde. Dennoch gab es etliche Interventionen Han-

nah Arendts zur Übersetzung. Auf Hannah Arendts Hinweis an Piper und Rössner, dass ein «grosser Teil der Holprigkeit» an der ungenauen Terminologie liege – «Es gab z.B. niemals eine jüdische Frage’ in Deutschland, sondern nur eine Judenfrage.»⁸² –, erwiderte Klaus Piper ebenso umständlich wie sein Unverständnis dokumentierend: «Wir sind hier auch gerade beim Lesen des Übersetzungsmanuscripts von Frau Dr. Granzow. Herr Dr. Rössner hat begonnen, ich schliesse mich an. Herr Dr. Rössner sagte mir eben, dass sein Lese-Eindruck im Ganzen bis jetzt ausgezeichnet sei. (...) Was die Terminologie anbelangt, so ist es ja so, dass sich die gebräuchlichen termini nicht immer mit dem sprachlogisch Streng-Richtigen decken. So müsste es gewiss logisch ‚Judenfrage’ heissen. Praktisch spricht man aber auch oft von der jüdischen Frage’, wie man von der deutschen Frage spricht. Zumindest verständlicher ist aber wohl im Buch ‚Judenfrage’».⁸³

Die Kluft zwischen Hannah Arendt auf der einen und Klaus Piper wie Hans Rössner auf der anderen Seite könnte kaum deutlicher demonstriert werden. Pipers bemühte Ausflüge in die Sprachlogik verrieten nur, wie gering seine Vorstellung von dem war, über das berichtet wurde, und wie fern ihm die Erinnerung an jene Sätze lag, die er zwischen 1933 bis 1945 gehört hatte. Rössner indes hatte sie nicht nur gehört, sondern auch geschrieben. Für ihn hiess es nicht nur, zu vergessen, sondern auch einen eminent wichtigen Teil seiner Biografie zu verschweigen, der ihm immerhin in Anerkennung seines Engagements gegen die «Verjudung» des George-Kreises fast einen Lehrstuhl an der «Reichsuniversität Strassburg» eingebracht hätte. Und doch geht die Gleichung: einmal Nazi, immer Nazi! wie im Fall Schneider-Schwerte auch bei Rössner nicht einfach auf. Rössners Verhalten war nicht das eines nationalsozialistischen «U-Boots» oder «Agenten», der nach wie vor im Kampf gegen das «Weltjudentum» alles daransetzte, das Buch «Eichmann in Jerusalem» zu verhindern. Seine Bedenken hätten unbenommen auch von jemandem in Deutschland Anfang der sechziger Jahre erhoben werden können, der nicht SS-Obersturmbannführer im Reichssicherheitshauptamt gewesen war.

Hannah Arendt hat nie erfahren, mit wem sie in diesen Jahren korrespondierte. Insofern blieb diese gespenstische Begegnung zwischen der deutschen Jüdin Hannah Arendt und ihrem einstigen Verfolger Hans Rössner eine einseitige. Und doch wird mit ihr wie unter

einem Brennglas die Unbedenklichkeit und Gleichgültigkeit im Deutschland der Sechziger Jahre kenntlich, mit der sich nicht nur Rössner den Texten und der Person Hannah Arendt näherte. Als sei nichts vorgefallen, als hätten ihre Bücher und Artikel nichts mit der Ermordung der europäischen Juden zu tun, liest Rössner, bewertet, schlägt vor, wendet ein. Offenkundig kam ihm in all den Jahren, in denen er mit Hannah Arendt korrespondierte, sie sogar ein- oder zweimal persönlich traf, nicht ein einziges Mal der Gedanke an Zurückhaltung oder die Empfindung, welche unerträgliche Zumutung es für Hannah Arendt bedeutet hätte, mit ihm in Kontakt zu stehen, wenn sie über seine Vergangenheit informiert gewesen wäre. Nicht einmal gegenüber Klaus Piper, dem er bei der Einstellung lediglich mitgeteilt hatte, NSDAP-Mitglied gewesen zu sein, gab es eine Andeutung, dass es womöglich auch für den Verlag besser sei, wenn nicht er, sondern Piper allein die Verbindung zu Hannah Arendt halte.⁸⁴

Es ist diese doppelte «Derealisation» (Mitscherlich/Mitscherlich), die den Fall Rössner beachtenswert und aufschlussreich macht. Rössner entledigte sich nicht nur wie zahlreiche andere Deutsche auch – nicht zuletzt sein SS-Kamerad Schneider, der zur Bekräftigung sogar seinen Namen wechselte – der eigenen Nazi-Vergangenheit. Im Kontakt mit Hannah Arendt leugnete er auch immer wieder deren Jüdischsein. Rössner verehrte sie als politische Denkerin, als Rednerin und angesehene Intellektuelle, in seiner früheren Terminologie als «geistige Kraft». Aber Jüdin durfte sie nicht sein, das Jüdische in ihren Texten war wie im Fall des Untertitels des Rahel-Buches zu streichen. Vielleicht sogar ist hier exakt der Modus jener Umwandlung nach dem Krieg zu sehen: Nur wenn die Juden aufhörten, Juden zu sein, konnten die Täter sich ihrer Vergangenheit entledigen – und gaben damit zugleich zu erkennen, wie total das Projekt der Judenvernichtung gewesen war. Der Verlagsleiter Dr. Hans Rössner kann nicht im Stile fragwürdiger Ideologiekritik und Kontinuitätsthese mit dem Referenten im RSHA und SS-Obersturmbannführer in eins gesetzt werden. Und doch stellt Rössner unter Beweis, wie giftig und vergiftend das Schweigen über die Massenverbrechen des Nationalsozialismus gewesen ist. Männern wie Hans Rössner fehlte auch zwanzig Jahre nach ihren Taten offenkundig jeder Sinn für das, was sie anderen angetan hatten. Hannah Arendt

selbst hat dies an Adolf Eichmann beobachtet: «Je länger man ihm zuhörte, desto klarer wurde einem, dass diese Unfähigkeit, sich auszudrücken, aufs Engste mit einer Unfähigkeit zu denken verknüpft war. Das heisst hier, er war nicht imstande, vom Gesichtspunkt eines anderen Menschen aus sich irgend etwas vorzustellen. Verständigung mit Eichmann war unmöglich, nicht weil er log, sondern weil ihn der denkbar zuverlässigste Schutzwall gegen die Worte und gegen die Gegenwart anderer, und daher gegen die Wirklichkeit selbst umgab: absoluter Mangel an Vorstellungskraft.»⁸⁵

Fünf Wochen nach Hannah Arendts Tod, am 12. Januar 1976, entschied Hans Rössner auf die Frage, ob es einen Nachdruck von «Eichmann in Jerusalem» geben sollte: «Keine Nachauflage».⁸⁶

Anmerkungen

Einleitung

- 1 Heinz Brestel: Als die Aktien im Keller waren. Erinnerungen an das Jahr 1949 und an die Anfänge der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, in: FAZ vom 30.10.1999, S. 15.
- 2 Dies wurde in einem weiteren Feuilleton-Scharmützel um Schirrmacher, Walser und dessen Roman «Tod eines Kritikers» im Juni 2002 vollends deutlich.
- 3 Vgl. den Beitrag von Friedemann Siering in diesem Band.
- 4 Es zeigt sich, wie notwendig und berechtigt, trotz aller Schwierigkeiten und Missgriffe im Einzelnen, die Eingriffe der Alliierten in das deutsche Pressesystem nach 1945 waren; vgl. als profunden Überblick Kurt Koszyk: Presse unter alliierter Besatzung, in: Jürgen Wilke (Hg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Köln/Weimar/Wien 1999, S.31ff.; zudem Harry Pross: Zeitungsreport. Deutsche Presse im 20. Jahrhundert, Weimar 2000,
- 5 Wichtig in diesem Zusammenhang allerdings die inzwischen fast untergegangene Kultur politischer Zeitschriften wie *Frankfurter Hefte*, *Deutsche Rundschau*, *Der Monat* oder *Merkur*.
- 6 Gunter Hofmann: Der alte Mann und sein Erbe, in: Die Zeit vom 10. Januar 1997.
- 7 Konkrete Kommunikationsforschung untersucht tatsächliche Kommunikationsprozesse im historisch-politischen Kontext, also anhand von Quellen und Dokumenten nachgewiesene Verständigungen. Die Forschungen müssen sich über vermutete politische oder mentale Zusammenhänge hinausbewegen, um zirkuläre Ergebnisse zu vermeiden. Methodisch werden Einzelbiographien und Netzwerk-Analysen kombiniert.
- 8 Vgl. dazu ausführlicher Norbert Frei/Johannes Schmitz: Journalismus im Dritten Reich, 2. Aufl. München 2000.
- 9 Sebastian Haffner: Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914-1933, Stuttgart/München 2000, S. 183/184.
- 10 Otfried Jarren: Medien und Kommunikation in den 50er Jahren, in: Axel Schildt/Arnold Sywottek (Hg.): Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1998 (zuerst 1993), S. 433 ff., hier S. 433.
- 11 Vgl. als rare Generationsanalyse Simone Ehmig: Generationswechsel im deutschen Journalismus. Zum Einfluss historischer Ereignisse auf das journalistische Selbstverständnis, Freiburg/München 2000.
- 12 Die Zahl der Wissenschaftler in Deutschland, die Medienforschung und Zeitgeschichte nachhaltig miteinander in Verbindung gebracht haben, ist sehr klein – zu nennen wären hier Kurt Koszyk, Norbert Frei, Axel Schildt, Bernd Sösemann und Harry Pross.

- 13 Peter Köpf: Die Burdas, Hamburg 2002.
- 14 Karl Bücher: Vorbildung für den Journalistenberuf an Universitäten, in: ders.: Hochschulfragen, Leipzig 1912, S. 73-90.
- 15 Vgl. Wolfgang Donsbach: Legitimationsprobleme des Journalismus. Gesellschaftliche Rolle der Massenmedien und berufliche Einstellung von Journalisten, Freiburg/München 1982.
- 16 Siehe zur US-Diskussion um Elitemedien den Special Report der Columbia Journalism Review: New York Rules. How Manhattan Mindset Shapes the Nation's News, März/April 2001, für ein aufschlussreiches institutionelles Einzelportrait Stefan W. Elfenbein: The New York Times, Macht und Mythos eines Mediums, Frankfurt/M. 1996. Vgl. auch Leo Bogart: Press and Public – Who Reads What, When and Why in American Newspapers, Hillsdale 1981, S. 249: «Der Leser reagiert auf den Gesamteindruck dessen, was die Zeitung repräsentiert, anstatt auf einzelne Fragmente des Ganzen. Die Wahrnehmung der Zeitung in der Öffentlichkeit ist demnach untrennbar mit der Selbstdarstellung des Unternehmens verbunden»; zit. nach Elfenbein, S. 217.
- 17 Hans-Mathias Kepplinger: Problemdimensionen des Journalismus. Theoretischer Anspruch und empirischer Ertrag, in: Martin Löffelholz (Hg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch, Opladen 2000, S. 81 ff., hier S. 87.
- 18 Vgl. auch Jürgen Wilke: Leitmedien und Zielgruppenorgane, in: ders. (Hg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Köln etc. 1999, S. 302 ff.
- 19 Vgl. zu den neuen Clubs und Treffpunkten für die «neue Elite» in Berlin die Bestandaufnahme von Ursula Weidenfeld: Einsame Spitze, in: Der Tagespiegel vom 6. Januar 2002. Auf den latenten Konflikt zwischen traditionellem, der öffentlichen Sphäre eher entzogenem Habitus der gesellschaftlichen Machträger und einer «Inflation der Medienberühmtheiten» hat Manfred Schneider hingewiesen, mit der Prognose: «Die künftige Elite hüllt sich in Anonymität und Unerblicktheit, in Ruhlosigkeit und anachoretische Isolation». Da sich Publizistik durch Öffentlichkeit definiert, ergeben sich hier für ihre Kader zahlreiche Paradoxien. Manfred Schneider: Das Gesicht der Elite, in: Kursbuch 139 (2000), S. 61 ff., hier S. 75.
- 20 Vgl. dazu Lutz Hachmeister/Günter Rager (Hg.): Wer beherrscht die Medien? Die 50 grössten Medienkonzerne der Welt, 3. Aufl. München 2002.
- 21 Für Aufsehen sorgte jüngst der Versuch des Bundeskanzlers Gerhard Schröder, angesichts der Krise des Kirch-Konzerns mit einem Treffen von Entscheidern aus Bankwelt, Medienkonzernen und Politik (im hannoverschen Gasthaus «Wichmann») Einfluss auf die Neuordnung der deutschen Medienlandschaft zu nehmen; die FAZ vermutete gar ein weitergehendes Interesse Schröders, in die «Medienmogul»-Klasse der Berlusconi- und Murdoch-Klasse aufzusteigen, vgl. Michael Hanfeld: Mit Gerhard und Wladimir bei Alfred auf dem Sofa. Machtpolitik in der Mediengesellschaft: Wie der

- Kanzler nicht nur bei der Kirch-Pleite die anderen Moguln aussticht, in: FAZ vom 11. April 2002.
- 22 Klaus Schönbach: Politische Kommunikation. Publizistik- und kommunikationswissenschaftliche Perspektiven, in: Otfried Jarren/Ulrich Sarcinelli/Ulrich Saxer: Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil, Opladen 1998, S. 114ff., hier S. 122.
 - 23 Vgl. auch Ulrich Wiek: Politische Kommunikation und Public Relations in der Rundfunkpolitik. Eine politikfeldbezogene Analyse, Berlin 1995.
 - 24 Sven Papcke: Gesellschaft der Eliten. Zur Reproduktion und Problematik sozialer Distanz, Münster 2001, S. 177.
 - 25 Papcke, op.cit., S. 188.
 - 26 Durchaus interessante Ansätze dazu bei Hans-Matthias Kepplinger: Die Demontage der Politik in der Informationsgesellschaft, Freiburg/München 1998.
 - 27 Vgl. Axel Schildt: Deutschlands Platz in einem «christlichen Abendland». Konservative Publizisten aus dem Tat-Kreis in der Kriegs- und Nachkriegszeit, in: Thomas Koebner/Gert Sautermeister/Sigrid Schneider (Hg.): Deutschland nach Hitler. Zukunftspläne im Exil und in der Besatzungszeit 1939-1949, Opladen 1987, S. 344ff.
 - 28 Für die Bundesrepublik können als prototypische Publizisten Margret Boveri, Johannes Gross, Sebastian Haffner, Joachim C. Fest, Rudolf Augstein, Marion Gräfin Dönhoff, Klaus Harpprecht, Eugen Kogon, Walter Dirks, Erich Kuby, Günter Gans oder Marcel Reich-Ranicki gelten. Es wäre eine Untersuchung wert, ob es für diese Publizisten überhaupt eine Nachfolge-Generation gibt.
 - 29 Joseph Schumpeter: Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, zuerst 1942, 7. Aufl. Tübingen/Basel 1993, S. 237, vgl. auch Gangolf Hübinger/Thomas Hertfelder (Hg.): Kritik und Mandat. Intellektuelle in der deutschen Politik, Stuttgart 2000.
 - 30 Vgl. Otto Köhler: Unheimliche Publizisten. Die verdrängte Vergangenheit der Medienmacher, München 1995, S. 290ff.
 - 31 Vgl. Matthias Weiss: Journalisten: Worte als Taten, in: Norbert Frei: Karrieren im Zwielficht. Hitlers Eliten nach 1945, Frankfurt/New York 2001, bes. S. 253 ff.
 - 32 Lutz Hachmeister: Theoretische Publizistik. Studien zur Geschichte der Kommunikationswissenschaft in Deutschland, Berlin 1987, S. 130 ff.
 - 33 Friedrich Sieburg: Nur ein Journalist, in: Die Gegenwart vom 1. Juni 1949; der frankophile Sieburg hatte sich im März 1941 in einer Rede vor intellektuellen französischen Kollaborateuren als «Kämpfer und Nationalsozialisten» bezeichnet, sich dann aber aus ästhetischen wie realpolitischen Gründen vom Nationalsozialismus wieder entfernt. Joachim Fest hat Sieburgs «Bedürfnis nach einem grossen Lebensrahmen, nach Auftritten, Kulissen und schönen Umständen» analysiert: dieser sei von dem «grandiosen, die

bürgerlich-bescheidenen Verhältnisse der *Frankfurter Zeitung* unwiderstehlich übertrumpfenden Glanz und Gloria des Auswärtigen Dienstes» begeistert gewesen, vgl. Joachim C. Fest: Friedrich Sieburg. Ein Portrait ohne Anlass, in: ders.: Aufgehobene Vergangenheit. Portraits und Betrachtungen, Stuttgart 1981, S. 70ff. Die Empfänglichkeit für die Rituale des diplomatischen Parketts steht natürlich in deutlichem Kontrast zu Sieburgs späterem Stereotyp vom strikt solitären Publizisten; «Kein echter Journalist wird je ungestraft seine durchs Schreiben gewonnene Autorität dazu benutzen, praktische Politik zu treiben», Sieburg, op. cit. Zu Sieburg siehe jetzt Gunther Nickel: Des Teufels Publizist – ein «höchst komplizierter und fast tragischer Fall». Friedrich Sieburg, Carl Zuckmayer und der Nationalsozialismus, in: Zuckmayer-Jahrbuch Bd. 5, hg. von Gunther Nickel, Erwin Roterund und Hans Wagener, Göttingen 2002, sowie für einen ersten Überblick Hermann Uhrig: Sieburg, Friedrich, in: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon, Band X (1995), Sp. 43-56.

- 34 Fest, op.cit., S.90.
- 35 Christa Rotzoll: Frauen und Zeiten. Portraits, München 1991, S. 107.
- 36 Vgl. Christian Bauschke: Beben im Glashaus. In wirtschaftlich schwerer Zeit für die FAZ stellt sich die Frage: Wer hat in der Zeitung das Sagen, in: Welt am Sonntag vom 28. April 2002.
- 37 Helmuth Karasek: Das Magazin, Reinbek b. Hamburg 1998.
- 38 Hans Mathias Kepplinger: Angepasste Aussenseiter. Ergebnisse und Interpretationen der Kommunikatorforschung, in: ders.: Angepasste Aussenseiter. Wie Journalisten denken und wie sie arbeiten, Freiburg u.a. 1979, S. 75 ff., hier S. 25.
- 39 Ursula Hoffmann-Lange/Klaus Schönbach: Geschlossene Gesellschaft. Berufliche Mobilität und politisches Bewusstsein der Medienelite, in: Kepplinger, op.cit., S. 49 ff.
- 40 Vgl. Beate Schneider/Klaus Schönbach/Dieter Stürzebecher: Westdeutsche Journalisten im Vergleich: jung, professionell und mit Spass an der Arbeit, in: Publizistik 38 (1993), S. 353 ff.
- 41 Vgl. Achim Baum: Journalistisches Handeln, Opladen 1994.
- 42 Siegfried Weischenberg/Klaus-Dieter Altmeppen/Martin Löffelholz: Die Zukunft des Journalismus. Technologische, ökonomische und redaktionelle Trends, Opladen 1994.
- 43 Michael Haller: Die zwei Kulturen. Journalismustheorie und journalistische Praxis, in: Löffelholz, op.cit., S. 101ff., hier S. 114, zur Kritik siehe auch Hannes Haas: Empirischer Journalismus. Über Wechselbeziehungen journalistischer, sozialwissenschaftlicher und literarischer Verfahren zur Erkenntnis sozialer Wirklichkeit, Wien 1999.
- 44 Niklas Luhmann: Die Realität der Massenmedien, 2. Aufl., Opladen 1996, S. 65 f.
- 45 Christoph Neuberger: Journalismus als systembezogene Akteurkonstellation, in: Löffelholz, op. cit., S. 275 ff., mit dem schönen Anfangssatz: «Es herrscht ein Unhagen in der Journalismusforschung».

- 46 Vgl. Wolfgang R. Langenbucher: Journalismus als Beruf, Habil-Schr. München 1973; Ursula Jacobi: Manager der Kommunikation, Berlin 1977; vgl. auch Heinz-Dietrich Fischer (Hg.): Chefredakteure – Publizisten oder Administratoren, Düsseldorf 1980.
- 47 Robert Lichter/Stanley Rothman/Linda S. Lichter: The Media Elite. America's New Powerbrokers, Bethesda/Md. 1986.
- 48 International Herald Tribune vom 23. Januar 2002, S. 18.
- 49 Hans Leyendecker: Die Grenzen der Enthüller, in: Süddeutsche Zeitung vom 4. Januar 2001.
- 50 Bezeichnenderweise finden sich in einer *Kursbuch*-Ausgabe vom März 2000 zum Thema «Die neuen Eliten» zwar Aufsätze zu «deutschen Spitzenmanagern», zu Wissenschaftlern oder zum «Cyberlifestyle», aber nicht zur Publizistik.
- 51 Dies hat schon Mitte der 90er Jahre Cordt Schnibben in seinen hellsichtigen Essays analysiert; vgl. ders.: Die Tortenschlacht. Wie man mit 650 Millionen Mark den Journalismus revolutioniert, in: C.S.: Reklamerepublik. Seltsame Berichte zur Lage der Vierten Gewalt, Hamburg 1994, S. 23 ff. und: Nationales Geläut. Das Feuilleton sucht das deutsche Wesen, S. 283 ff.
- 52 Heinz-Dietrich Fischer: Reeducations- und Pressepolitik unter britischem Besatzungsstatut. Die Zonenzeitung «Die Welt» 1946-1950; Gudrun Kruij: Das «Welt»-«Bild» des Axel-Springer-Verlags. Journalismus zwischen westlichen Werten und deutschen Denkatraditionen, München 1999, vgl. auch die nach wie vor unverzichtbare Arbeit von Hans-Dieter Müller: Der Springer-Konzern. Eine kritische Studie, München 1968.
- 53 Matthias Weiss, op.cit., S. 292.
- 54 Vgl. die Erinnerungen von Claus Heinrich Meyer an die Adenauerjahre: Eau de Bonn '55, in: Süddeutsche Zeitung vom 19./20. August 1989: «Bald, nach Jahren der Beobachtung, wuchs mir eine Ahnung von den verdeckten Transformationen im grossen Stil, von verdeckten Biografien, von den tieferen Bedingungen der unübersehbaren neuen Heldenverehrung. Und aller Projektionen Dreh- und Angelpunkt war Adenauer, der greifbare, zum neuen ‚Hinaufsehen‘ wie geschaffene Patriarch, dessen schwarzer Schatten viele braune Flecken auf wundersame Weise schwärzte (...) Allmählich verdichtete sich der Verdacht, dass bestimmte Sprach-Verehrungsmelodien, Haltungen, Gesten, der ganze auf Adenauer konzentrierte Personenkult, nichts anderes sein konnte als eine fortgesetzte Übertragung frisch vergangenener Führer-Liebschaft durch gelernte publizistische Anti-Demokraten.»

Zeitung für Deutschland

- 1 Vgl. Heinz Brestel: Als die Aktien im Keller waren, FAZ 31.10.1999; Hans Teickner an Strunck, Deutscher Verlag, 1.11.1949, Ullstein-Archiv Berlin.

- 2 Zeitung für Deutschland, FAZ 1.11.1949.
- 3 Dass Sethe der Autor dieses ungezeichneten Artikels war, bestätigte Gründungsherausgeber Karl Korn im Interview mit dem Verf. am 18.8.1987. Siehe auch Rolf Martin Korda: Für Bürgertum und Business. Die «Frankfurter Allgemeine Zeitung», in: Michael Wolf Thomas (Hg.): Porträts der deutschen Presse. Politik und Profit, Berlin 1980, S. 87.
- 4 Sethe benutzte bei der FAZ die Kürzel «an», «tü» und «he». Vgl. MR (Martin Ruppert): Abschied von Paul Sethe, Allgemeine Zeitung 23.6.1967.
- 5 Der Spiegel, 5.5.1965, S. 17L
- 6 Vgl. Arnulf Baring: Im Anfang war Adenauer. Die Entstehung der Kanzlerdemokratie, München 1984 (zuerst: München 1969), S. 527ff.; Hartmut Soell: Zum Problem der Freiheit des Journalisten. Aus der Korrespondenz Fritz Erler – Paul Sethe 1956/1957, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (1975), S. 91 ff.
- 7 P.S.: Befreiung, Ohligser Anzeiger 1.7.1926. Ohligs war bis 1929 selbständig und wurde dann Stadtteil von Solingen.
- 8 P.S.: Was brachte die Woche? OA 23.10.1926.
- 9 Paul Sethe: Zum Geleit. 50 Jahre Ohligser Anzeiger 1876-1926, OA 1.4.1926.
- 10 Ebd.
- 11 P.S.: Kiel-London-Moskau, OA 28.5.1927.
- 12 P.S.: Befreiung, OA 1.7.1926. Zum Weltbild des Publizisten vgl. Christopher Hausmann: August Winnig und die «Konservative Revolution». Ein Beitrag zur ideengeschichtlichen Debatte über die Weimarer Republik, in: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der Arbeiterbewegung (IWK) 32 (1996), S.25. Hausmann verweist auf Winnigs Wortschöpfung «Blut und Boden» und spricht von einer sprachlichen und gedanklichen Vorbereitung des Nationalsozialismus.
- 13 PS.: Die deutschen Juden L, OA 2.11.1929.
- 14 PS.: Mahnung an alle, OA 11.12.1929.
- 15 Paul Sethe an Hans Hallmann, 11.6.1932. Eine Abschrift von Passagen des Briefes schickte der Bonner Historiker Hallmann, bei dem Sethe 1932 neben der Berufstätigkeit promoviert hatte, nach Sethes Tod 1967 an dessen Familie. – Der Verfasser ist Barbara Scriba-Sethe sehr zu Dank verpflichtet, die ihm freundlicherweise einige der von ihr verwahrten Briefe aus dem Nachlass ihres Vaters zugänglich machte. Weitere Schriftstücke und gesammelte Artikel Sethes befinden sich im Bundesarchiv Koblenz.
- 16 PS.: Warten auf 51 Prozent? O A 16.8.1932.
- 17 PS.: Der Einiger der Nation, OA 20.4.1933.
- 18 PS.: Die Presse im neuen Staat, OA 24.8.1933.
- 19 Günther Gaus schrieb 1962 in einem eindrucksvollen Porträt, Sethe habe sich im Jahr 1934 in einem Brief an die Frankfurter Zeitung so unvorsichtig über das NS-Regime geäußert, «dass ihn die Frankfurter schleunigst in ihre Redaktion aufnehmen, damit der leichtsinnige junge Mann nicht in die Hände der Gestapo falle». Diese Darstellung geht offenbar auf Angaben

- Sethes zurück, mit dem Gaus ein langes Interview geführt hatte. Die Jahresangabe 1934 kann nicht zutreffen, da Sethe zum 1. Januar 1934 bereits in Frankfurt war. Günther Gaus: Paul Sethe und die deutsche Ostpolitik, *Süddeutsche Zeitung* 12./13. Mai 1962.
- 20 PS.: Abschied von meinen Lesern, OA 30.12.1933.
 - 21 Vgl. Norbert Frei/Johannes Schmitz: *Journalismus im Dritten Reich*, München 1999, S. 50.
 - 22 Vgl. Günther Gillessen: Auf verlorenem Posten. Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich, Berlin 1986, S. 191.
 - 23 Benno Reifenberg an Hanns Braun, 9.2.1946, Kopie, Bundesarchiv Koblenz, NL Welter 46.
 - 24 Berndt an Best, 9.7.1936, BA Koblenz, R 58-1014, S. 14. Martin Broszat hat das Dilemma der *FZ* in einer Rezension zu Günther Gillessens Buch über die *Frankfurter Zeitung* im Dritten Reich anschaulich beschrieben: «Was unserem moralischen Reinlichkeitsbedürfnis im Umgang mit der NS-Zeit so wenig entspricht, wird gerade im Falle dieser Zeitung exemplarisch sichtbar: Fast alle wirksame Resistenz war nur partiell und mit partiellen Diensten für das Regime erkaufte.» Das Hauptmotiv des Weitermachens, so Broszat, «lag von vornherein nicht auf der politischen, sondern auf der professionellen Ebene. Man wollte weiter eine möglichst gute Zeitung machen, möglichst exakte Nachrichten beschaffen, die alte Solidität des journalistischen Handwerks und vor allem auch die Redlichkeit der Sprache in Ehren halten.» Broszat spricht zu Recht von einer Schicht «penetranter Rechtfertigung», mit der Gillessen die Geschichte der *FZ* in der NS-Zeit überzogen hat. Martin Broszat: Sanfte Gegenrede zur kriegesischen Sprache, *Der Spiegel* 25.5.1987.
 - 25 se: Die militärischen Ereignisse, *FZ* 10.4.1940.
 - 26 se: Der Auftrag der Geschichte, *FZ* 20.4.1940.
 - 27 Erich Welter an Theodor Heuss, 21.3.1960. Bundesarchiv Koblenz, NL Theodor Heuss 453.
 - 28 se: Von Maleme nach Iraklion. Die britische Katastrophe auf Kreta. *FZ* 22.6.1941.
 - 29 se: Das Schreckenregiment der Sowjets. Grausame Marterung und Ermordung von Ukrainern in den Lemberger Kellern der GPU. *FZ* 6.7.1941.
 - 30 Interview des Verf. mit Robert Haerdter am 29.11.1986. Wolfgang Bartsch, Sohn des mit Sethe befreundeten *FZ*-Journalisten Fritz Bartsch, schrieb 1968 in *der Frankfurter Rundschau*, Sethe sei «bestürzt, erschüttert, krank» nach Frankfurt zurückgekehrt. Ihm sei nicht entgangen, was dem «scheinbar auf Militärisches Fixierten hätte verborgen bleiben sollen: die Gräueltaten gegen Polen, damals noch in ihren Anfängen und vergleichsweise milde». Horst Köpke/Wolfgang Bartsch: Der Fall Paul Sethe. *Frankfurter Rundschau* 31.8.1968.
 - 31 se: Drei Jahre, *FZ* 3.9.1942.
 - 32 Vgl. Fritz Sänger: *Materialien zur Geschichte der Frankfurter Zeitung*, Institut für Zeitgeschichte, München, ED 140/66, S. 90.

- 33 Eidesstattliche Erklärung Erich Welters für Rolf Rienhardt, 15.2.1948, Abschrift, NL Margret Boveri, Staatsbibliothek Berlin.
- 34 Vgl. Paul Sethe an *Echo der Zeit*, Recklinghausen, 24.3.1958, NL Sethe.
- 35 Der *Frankfurter Anzeiger* war im Frühjahr 1943 aus der Fusion der im Societäts-Verlag der *FZ* erscheinenden *Neuesten Zeitung* mit dem *Frankfurter Generalanzeiger* hervor gegangen. Vgl. Werner Wirthle: Feuer vom Feuer lebt, Frankfurt/M. 1970, S. 60. Im *Frankfurter Anzeiger* erschienen Dutzende von Durchhalteartikeln Sethes, etwa am 5. Oktober 1943, dem Tag nach dem britischen Luftangriff auf Frankfurt, mit der Überschrift «Stunde der Bewährung». Darin hiess es unter anderem: «Einmal wird auch die Sonne wieder scheinen, die Sonne des Sieges, und ihr Leuchten wird die Erinnerung an die Rauchwolken durchdringen, die in dieser Nacht über Frankfurt lagen.» Dieser und weitere Durchhalteartikel trugen das Kürzel «ps», das Sethe auch für historische Artikel im *Frankfurter Anzeiger* benutzte, die sich in seinem Nachlass befinden.
- 36 Sethe: Der Hintergrund. Eisenhowers Strategie und seine geistige Haltung, *Völkischer Beobachter* (Berliner Ausgabe), 10.1.1945.
- 37 Fritz Sänger: Bestätigung, o.D., NL Sethe.
- 38 Bartsch war zu dieser Zeit Geschäftsführer der ominösen europäischen Illustrierten *Tele*, die vom Auswärtigen Amt finanziert wurde und von der nur wenige Nummern in Schweden erschienen. Wegen seiner Kontakte zu Goerdeler wurde Bartsch am 26. Juli 1944 in Leipzig verhaftet. Er überlebte den Krieg im Gefängnis. Laut Bartsch hat sich Legationsrat Lohse aus der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes auf Betreiben von Sethe dafür eingesetzt, dass er nicht vor dem Volksgerichtshof aussagen musste. Offenbar fürchtete das Auswärtige Amt, dass sonst das *Tele*-Projekt zur Sprache kommen könnte. Fritz Bartsch an Elfriede Sethe, 29.6.1967, NL Paul Sethe. Zur Geschichte von *Tele* gibt es nur wenige verlässliche Quellen. S. Wiltrud Ziegler: Die Phantom-Zeitschrift *Tele*. Ein Beitrag zur Publizistik des Dritten Reiches, Diss. Mainz 1989.
- 39 Vgl. Paul Sethe an Curt Georgi, 7.12.1945, Abschrift, NL Sethe. Laut Fritz Sänger hatte es bei SPD-Leuten unter den Widerständlern Bedenken gegen die Berufung Sethes an die Spitze eines Regierungsorgans gegeben. Leber und Leuschner «hielten eine weniger streng konservative Persönlichkeit für zweckmässiger». Fritz Sänger an Horst Köpke, 21.9.1968, Ds., NL Sänger, Archiv der sozialen Demokratie, Bonn.
- 40 Paul Sethe an Brigitte Beer, 15.11.1945, As., NL Sethe.
- 41 Paul Sethe an Brigitte Beer, 4.1.1946, As., NL Sethe.
- 42 Paul Sethe an Brigitte Beer, 24.2.1946, As. NL Sethe.
- 43 Paul Sethe an Brigitte Beer, 14.4.1946, As. NL Sethe.
- 44 Paul Sethe an Brigitte Beer, 24.2.1946, As. NL Sethe.
- 45 Erklärung Edouard Hemmerles vom 24. Juli 1961, in Adolf Fraund: Dokumente und Erinnerungen, eingeleitet und kommentiert von Werner Hanfgarn, Mainz 1986, S. 38 ff. Zur Gründungsgeschichte der *Allgemeinen Zei-*

ung siehe auch Karl-Heinz Teubig: Ein Kapitel deutscher Pressegeschichte, in Mainz/Vierteljahrshefte für Kultur, Politik, Wirtschaft, Geschichte 1983, S. 52ff.; Stephan Schölzel: Die Pressepolitik in der französischen Besatzungszone 1945-1949, Mainz 1986, S. 176 ff.; Ralf Haber: Mainzer Presse 1945-1950. Eine Modellstudie zur frühen Nachkriegszeit, Köln/Weimar/Wien 1997, S.105ff.; Erich Dombrowski, Emil Kraus, Karl Schramm: Wie es war. Mainzer Schicksalsjahre 1945-1948, Mainz 1965, S. 57ff. Die Darstellung Dombrowskis hat Hemmerlé in einigen Punkten als unzutreffend bezeichnet. Erklärung Hemmerles vom 28.1.1967, NL Adolf Fraund, Privatbesitz.

- 46 Vgl. Robert Held an Elfriede Sethe, 28.6.1967, NL Sethe.
- 47 Beschluss der Spruchkammer Mainz vom 5.5.1948, Spruchkammerunterlagen Best. 856 Nr. 130933, Paul Sethe, Landeshauptarchiv Koblenz.
- 48 Paul Sethe an Brigitte Beer, 10.5.1946, Abschrift, NL Sethe.
- 49 Verlags-Direktion Allgemeine Zeitung an Erich Welter, 23.6.1948, Kopie, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Otto Klepper VI/49.
- 50 Helga Hummerich: Wahrheit zwischen den Zeilen. Erinnerungen an Benno Reifenberg und die Frankfurter Zeitung, Freiburg 1984, S. 65 f.
- 51 Lebenslauf Erich Welter von 1937. BA Dahlwitz-Hoppegarten, ZB II 6127, A 22.
- 52 Lebenslauf Erich Welter, ca. 1946, Nachlass Welter 78, Bundesarchiv Koblenz.
- 53 Benno Reifenberg an John Boxer, 31.5.1946, Abschrift, NL Welter 532. 54 Interview des Verf. mit Robert Haerdter. Vgl. auch Gillissen S. 432 f.
- 55 Personalakte Erich Welter, Reichsschrifttumskammer, Januar 1943, Bundesarchiv Berlin/BDC-Bestand.
- 56 Benno Reifenberg an John Boxer, 31.5.1946, Abschrift, NL Welter 532.
- 57 Erich Welter: Der Weg der deutschen Industrie, Societäts-Verlag Frankfurt/M. 1943, S. 23.
- 58 Erich Welter an Alfred Rapp, 20.10.1952, Ds., NL Welter 298. Welter bezog sich hier auf einen, wie er meinte, «ungewöhnlich törichten Angriff» des SPD-Politikers Fritz Erler in einem Artikel, der am 22. August 1952 unter der Überschrift «Vom NS-Planer zum Jünger Erhards» in der *Welt der Arbeit* erschien.
- 59 Erich Welter an Vogel, 8.1.1963, Ds., NL Welter 320.
- 60 Ausführliche Darstellung der Umstände des Verbots bei Günther Gillissen: Auf verlorenem Posten. S. 468 ff.
- 61 Ebd., S. 488.
- 62 Vgl. Ludolf Herbst: Der Totale Krieg und die Ordnung der Wirtschaft. Die Kriegswirtschaft im Spannungsfeld von Politik, Ideologie und Propaganda 1939-1945, Stuttgart 1982, S. 443, Anm. 394. Welter sollte ursprünglich die oberste Leitung der drei VB-Redaktionen in München, Wien und Berlin übernehmen. Es gelang ihm jedoch, Hauptschriftleiter Wilhelm Weiss davon zu überzeugen, dass er für diese Position ungeeignet sei. Vgl. Hale: Zwangsjacke, S. 294. Ab Januar 1944 bezog Welter vom *Völkischen Beobachter* für seine Beiträge ein «pauschaliertes Mitarbeiterhonorar», hatte aber

- keinen Anstellungsvertrag. Erich Welter an Gustav Ziembra, 13.12.1943, Ds., NL Welter 94.
- 63 Lebenslauf Erich Welter, NL Welter 78. Welter erklärte die Verleihung des Professorentitels damit, dass die Ernennung nach der Habilitationsordnung nicht länger habe hinausgeschoben werden können, «nachdem ich inzwischen dienstältester Dozent der gesamten Universität geworden war».
- 64 Fritz Sänger an Jürgen Tern, 22.10.1945, Bundesarchiv Koblenz, NL Jürgen Tern 46.
- 65 Fritz Sänger an Jürgen Tern, 7. 5.1946, NL Tern 6.
- 66 Erich Welter an Albert Oeser, 6.12.1945, Ds., NL Welter 46.
- 67 Benno Reifenberg an Erich Welter, 23.1.1946, NL Welter 46.
- 68 Erich Welter achtzig, FAZ 28.6.1980.
- 69 Erich Welter an August Dresbach, 18.6.1946, NL August Dresbach, Kreisarchiv Gummersbach.
- 70 Erich Welter an Paul Sethe, 29.4.1947, Ds., NL Welter 52.
- 71 Erich Welter an Hans Kallmann, 21.11.1947, Ds., NL Welter 52.
- 72 Astrid von Pufendorf: Otto Klepper (1888-1957). Deutscher Patriot und Weltbürger, München 1997, S. 304.
- 73 Ebd., S. 212. Zur Biografie von Babette Gross siehe das Nachwort von Diethart Kerbs in Babette Gross; Willi Münzenberg. Ein politische Biografie, Leipzig 1991, S. 493 ff.
- 74 Grundsätze der Wirtschaftspolitischen Gesellschaft von 1947, 1.11.1947, NL Klepper V/1.
- 75 Klaus D. Schulz: Unternehmerinteresse und Wirtschaftssystem. Beiträge der Unternehmer zur politischen Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt 1986, S. 38.
- 76 Zur Biografie und den Aufsichtsratsposten von Mueller siehe ebd., S. 33 und S. 53.
- 77 Grundsätze der Wipog, 1.11.1947, S. 8.
- 78 Erich Welter an Oskar Stark, 24.3.1948, Ds., NL Welter 39.
- 79 Erich Welter an Paul Sethe, 7.3.1949, Ds., NL Welter 434.
- 80 Erich Welter an Paul Sethe, 22.3.1949, Ds., NL Welter 434.
- 81 Gespräch mit Max H. Schmid, 7.6.1961, Protokoll, NL Welter 73.
- 82 1933 war Salamander Boykottaufrufen der Nazis ausgesetzt, die Umsätze gingen deutlich zurück. Nachdem die jüdischen Teilhaber des Unternehmens der «christlichen Seite» die Mehrheit überlassen hatten und aus dem Aufsichtsrat ausgeschieden waren, galt die Schuhfabrik als «arisch», und die Geschäfte blühten wieder. Obwohl kein Vorstandsmitglied in die NSDAP eintrat, gelang es Haffner, «die besten Beziehungen zu den höchsten Stellen der Partei» zu knüpfen – er war gar, wie es heisst, «beim Führer zum Tee eingeladen». Nach 1945 wurde bekannt, Haffner habe 1934 demjenigen eine hohe Summe angeboten, der Hitler gewaltsam beseitige. Ausserdem habe er den Kreis um Goerdeler finanziell unterstützt. Vgl. Petra Bräutigam: Mittelständische Unternehmer im Nationalsozialismus. Wirtschaftli-

- che Entwicklungen und soziale Verhaltensweisen in der Schuh- und Lederindustrie Badens und Württembergs, München 1997, S. 257.
- 83 Schulz, Unternehmerinteresse, S. 37.
 - 84 Ebd., S. 63.
 - 85 Otto Klepper an Alex Haffner, 1.4.1949, Ds., NL Klepper II/17.
 - 86 Otto Klepper an Alex Haffner, 7.6.1948, Ds., NL Klepper II/17.
 - 87 Erich Welter an MVA, 9.5.1949, Ds., NL Welter 434.
 - 88 Vgl. Erich Welter an Otto Klepper, 18.9.1949, NL Klepper II/Allgemeine Korrespondenz. Siehe auch Ralf Haber: Mainzer Presse, S.169.
 - 89 Gernot Gather: Die stiftende Gesinnung einer Stadt, in: Offene Welt 106 (1987), S. 219.
 - 90 Aktennotiz Welters vom 3.9.1955, NL Welter 220. Siehe auch EW (Erich Welter): Max H. Schmid. Nachruf auf den Unternehmer und Freund dieser Zeitung, FAZ 6.7.1967. Schmid sass nach 1945 in den Aufsichtsräten unter anderem von Deutscher Bank, Daimler-Benz, BMW, Degussa, Münchener Rückversicherung oder der Höchster Farbwerke. Arno Gottschalk hat dargestellt, dass einige der FAZ-Finanziers «ausgesprochen enge Querverbindungen» zur Deutschen Bank hatten. Vgl. Arno Gottschalk: «Dahinter steckt immer ein kluger Kopf» – Die Grauen Eminenzen der FAZ, in: Hermannus Pfeiffer (Hrsg.): Die FAZ. Nachforschungen über ein Zentralorgan, Köln 1988, S. 67.
 - 91 Gespräch mit Max H. Schmid, Protokoll, 7.6.1961, NL Welter 73.
 - 92 Teilnehmerliste 2. Sitzung Kornwestheim 10.9.1949, NL Klepper I/3. Ziervogel übernahm 1937 die Hauptgeschäftsführung der Wirtschaftsgruppe Kraftstoffindustrie. Diesen für die Kriegswirtschaft wichtigen Posten behielt er bis 1945. Vgl. Lebensbilder aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Jahrgang 1955-1957, Düsseldorf 1960.
 - 93 Friedrich Wilhelm Ziervogel an Otto Klepper, 23.2.1950, NL Klepper I/Allgemeine Korrespondenz.
 - 94 Otto Klepper an Erwin Colsman, 12.10.1949, Ds., NL Klepper I/9.
 - 95 Abkommen vom 28. September 1949 zwischen Wipog und MZV Vertrag, Privatarchiv Gernot Gather.
 - 96 Niederschrift über die Gesellschafterversammlung und Verwaltungsratssitzung der Frankfurter Allgemeinen Zeitung GmbH am 30.1.1950 in Wiesbaden. Privatarchiv Gather. – Den spendierwilligen Unternehmen stand je 25 000-Mark-Anteil eine Stimme im Fördererkreis zu. Der Fördererkreis benannte einen zehnköpfigen Fördererausschuss, der die Interessen der Geldgeber vertrat. Und diesem Ausschuss gehörten Alex Haffner, Werner G. Hoffmann (später sein Chef Max H. Schmid), Kurt Pentzlin (Bahlsen Hannover), Albrecht Pickert (Hein, Lehmann & Co, Düsseldorf), Friedrich Wilhelm Ziervogel, Hans Heinrich Matthiesen (Vacuum Oil), Adolf Schüle (IHK Mannheim), Otto A. H. Vogel (IHK Augsburg) sowie Klepper und Rudolf Mueller an. Aus dem Fördererausschuss wurden Klepper, Hoffmann, Matthiesen, Pickert und Schüle in den Verwaltungsrat delegiert.

- 97 Erich Welter an Otto Klepper, 14.9.1949, NL Klepper II/Allgemeine Korrespondenz.
- 98 Otto Klepper an Erich Welter, 16.9.1949, Ds., NL Klepper II/Allgemeine Korrespondenz.
- 99 Otto Klepper an Rudolf Mueller, 14.10.1949, Ds., NL Klepper VI/55.
- 100 Otto Klepper an Helmut Schulze-Eckardt, Ds., 22.11.1949, NL Klepper I/Allgemeine Korrespondenz.
- 101 Vgl. Spruchkammer München III, 22.12.1948, Spruch gegen Erwin Finkenzeller. Kopie im NL Klepper VI/55.
- 102 Vgl. Oron J. Hale, *Presse in der Zwangsjacke. 1933-45*, Düsseldorf 1965, S. 120.
- 103 Spruchkammer München III, 22.12.1948.
- 104 Viktor Muckel: *Lebens- und Berufsgang*, 26.9.1949, NL Klepper/Allg. Korr. FAZ. Muckel, der nach dem Krieg seinen Vornamen zeitweise mit «c» schrieb, gab in diesem Lebenslauf an, ab 1926 in Verlag und Redaktion der *Westdeutschen Landeszeitung* tätig gewesen zu sein. Tatsächlich erhielt das NS-Kampfblatt *Volksparole* erst im Februar 1935 den vornehmeren Titel *Rheinische Landeszeitung*. Vgl. Hermann Tödt: «Volkparole» und «Rheinische Landeszeitung». *Geschichte des Kampfblattes des Gauess Düsseldorf*, S. 78. Die apologetische Dissertation erschien 1937 im Völkischen Verlag, Düsseldorf.
- 105 Dr. Viktor Muckel: «Drei Jahre Volksparole Gladbach-Rheydt». *Ein Rück- und Ausblick*, *Bergischer Beobachter*, 30. 6.1933.
- 106 Tödt, *Volksparole*, S. 78.
- 107 Ebd., S. 17.
- 108 Laut Fragebogen vom Mai 1949 war Muckel von 1936 an «Gauamtsleiter ohne Amtsbereich» in Düsseldorf. 1932 war er sowohl in die NSDAP als auch in die Reiter-SA eingetreten. Entnazifizierungsakte Viktor Muckel, NW 1002-G/74205, Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf.
- 109 Hale, *Zwangsjacke*, S. 280.
- 110 Vgl. Heinz-Werne Eckhardt: *Die Frontzeitungen des deutschen Heeres 1939-1945*, Wien/Stuttgart 1975, S. 4ff.
- 111 Fragebogen Mai 1949, Entnazifizierungsakte Muckel.
- 112 EW (Erich Welter): Viktor Muckel, FAZ 22.1.1964.
- 113 Einreihungsbescheid vom 17.8.1949, Entnazifizierungsakte Muckel. Der Düsseldorfer Entnazifizierungsausschuss kam aufgrund von Entlastungsschreiben und der Vernehmung des Betroffenen zu dem Schluss, dass Muckel «aktivistisch nicht hervorgetreten» sei. Die einstige Verlagssekretärin der *Brüsseler Zeitung* bescheinigte, sie sei engagiert worden, obwohl Muckel Kenntnis von ihrer jüdischen Abstammung gehabt habe, Schreiben vom 26.1.1949, Entnazifizierungsakte Muckel.
- 114 EW: Viktor Muckel, FAZ 22.1.1964.
- 115 Abschied von Viktor Muckel, FAZ 27.5.1981.
- 116 Erich Welter an Hans Baumgarten, 19.10.1956, Ds., NL Welter 341.
- 117 Rolf Rienhardt an Erich Welter, 22. 3.1950, NL Welter 63.

- 118 Gespräch des Verf. mit Karl Korn.
- 119 Rolf Rienhardt: Lebenslauf (1938), ZA 17035 A 17, BA Dahlwitz-Hoppegarten.
- 120 Ebd.
- 121 Rudolf Rienhardt: Lebenslauf, 30.10.1947, Nds. 171 Hildesheim Nr. 37235, Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover.
- 122 Hans Dieter Müller: Porträt einer deutschen Wochenzeitung, in: Hans Dieter Müller (Hg.): Facsimile Querschnitt durch das Reich, Bern/München 1964, S. 9. Rienhardt hatte im Januar 1938 formuliert: «Der gesamten Presse ist die nationalsozialistische Erziehungsaufgabe gestellt. Die Art ihrer Erfüllung ist jedoch eine völlig verschiedene; denn jede Zeitung muss zur Erzielung einer Wirkung auf die Leserschaft die Methoden anwenden, mit denen gerade ihre Leser erfolgreich beeinflusst werden können.» Zitiert nach Norbert Frei: Nationalsozialistische Eroberung der Provinzpresse. Gleichschaltung, Selbstanpassung und Resistenz in Bayern, München 1980, S. 245 f.
- 123 Hans Dieter Müller: Das Reich, S. 9. Müller schrieb: «Rienhardt war – wenn diese Bezeichnung nicht paradox ist – ein ‚aufgeklärter Nationalsozialist!«». Dem widersprach der ehemalige *Reich*-Redakteur Erich Peter Neumann: «Wer ihn aus der Praxis kannte, wird über seine Charakterisierung als ‚aufgeklärtem Nationalsozialisten« den Kopf schütteln. Unterstellt man, dass es einen solchen Typus überhaupt gegeben hat, so war Rienhardt mindestens bis zu seinem Sturz im Jahre 1944 nicht Geist von diesem Geiste.» Erich Peter Neumann: Der Umstand, Sklave zu sein, Der *Spiegel* Nr. 42/1964.
- 124 Aus dem Lebenslauf Rienhardts von 1938 geht hervor, dass er bereits seit Bestehen der SS förderndes Mitglied gewesen ist.
- 125 Erich Welter, Eidesstattliche Erklärung für Rolf Rienhardt, 10.3.1948, NL Boveri, Materialien BT/FZ-Arbeit.
- 126 Verlag Archiv und Kartei (Hg.): Presse in Fesseln. Eine Schilderung des NS-Pressetrusts, Berlin 1947, S. 41. Das von Schmidt verfasste Buch erschien anonym. Der Autor war von 1937 an Leiter der Papierzuteilungsstelle in Rienhardts Verwaltungsamt. Zur Kritik an Schmidts Buch siehe Hale: Zwangsjacke, S. 332ff.
- 127 Fritz Sängers an Erich Welter, 30.7.1953, NL Welter 219. Über Sängers Wirken im Dritten Reich siehe zusammenfassend Matthias Weiss: Worte als Taten, in: Norbert Frei: Karrieren im Zwielficht, Hitlers Eliten nach 1945, Frankfurt 2001, S. 296 f. – Paul Sethe schrieb an Erich Welter: «Sängers Wahn, andere Leute verfolgen zu müssen, ist das Peinlichste von der Welt. Glaubt er, nur so die Erinnerung daran auslöschen zu können, dass er auch einmal ein ganz nettes Glied in der NS-Kette war?» Undatiertes Schreiben ca. Herbst 1949, NL Welter 63.
- 128 Erich Welter an Margret Boveri, 3.7.1950, Ds., NL Welter 55.
- 129 Erich Welter an Rolf Rienhardt, 30. Juni 1950, Ds., NL Welter 63.
- 130 Erich Welter an Kurt Pentzlin, 23.8.1948, Ds., NL Welter 26. Rienhardt machte bald wieder Karriere in der Presse-Branche. Zunächst trat er in die

- Verlagsleitung der *Westfälischen Zeitung* in Bielefeld ein. Später ging er zu Burda.
- 131 Erich Welter an Otto Klepper, 16.9.1949, NL Klepper II/Allgemeine Korrespondenz.
- 132 Bericht über die Entwicklung der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, 21.2.1950, Akten Gather.
- 133 In einem Brief an Fritz Schotthöf er vom 1.9.1950 bezeichnete Welter die *FAZ* gar als «avant garde» der Freiburger Schule, «deren Haupt Walter Eucken gewesen ist», NL Welter 43.
- 134 Zu den Kampagnen der *FAZ* in der Kartelldebatte siehe Anton Riedel: Liberale Publizistik für Soziale Marktwirtschaft. Die Unterstützung der Wirtschaftspolitik Ludwig Erhards in der Frankfurter Allgemeinen und in der Neuen Zürcher Zeitung 1948/49 bis 1957, Regensburg 1992.
- 135 Vgl. Volker Bergahn: Unternehmer und Politik in der Bundesrepublik, Frankfurt 1985, S. 172.
- 136 Vgl. Klaus Täubert: Emil Faktor. Ein Mann und (s)eine Zeitung, Berlin 1994, S. 113.
- 137 Vgl. H. Bgt.: Kriegsporträt des Unternehmers. Deutscher Volkswirt 17 (1942), S.374ff.
- 138 Dombrowskis Politikerporträts erschienen auch in Buchform und erzielten eine hohe Auflage. Johannes Fischart: Das alte und das neue System. Die politischen Köpfe Deutschlands, Berlin 1919.
- 139 Ein Bericht der Presseoffiziere über Dombrowski, den die Amerikaner am 3. und 4. Mai 1945 interviewten, befindet sich in der Sammlung Personalialia, Archiv der sozialen Demokratie, Bonn.
- 140 -ch: Prof. Wiesengrund-Adorno, *FAZ* 12.11.1949.
- 141 Gerhard Nebel: Thomas Mann. Zu seinem 75. Geburtstag, *FAZ* 6.6.1950.
- 142 Für und wider Thomas Mann, *FAZ* 14.6.1950.
- 143 Karl Korn: Lange Lehrzeit. Ein deutsches Leben, München 1979, S. 217f.
- 144 Ebd., S. 266.
- 145 Zitiert nach Martens, S. 45.
- 146 Frei/Schmitz, S. 112.
- 147 Karl Korn: Publikum im Haus der Kunst. Beobachtungen bei einem kurzen Münchener Besuch, *Das Reich* 18.8.1940.
- 148 Karl Korn: Der Hofjude. Veit Harlans Film «Jud Süß» im Ufa-Palast am Zoo, *Das Reich* 29.9.1940.
- 149 Ziesels Schmähschrift «Das verlorene Gewissen. Hinter den Kulissen der Presse, der Literatur und ihrer Machtträger von heute» erschien erstmals 1959 im Münchener Verlag J.F. Lehmanns. 1962 wurde die achte Auflage gedruckt. Bereits 1959 brachte Ziesel zudem gesammelte Reaktionen auf sein Buch unter dem Titel «Die Geister scheiden sich» (ebenfalls Verlag J.F. Lehmanns) auf den Markt.
- 150 Urteilsbegründung des Landgerichts München in Sachen Karl Korn gegen J.F. Lehmanns Verlag München, 19.10.1959, S. 14. Az.10 Q 35/59. Kopie im NL Theodor Heuss 453, BA Koblenz.

- 151 Karl Korn an Theodor Heuss, 24.10.1959, NL Heuss 453.
- 152 Theodor Heuss an Karl Korn, 28.10.1959, NL Heuss 453.
- 153 Berufungsurteil im Rechtsstreit Korn-Ziesel, *Der Tagesspiegel* 24.3.1960.
- 154 Karl Korn an Margret Boveri, 13.10.1959, NL Boveri.
- 155 Deutsche Zeitung. Schillernde Feder, *Der Spiegel* 20.1.1960.
- 156 Brestel, Aktien, FAZ 30.10.1999.
- 157 Vilma Sturm: Barfuss auf Asphalt, München 1985, S.214.
- 158 Brigitte Beer (Jg. 1904) war bei der *Frankfurter Zeitung* Sekretärin Sethes und kam als Redakteurin der *Badischen Zeitung* zur FAZ; Fritz Bayer (Jg. 1914) war in den dreissiger Jahren Schriftleiter der ‚*Kasseler Neuesten Nachrichten*‘, Thilo Bode (Jg. 1912), erlebte das Kriegsende als U-Boot-Kommandant und hatte bereits für die *Wirtschafts-Zeitung* gearbeitet; Paul Heinz Middeldorf (Jg. 1926) begann seine journalistische Laufbahn bei der *Allgemeinen Zeitung*-, Hermann Ruelius (Jg. 1907) war ab 1937 Nachrichtenredakteur des *Frankfurter General-Anzeigers*; Hugo V. Seib (Jg. 1913) schrieb in der NS-Zeit für Zeitungen in Freiburg und Berlin; Adelbert Weinstein (Jg.1916), einst Major im Generalstab, wurde FAZ-Volontär. Sofern nicht anders angegeben, basieren auch die folgenden biografischen Angaben zu den FAZ-Redakteuren auf der Auswertung von verlagsinternen Schriftstücken sowie der 1960 erstmals publizierten Verlagsbroschüre «Sie redigieren und schreiben die *Frankfurter Allgemeine Zeitung für Deutschland*».
- 159 Protokoll der Besprechung der FAZ-Herausgeber mit Gross und Klepper über Personalvorschläge für Redaktion und Verlag der FAZ, 30.9.1949, NL Klepper VI/55.
- 160 Personalakte Heinz Höpf'l, BA Berlin/BDC-Bestand; Handbuch der deutschen Tagespresse, hg. vom Institut für Zeitgeschichte an der Universität Berlin, Leipzig 1944 (7. Auflage), S. 23. Höpf'l war 1937 Schriftleiter des *Stralsunder Tageblatts*. Karteikarte in den personenbezogenen Unterlagen des deutschen Reiches, ZA VII1719/18, BA Dahlwitz-Hoppegarten; vgl. Handbuch der deutschen Tagespresse, Leipzig/Frankfurt a. Main 1937 (6. Auflage). Seine Artikel im *VB* zeichnete er mit «Höpf'l», und ebenso wurde sein Name auch in den Handbüchern der Deutschen Tagespresse von 1937 und 1940 geschrieben.
- 161 Dr. Heinz Höpf'l: Winston Churchill, *Völkischer Beobachter* (norddeutsche Ausgabe), 16.9.1939.
- 162 Dr. H. Höpf'l: Die dritte Front, *Völkischer Beobachter* (norddeutsche Ausgabe), 10.11.1941.
- 163 Hans Baumgarten an Erich Welter, 20.12.1953, NL Welter 243. Höpf'l gehörte zu jenen Journalisten, die in der DDR-Propaganda-Broschüre «Goebbels Journalisten in Bonner Diensten» (ca. 1963) an den Pranger gestellt wurden.
- 164 Vgl. Heinz Höpf'l: Kleine Geschichte Englands, Frankfurt/M. 1955 (erstmal: 1953), S. 161.
- 165 Erich Welter an Peter Härlin, 2.1.1950, NL Welter/60.

- 166 Dr. rer. pol. Jürgen Eick (Jg. 1920), der spätere FAZ-Herausgeber, war während seiner Studienzeit in Berlin als Verfasser des 1942 publizierten Kriegsheftes 22 aus der Reihe «Kriegsbücherei der deutschen Jugend» hervorgetreten. Bezeichnender Titel: «Panzerspähtrupp überfällig». Vgl. Otto Köhler: Wir Schreibmaschinentäter. Journalisten unter Hitler – und danach, Köln 1989, S. 10. 1946 beteiligte sich Eick an der Gründung der Stuttgarter *Wirtschafts-Zeitung* und folgte wie Baumgarten 1948 Erich Welter nach Mainz. Hans Roeper (Jg. 1912) begann seine «schriftstellerische Tätigkeit» 1936 und schrieb, wie es in seinem Lebenslauf von 1939 hiess, «vorwiegend für den HJ-Funk». Im März 1931 war Roeper in die SA und in die NSDAP eingetreten. Nach dem Krieg promovierte er in Frankfurt und begann dann für die *Allgemeine Zeitung* zu schreiben. Vgl. Personalakte Hans Roeper, BA Berlin/BDC-Bestand sowie Spruchkammerakte im Landeshauptarchiv Koblenz, Best. 856/131409.
- 167 Martin Ruppert (Jg. 1915), hatte als Student der Zeitungswissenschaft in Berlin erste Artikel geschrieben, bevor er 1939 Soldat wurde. Nach US-Kriegsgefangenschaft in Tennessee kam er zur *Allgemeinen Zeitung*. Dort begann auch die journalistische Laufbahn des promovierten Romanisten und Soziologen Robert Held (Jg. 1922). Er wurde als Volontär bei *àerFAZ* angestellt.
- 168 Dr. Alfred Rapp: Wilhelm III. Neue Badische Landeszeitung 20.3.1932.
- 169 Gauleiter Wagner an den Stellvertreter des Führers, 29.6.1938, Personalakte Alfred Rapp, BA Berlin/BDC-Bestand.
- 170 Wagner an Stellvertreter des Führers, 29.6.1938, Personalakte Alfred Rapp, BA Berlin/BDC-Bestand.
- 171 Eine Auswahl von Artikeln des Blattes ist in dem Band «Ein Jahr Pariser Zeitung», Paris o.D. (1941/42), veröffentlicht worden, darunter ein radikal antisemitischer Text des Hauptschriftleiters Walter Trautmann unter dem Titel «Die Avantgarde» (S. 37L). In dem Buch findet sich auch ein Artikel von Rapp über «Europa und Frankreich» (S. 41-45). Rapp holte weit aus, um das historische Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen zu beschreiben, und liess seinen Text mit antibritischer Propaganda schliessen: «England bietet die Mörder, das Reich die Zukunft.» Soweit ersichtlich, vermied Rapp jedoch den antisemitischen Tonfall.
- 172 Vgl. Martens: Das Reich, S. 257.
- 173 Vgl. Adenauer. Teegespräche 1950-1954, bearb. v. Hanns Jürgen Küsters, Berlin 1984.
- 174 Sie redigieren, 1960, S. 45. Eine Auswahl von Artikeln des Rom-Korrespondenten haben Rudolf Lill und Peter Martin Schmitz herausgegeben: Josef Schmitz van Vorst: Berichte und Bilder aus Italien 1948-1958, Konstanz 1997.
- 175 Gespräch des Verf. mit Karl Korn.
- 176 Peter Grubbe: «Nazis» auf der Bühne, FAZ 2.3.1950.
- 177 Vgl. undatiertes Lebenslauf aus den dreissiger Jahren, Akte Claus Volkman, ZA VI 155 A7, personenbezogene Unterlagen des Deutschen Reiches, Bundesarchiv Dahlwitz-Hoppegarten.

- 178 Thomas Sandkühler: Arbeitsgemeinschaft Holocaust. Wie SS und Zivilverwaltung beim Judenmord in Polen kooperierten, Die Zeit 27.10.1995. Vgl. auch Thomas Sandkühler: «Endlösung» in Galizien. Der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsinitiativen von Berthold Beitz 1941-1944, Bonn 1996, S. 242 ff. sowie Dieter Pohl: Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien 1941-1944. Organisation und Durchführung eines staatlichen Massenverbrechens, München 1996, S.233.
- 179 Ulrich Völklein: Die verweigerte Schuld. Gespräche mit einem Täter. Wie aus dem NS-Kreishauptmann Claus Volkman der linksliberale Publizist Peter Grubbe wurde, Hamburg 2000.
- 180 Ebd., S. 147.
- 181 Grubbe starb am 25. 2. 2002.
- 182 N.N.: Paul Medina, Paris. In memoriam, FAZ 24.8.1959.
- 183 Ebd.
- 184 Joachim C. Fest: Aufgehobene Vergangenheit. Portraits und Betrachtungen, Stuttgart 1981, S. 70, 80 und 85. Sieburg war am 1. September 1941 Mitglied der NSDAP geworden. Personalakte Friedrich Sieburg, BA Berlin/BDC-Bestand.
- 185 Zitiert nach Franz Schönauer, Der Schönggeist als Kollaborateur oder Wer war Friedrich Sieburg? In: Karl Corino (Hg.): Intellektuelle im Bann des Nationalsozialismus, S. 116 f.
- 186 Vgl. Norbert Frei: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996, S. 247.
- 187 Gespräche des Verfassers mit Walter Leo (Jg. 1918) im Herbst 1987.
- 188 Alex Haffner an Otto Klepper, 22.12.1949, NL Klepper I /Allg. Korrespondenz FAZ.
- 189 Otto Klepper an Otto Seeling, 18.1.1950, Ds., NL Klepper I/Allg. Korrespondenz FAZ.
- 190 Margret Boveri an Paul Bourdin, 5.4.1950, Ds., NL Boveri.
- 191 Niederschrift der Gesellschafterversammlung und Verwaltungsratssitzung der FAZ GmbH am 30. Januar 1950 in Wiesbaden, Privatarchiv Gather. – Dem zwölfköpfigen Verwaltungsrat gehörten für die MVA Freund, Rothe, Rechtsanwalt Schmidt, Ludwig Schröder sowie Ludwig und Willy Strecker an. Für die Wipog sassen Hoffmann, Klepper, Matthesen, Rudolf Mueller, Pickert und Schüle in dem Gremium.
- 192 Vgl. Hans Preuschoff: Journalist im Dritten Reich, in: Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands 1987, Beiheft 6, S. 60ff. Frotischer war auch an der Gründung des *Reich* beteiligt. Vgl. Kurt Koszyk: Deutsche Presse 1914-1945, Geschichte der deutschen Presse, Teil III, S. 405. Später übernahm Frotischer bei Springers *Welt am Sonntag* das Ressort Serien.
- 193 Paul Sethe an Erich Welter. Undatiertes maschinenschriftliches Schreiben, NL Sethe. Sethe korrigierte den Briefentwurf handschriftlich, strich den Namen Frotischer durch und ersetzte ihn durch die neutrale Formulierung «der Mann».

- 194 Paul Sethe: Und Landsberg? FAZ 16.8.1951.
- 195 Karl Gerold: Die deutsche Sicherheit, Frankfurter Rundschau 19.8.1950.
- 196 Undatiertes Schreiben Sethes, NL Klepper, VI/49. Allein in den ersten vier Monaten ihrer Existenz hatte die *FAZ* die Bedeutung der Widerstandsgruppe um Goerdeler fünfmal in langen Artikeln gewürdigt. Manchem Leser ging die Auseinandersetzung der Zeitung mit dem Dritten Reich jedoch offenbar zu weit. So berichtete die Düsseldorfer FAZ-Agentur Mitte 1950 der Verlagsleitung, es würden vermehrt Abbestellungen von Lesern eintreffen, die sich fragten, «weshalb denn immer wieder in einzelnen Artikeln Hitler als der grösste Verbrecher der Welt hingestellt würde». Die Sieger über Deutschland hätten «genauso viel Schuld an dem Elend, das über die Welt hereingebrochen wäre, wie Hitler». Zwischen 1933 und 1939 sei nicht alles schlecht gewesen, man solle doch «endlich einmal das Gute, das gewesen und was geschaffen wurde, herausstellen», fasste der FAZ-Vertriebsmann die Meinung von Abbestellern zusammen. Dietzel, Agentur FAZ Düsseldorf, an Verlagsdirektion *Frankfurter Allgemeine*, 11.6.1950, NL Klepper VI/55.
- 197 Rudolf Mueller an Ernst Hellmut Vits, 25.1.1950, NL Klepper/Allgemeine Korrespondenz FAZ.
- 198 Otto Klepper an Alex Haffner, 12.6.1950, NL Klepper/Allgemeine Korrespondenz FAZ.
- 199 FAZ-Herausgeber an Otto Klepper, Ds., 17.5.1950, NL Klepper VI/49.
- 200 Protokoll der Sitzung des Fördererausschusses vom 23.8.1950, NL Klepper VI/55.
- 201 Die Geldgeber hatten zumeist unverzinsliche, unkündbare Darlehen zur Verfügung gestellt oder Vorauszahlungen für später einzulösende Anzeigen geleistet.
- 202 Otto Klepper an G. Henle, 2.10.1951, NL Klepper III/23.
- 203 Erich Welter an Toni Stolper, 23.9.1951, NL Welter/89.
- 204 Vgl. Kurt Pritzkolet: Wem gehört Deutschland? München/Wien/Basel 1957, S. 224. Weitere Gesellschafter waren Karl Blessing, H.H. Matthiesen, Kurt Pentzlin, Albrecht Pickert, Otto Seeling und Otto A.H. Vogel.
- 205 Das Verhältnis der Wirtschaftspolitischen Gesellschaft zur FAZ. Stellungnahme der Geschäftsführung der Wipog, NL Klepper I/14.
- 206 Vgl. Baring: Adenauer, S. 529.
- 207 Baring: Adenauer, S. 528.
- 208 Vgl. Alexander Gallus: Die Neutralisten, Verfechter eines vereinten Deutschland zwischen Ost und West 1945-1990, Düsseldorf 2001, S. 127 ff. Sethes Gegenposition zur regierungsamtlichen Politik wird kompakt beschrieben von Paul Noack: Publizistische Opposition gegen Adenauer, in: Josef Foschepoth (Hg.): Adenauer und die Deutsche Frage, Göttingen 1988, S.235-249. Siehe auch Rainer Zitelmann: Adenauers Gegner, Streiter für die Einheit, Erlangen/Bonn/Wien 1991, S. 149-180. Sethe hat seine Argumente nicht nur in seinen Artikeln, sondern auch in mehreren Büchern dargelegt, vor allem in: Zwischen Bonn und Moskau, Frankfurt 1956. Die Kontroverse

- um die Ernsthaftigkeit der Stalin-Note vom 10. März 1952 hält bis heute an. Zum Stand der Diskussion siehe jetzt Jürgen Zarusky (Hg.): Die Stalin-Note vom 10. März 1952. Neue Quellen und Analysen, München 2002.
- 209 Paul Sethe: Stalins jähe Wendung, FAZ 12.3.1952.
- 210 Paul Sethe an Gerhard Ritter, 27.3.1952, NL Ritter/339, BA Koblenz.
- 211 Sethe an Ritter, 29. 3.1952, NL Ritter/339. Ritter hielt Sethe für einen Mann, der «bisher die Grundlinien der Politik Adenauers verteidigt hat». Sethe war indes kein Anhänger Adenauers. Bei den Bundestagswahlen 1949 hatte er die SPD gewählt, wohl aus Sympathie für Kurt Schumacher. Vgl. Paul Sethe an Fritz Sängler, 3.3.1950, Sammlung Personalia, Archiv der sozialen Demokratie, Bonn.
- 212 Vgl. Baring: Adenauer, S. 252.
- 213 Erich Mende: Die neue Freiheit, 1945-1961, München/Berlin 1984, S. 225.
- 214 Margret Boveri an San (Paul Scheffer), 22.4.1952, NL Boveri.
- 215 Paul Sethe: Wir müssen bezahlen oder verzichten, FAZ 19.6.1952.
- 216 So zitierte Ziervogel Reusch in einem Brief an Erich Welter, 31. Juli 1952. NL Welter/156. Haffner und Ziervogel hatten den Schwerindustriellen gewinnen können, bei Firmen wie Hoesch oder Mannesmann um finanzielle Unterstützung für die FAZ zu werben. Vgl. Reusch an Ziervogel, 26. 7.1952, NL Welter 156.
- 217 Für Klepper und Mueller waren Seeling und Karl Blessing, Chef der deutschen Unilever und späterer Bundesbankpräsident, in den Förderausschuss berufen worden. Vgl. Protokoll der Förderkreis-Sitzung am 24.9.1951, NL Klepper VI/55.
- 218 Niederschrift über die Sitzung des Fördererkreises *der FAZ* am 10. September 1952, NL Klepper I/14. Sethe schrieb am 4.9.1952 an Adolf Scheu, Berater Gustav Heinemanns in der Gesamtdeutschen Volkspartei: Die Position, die er gegenwärtig «gegen erhebliche Bedenken innerhalb der Redaktion» einnehme, treffe bereits die «äusserste Grenze» seiner Möglichkeiten. «Vielleicht habe ich sie sogar schon überschritten.» Zit. n. Diether Koch: Heinemann und die Deutschland-Frage, München 1972, S.381 f.
- 219 Erich Welter an Paul Sethe, 5.3.1953, NL Welter/411. Sethe schickte den Brief mit seinen Anmerkungen zurück. Der 5. März 1953 war der Tag, an dem Stalin starb.
- 220 Vgl. Karl Guth an Erich Welter, 21.4.1953, NL Welter 212.
- 221 Erich Welter an Karl Guth, 27.4.1953, Ds., NL Welter 212.
- 222 Paul Sethe an Erich Welter, 16.10.1953, NL Welter 411.
- 223 Anton Storch an Konrad Adenauer, 16.11.1953, B 136/4697, BA Koblenz.
- 224 Das Schreiben im Nachlass Welters trägt den handschriftlichen Vermerk: «Herrn Sethe und Herrn Hoffmann telefonisch vorgelesen, 16.11.», NL Welter 220.
- 225 Protokoll des Gesprächs zwischen Sethe und Welter am 24.11.1953, NL Welter 411.

- 226 Adenauer: «Wir haben wirklich etwas geschaffen.» Die Protokolle des CDU-Bundesvorstandes 1953 bis 1957, bearb. v. Günther Buchstab, Düsseldorf 1990, S. 284.
- 227 Vgl. Baring, S.533.
- 228 Ausführungen Haffners vom 17.3.1955, NL Welter 239. Haffner hatte bereits im August 1950 in einer Sitzung des Fördererausschusses klar gemacht: Die Förderer könnten sich «nicht damit einverstanden erklären, dass die Redakteure in den von ihnen in der Zeitung vertretenen Auffassungen unabhängig von den Wünschen der Förderer» seien. Protokoll der Fördererausschuss-Sitzung am 23.8.1950, NL Klepper VI/55.
- 229 Paul Sethe an Erich Welter, 1.7.1955, NL Welter 507.
- 230 Albrecht Pickert an Werner G. Hoffmann, 5.8.1955, NL Sethe.
- 231 Hans Bütow: Nachruf auf einen alten Freund. Zum Tode des Publizisten Paul Sethe, Sonntagsblatt 2.7.1967.
- 232 Erich Welter an Anton Storch, 7.12.1954, Ds. Welter empfand die Berufung als «sehr ehrenvoll». Ebd.
- 233 Erich Welter an Paul Sethe, 16.8.1955, NL Sethe.
- 234 Paul Sethe an Erich Welter, 18.8.1955, NL Welter 507.
- 235 Protokoll der Redaktionskonferenz vom 22.8.1955, NL Sethe.
- 236 he.: Klare Entscheidung, FAZ 22.8.1955.
- 237 Erich Welter an Paul Sethe («aufgrund telefonischer Durchsage»), 23.8.1955, NL Welter.
- 238 Paul Sethe an Erich Welter, 23.8.1955, NL Welter.
- 239 Erich Dombrowski an Paul Sethe, 6.9.1955, NL Sethe.
- 240 Paul Sethe an Erich Dombrowski, Ds., 9.9.1955, NL Sethe.
- 241 Gespräch des Verf. mit Karl Korn.
- 242 Protokoll der Redaktionskonferenz vom 14.9.1955. Privatarchiv Adelbert Weinstein. In einem Brief an Fritz Erler schrieb Sethe 1957, er sei abgesetzt worden «unter der Begründung, dass meine Leitartikel das offenbare Ziel hätten, eine Regierung Ollenhauer (genauer gesagt: links von Ollenhauer) vorzubereiten». Paul Sethe an Fritz Erler, 8.2.1957, in: Soell: Freiheit des Journalisten, S. 113.
- 243 Das Schreiben befindet sich im Pressearchiv des *Westdeutschen Rundfunks* (bis 1956: *Nordwestdeutscher Rundfunk*) in Köln. Die Herkunft des Dokuments liess sich trotz der freundlichen Hilfe von Klaus Liebe (*WDR* Fernsehen) nicht aufklären.
- 244 Erich Welter an Robert Platow, Ds., 12.10.1955, NL Welter 238.
- 245 Paul Sethe an Werner G. Hoffmann, Ds., 23.10.1955, NL Sethe. Später erläuterte Sethe in einem Brief an Jürgen Tern: Er sei zum grossen Teil deshalb gestürzt worden, weil Baumgarten es vorgezogen habe, «lieber an meinem Sturz zu helfen, als diesen Unterschied der Meinungen weiter zu ertragen». Mit Baumgarten habe er nie richtig sprechen können, «weil mich der Unterton von Herrschsucht schockierte, den ich bei Politikern, aber nicht bei Journalisten schätze». Paul Sethe an Jürgen Tern, 10.1.1956, NL Tern 6.
- 246 Vgl. Paul Sethe an Rolf Rienhardt, Ds., 11.11.1955, NL Sethe.

- 247 Paul Sethe an Margret Boveri, 20.8.1956, NL Boveri. Schon kurz nach seinem Sturz hatte Sethe in einem privaten Brief geschrieben: «Die Macht des Geldes bleibt geschlossen», hier gebe es «keine Einbrüche unabhängigen Denkens». Paul Sethe an Studienrat Dr. Petran, 11.11.1955, NL Sethe.
- 248 Paul Sethe an Margret Boveri, 15.9.1956, NL Boveri.
- 249 Erich Welter an Robert Rüdiger Beer, 11.10.1955, NL Welter 203.
- 250 So am 28.12.1957 in einem Brief an Aussenminister Brentano. Adenauer: Briefe 1957-1959, Paderborn/München/Wien/Zürich 2000, S. 43 f.
- 251 Auflagenvergleich im Nachlass Welter 209. Der *FAZ* kam auch zugute, dass im September 1953 die Frankfurter Ausgabe und im Januar 1955 schliesslich auch die Berliner Ausgabe der *Neuen Zeitung* eingestellt worden war.
- 252 Gespräch des Verf. mit Karl Korn.

Ein deutsches Nachrichtenmagazin

- 1 Der Text beruht auf einer Analyse des Verfassers in seiner Habilitationsschrift «Der Gegnerforscher. Die Karriere des SS-Führers Franz Alfred Six» (München 1998: C.H. Beck) und weiteren Recherchen für ein von Michael Wildt organisiertes Symposium des Hamburger Instituts für Sozialforschung zur Rolle der SD-Elite in der Bundesrepublik (Oktober 2001).
- 2 Es wurde auch der Verdacht geäussert, die «bewusst irrtümliche» Festnahme Fischers sei der Vorwand gewesen, noch in der gleichen Nacht in grösserem Stil gegen den *Spiegel* vorzugehen; so Joachim Schöps: Die *SPIEGEL*-Affäre des Franz-Josef Strauss, Hamburg 1983, S. 12.
- 3 Vgl. die Tagebuch-Eintragung von Goebbels vom 4.4.1945: «Fischer ist sehr geknickt über die Entwicklung; aber ich mache ihm klar, dass ich nicht anders handeln konnte, als ich tatsächlich gehandelt habe», in: Joseph Goebbels: Tagebücher 1945, hg. von Rolf Hochhuth, Bergisch-Gladbach 1980, S. 495. Goebbels hatte kurz vor Toresschluss den Personalbereich seines internen Konkurrenten Otto Dietrich noch einmal durchkämmt und bei Hitler die Absetzung Dietrichs bewirkt. Für Angaben zur Biographie Fischers bin ich Stefan Krings (Dortmund) dankbar.
- 4 Der *Spiegel* 42/1950.
- 5 Ulrich Herbert: Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, Bonn 1996, S. 463.
- 6 Achenbachs Einfluss in der FDP schwand nur kurzzeitig, 1957 kam er für die Freien Demokraten in den Bundestag und spielte dort bis in die Zeiten der sozialliberalen Koalition Brandt/Scheel hinein eine wichtige Rolle in der Fraktion. Sein Projekt einer «Generalamnestie» verfocht er ungebrochen weiter, vgl. die Tagebuch-Notiz des linksliberalen FDP-Strategen Wolfgang Schollwer vom 24.10.1959: «Achenbachs erneuter Vorstoss für eine Generalamne-

stie blieb auch heute auf der ganztägigen Sitzung des Bundesvorstandes ohne Erfolg. Nach dreistündiger Debatte, in der sich ausser dem Antragsteller nur noch Döring und Schwertner für dieses fragwürdige Unternehmen aussprachen, beschloss der Vorstand am späten Nachmittag mit elf gegen drei Stimmen, kein Amnestiegesetz im Bundestag einzubringen (...). Erstaunlich, dass Achenbach nach so vielen Bauchlandungen immer wieder in dieser Sache tätig wird», in: Wolfgang Schollwer: Liberale Opposition gegen Adenauer. Aufzeichnungen 1957-1960, hg. von Monika Fassbender, München 1990, S. 98.

- 7 Hachmeister, Gegnerforscher, S. 310; siehe auch Herbert, Best, S. 469 ff. 8 Hans Dieter Jaene, einer der *Spiegel*-Journalisten aus der Gründergeneration, berichtet in seiner immer noch lesenswerten Collage, Augstein sei bei der Bundestagswahl 1957 von der FDP als Kandidat im Wahlkreis Rheydt-Mönchengladbach-Viersen aufgestellt und auch auf die Landesliste gesetzt worden. Augstein zog dann offenkundig seine Kandidatur zurück; Hans Dieter Jaene: *Der Spiegel*. Ein deutsches Nachrichten-Magazin, Frankfurt/M./Hamburg 1968, S. 125.
- 9 Eine interessante Analyse zu Augsteins FDP-Engagement liefert Roman Brodmann: Rudolf Augstein – Politik vom Redaktionspult aus, in: *Die Weltwoche* vom 14. April 1967.
- 10 Wolfram Dorn/Wolfgang Wiedner: *Der Freiheit gehört die Zukunft. Wolfgang Döring – eine politische Biographie*, Bonn 1974, S. 93, die folgenden biographischen Angaben zu Döring aus dieser Darstellung. Dörings Nachlass befindet sich noch ungeordnet im Gummersbacher Archiv des Liberalismus und ist derzeit nicht einsehbar.
- 11 *Op. cit.*, S. 12.
- 12 *Op. cit.*, S. 27.
- 13 Zit. nach Hersch Fischler: Spengler, *Spiegel*, Augstein, in: *Die politische Meinung* 39 (1994), S. 31-39, hier S. 32.
- 14 Vgl. Wolfgang Schollwer: *FDP im Wandel. Aufzeichnungen 1961-1966*, hg. von Monika Fassbender, München 1994, S. 67, mit Bezug auf einen damals aufsehenerregenden Artikel von Peter Hopen im *Düsseldorfer Mittag* vom 15.9.1962 («FDP fordert schnelle Ablösung Konrad Adenauers»).
- 15 So Augsteins eigene Karriere-Kurzbeschreibung bis 1945 in einem *Spiegel*-Zwiesgespräch mit Martin Walser vom 2. November 1998.
- 16 Verhandlungen Augsteins mit Axel Springer hatten zuvor zu keinem Ergebnis geführt, vgl. Hans Jürgen Jakobs/Uwe Müller: *Augstein, Springer & Co. Deutsche Mediendynastien*, Zürich/Wiesbaden 1990, S. 40. Jahr, den *Constanze*-Chefredakteur Hans Huffzky mit Augstein bekannt gemacht hatte, erinnerte sich später, der *Spiegel* habe seinerzeit an «monatlich 10'000 DM Verlust» gemacht, Gespräch John Jahrs mit Dieter Brumm, *Zeugen der Zeit*, NDR-Fernsehen vom 29. Juli 1983.
- 17 Siehe zu diesen Vorgängen Leo Brawand: *Rudolf Augstein*, Düsseldorf 1995, S. 256ff.

- 18 Vgl. dazu Brawand, Augstein, S. 117 ff.
- 19 Rudolf Augstein: Lieber SPIEGEL-Leser, in: Der *Spiegel* 52/1951.
- 20 Hachmeister: Gegnerforscher, S. 337; Bittorf gehörte zu der jungen Kernmannschaft des frühen *Spiegel*, die durch Kriegsdienst und Hitlerjugend geprägt worden war, wie Hans Dieter Jaene, Leo Brawand, Olaf Werkmeister, Karl-Heinz Kallenbach, Johannes K. Engel oder Hans-Joachim Werkbe; vgl. zur Formung im NS-Staat das instruktive autobiographische Buch von Hans Dieter Jaene: *Wie wir Hitler fanden*, Berlin 1998.
- 21 Vgl. die interessante Charakterisierung Six' durch den später als Widerstandskämpfer hingerichteten Harro Schulze-Boysen: «(Six) ist jetzt, wie ich, 30 Jahre, und das Kolleg bzw. die Übung bei ihm hat trotz stark ideologischen Gepräges doch den grössten bildenden Wert von allen, da Six historisch weit ausholt, um heutige Reichsansprüche zu begründen (. ..) Bei anderen Professoren geht es mir doch so, dass ich mindestens soviel weiss wie sie. Der Generalstab war schon eine grosse Schule für mich», Brief vom Februar 1940 an die Eltern, in: Hans Coppi/Geertje Andresen (Hg.): *Dieser Tod passt zu mir. Harro Schulze-Boysen – Grenzgänger im Widerstand*, Berlin 1999, S. 293 f. Der Luftwaffen-Offizier Schulze-Boysen hatte 1940 an der AWI-Fakultät studiert.
- 22 Zur Verbindung von Leske-Verlag und *Spiegel* siehe auch den Memoiren-Vorabdruck des Agenten Alexander Foote: «Lucy» contra OKH. Aus dem Kriegstagebuch eines Sowjetspions, 5. Folge, in: Der *Spiegel* vom 31. März 1954, S. 23 ff.; wohl von Six über Mahnke an das Nachrichtenmagazin vermittelt.
- 23 Der Politologe Jürgen Seifert stellte den *Spiegel* nach der Affäre de facto einem Verfassungsorgan gleich und zitierte seinen in den USA lehrenden Kollegen Karl Loewenstern: «In der Deutschen Bundesrepublik hat es in den letzten zehn Jahren nur zwei ernsthafte Möglichkeiten gegeben, um der sonst ungezügelten Hybris der Staatspartei und ihrer autoritären Führung die Spitze zu bieten, nämlich das Bundesverfassungsgericht und den *Spiegel*», Jürgen Seifert, *Die Spiegel-Affäre als Staatskrise*, in: Alfred Grosser/Jürgen Seifert: *Die Staatsmacht und ihre Kontrolle*, Olten/Freiburg 1966, hier S. 47 (Die *Spiegel*-Affäre, Bd 1).
- 24 Christian Raskob: High noon am Freitagabend, in: *SZ* vom 24.7.25. Oktober 1992.
- 25 Norbert Frei u.a.: *Karrieren im Zwielficht. Hitlers Eliten nach 1945*, Frankfurt/New York 2001, S. 328.
- 26 Otto Köhler: Offizielle Mitarbeiter, in: konkret 5/1992, S. 48-51.
- 27 Vgl. zur Tabuisierung der *Spiegel*-Frühgeschichte Roland Müller: *Der kleine Unterschied. Wie erheblich ist die Spiegel-Vergangenheit?*, in: *Die Weltbühne* 87 (1992), Heft 27, S. 807-810.
- 28 Brief Mahnke an Springer vom 21. Dezember 1964, Unternehmensarchiv des Axel Springer Verlages (UAS), Teilnachlass Mahnke.
- 29 Hachmeister: *Gegnerforscher*, S. 238.
- 30 BA Berlin, ehem. BDC, PA SSO Franke-Gricksch.

- 31 IfZ München, MA 1300/3, Interrogation Six/Mahnke.
- 32 Op. cit., S. 8 des Originals. Die folgenden Zitate aus dem Smith-Bericht.
- 33 Heiner Wember: Umerziehung im Lager. Internierung und Bestrafung von Nationalsozialisten in der britischen Besatzungszone Deutschlands, Essen 1991, S. 96.
- 34 Op. cit., S. 98.
- 35 Telef. Auskunft Georg Wolffs an den Verf. vom 2. November 1995.
- 36 Die folgenden biographischen Angaben aus BAB/BDC SSO Wolff.
- 37 Robert Bohn: «Ein solches Spiel kennt keine Regeln». Gestapo und Bevölkerung in Norwegen und Dänemark, in: Paul/Mallmann, op. cit., S. 462-481, hier S. 465, vgl. auch ders.: Schuld und Sühne. Die norwegische Abrechnung mit den deutschen Besatzern, in: ders. (Hg.): Deutschland, Europa und der Norden, Stuttgart 1993.
- 38 Zu Wolffs Arbeit in Norwegen siehe United States Holocaust Research Institute/Archives RG 15.007 M, Reel 10, 127 und Reel 14, 213 («SS-Obersturmführer Wolff: Die innenpolitische Situation in Norwegen»). Eine Edition der «Meldungen aus Norwegen» ist seit längerem vom Institut für Zeitgeschichte in München angekündigt.
- 39 Ebd.
- 40 Der *Spiegel* vom 6. Juli 1950, S. 21.
- 41 Der *Spiegel* vom 25. August 1949, S. 6f.
- 42 Ebd.
- 43 Der *Spiegel* vom 29. Dezember 1949.
- 44 Vgl. Richard Breitman: Historical Analysis of 20 Name Files of CIA Records, www.nara.gov/iwrg/declass/rg263.html. Eine Kopie der im Zuge des «Nazi War Crimes Disclosure Act» (2000) freigegebenen CIA-Akte über Augsburg befindet sich im Archiv des Verfassers. Die Freigabe entsprechender Korrespondenz-Akten des BND ist ein Desiderat, zumal vermutet werden kann, dass Augsburg und Oebser-Röder auch als Zuträger des *Spiegel* arbeiteten.
- 45 Der *Spiegel* Sonderausgabe 1947-1997, S. 15: «Der *SPIEGEL* war immerdar ein antifaschistisches Geschütz, von Anbeginn (...)»
- 46 Der *Spiegel*, 22. April 1953; Böhm wurde später Chefredakteur des «Rheinischen Merkur».
- 47 Zu Beckers Biographie siehe Leo Brawand: Die *SPIEGEL*-Story. Wie alles anfang, Düsseldorf/Wien/New York 1987, S. 139ff. Becker diente im Zweiten Weltkrieg u.a. bei der Funküberwachungskompanie 612, «die sich mit dem Auffinden, Aufnehmen und Peilen des Funkverkehrs gegnerischer Funkagenten befasst, zwischen Nordnorwegen und dem Schwarzen Meer für das Heer operiert und direkt dem Oberkommando der Wehrmacht untersteht. Stab und Zentrale liegen im Ostseebad Cranz bei Königsberg und kommen in jeder besseren Darstellung über die Spione der ‚Roten Kapelle« vor.»; Brawand 1987, S. 144.
- 48 «Denn das ist Nebes Verdienst, mindestens in den Augen der damaligen Kriminalisten: Er hat die Kripo durch seine servile Willfähigkeit vor der Stapo und vor mancherlei SS-Einflüssen bewahrt (...) Die Leute um Nebe waren

- alle keine ergebenen Nationalsozialisten», in: *Der Spiegel* vom 1. Dezember 1949.
- 49 BAB/BDC SSO Wehner.
 - 50 *Der Spiegel* vom 22. März 1950, S. 31.
 - 51 *Der Spiegel* vom 23. März 1950, S. 25.
 - 52 Vgl. zu Zirpins den Artikel von Hersch Fischler: Augsteins Wende?, in: *Junge Welt* vom 17./18. August 1996.
 - 53 Siehe Dieter Schenk: *Der Chef. Horst Herold und das BKA, Hamburg 1998* (übrigens ein *Spiegel*-Buch), mit Verweisen auf Herolds dubiosen Amtsvorgänger Paul Dickopf und die Seilschaft der «Charlottenburger», benannt nach der Führerschule der Sicherheitspolizei in Berlin-Charlottenburg. Dickopf war ein enger Vertrauter des Schweizer NS-Symphatisanten und Goebbels-Nachlassverwalters Francois Genoud. Vgl. auch Armand Mergen: *Die BKA-Story, München 1987*.
 - 54 *Der Spiegel* vom 14. März 1951.
 - 55 Vgl. Patrick Wagner: *Volksgemeinschaft ohne Verbrecher. Konzeptionen und Praxis der Kriminalpolizei in der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus, Hamburg 1996*.
 - 56 Urteil LG Koblenz vom 21.5.1963,9 Ks 2/62.
 - 57 Vgl. Winfred von Oven: *Finale Furioso. Mit Goebbels bis zum Ende, Tübingen 1974* (zuerst 1947), und ders.: *Wer war Goebbels? Biographie aus der Nähe, München/Berlin 1987*.
 - 58 Vgl. *Junge Welt* vom 5. November 1998.
 - 59 *Der Spiegel* vom 25. Oktober 1950.
 - 60 *Der Spiegel* vom 24. Januar 1951.
 - 61 *Der Spiegel* vom 21. Januar 1953.
 - 62 *Der Spiegel* 19/1953.
 - 63 *Der Spiegel* vom 13. Mai 1953.
 - 64 *Der Spiegel* 8. September 1954.
 - 65 *Der Spiegel* 22/1952.
 - 66 Ebd.; über die Beziehung Gehlens zu Adenauer bzw. dessen Staatssekretär Hans Globke siehe auch Arnulf Baring: *Im Anfang war Adenauer. Die Entstehung der Kanzlerdemokratie, 2. Aufl. München 1982* (zuerst 1971), S. 67 ff.; zur Geschichte der «Org.» allgemein Mary Ellen Reese: *Organisation Gehlen. Der Kalte Krieg und der Aufbau des deutschen Geheimdienstes, Reinbek b. Hamburg 1992* (zuerst Fairfax/Virginia 1990).
 - 67 *Der Spiegel* 20/1971, S. 140 (9. Fortsetzung der Serie «Pullach intern. Die Geschichte des Bundesnachrichtendienstes); in dieser Folge Hinweise auf die «Org.»-Mitarbeit von SS-Leuten wie Willi Krichbaum (ehern. Chef der Geheimen Feldpolizei), Friedrich Panzinger (Gruppenleiter im RSHA-Amt IV unter Heinrich Müller), Fritz Schmidt (Ex-Chef der Gestapo-Leitstelle Kiel), Emil Augsburg und (in der Buchfassung später revidiert) Franz Alfred Six («einer der Chefideologen des SD»). Zu den Informanten für diese Serie gehörten offenkundig Höttl und Oebstger-Röder. Vgl. auch Heinz Felfe: *Im Dienst des Gegners. 10 Jahre Moskaus Mann im BND, Hamburg 1986*,

- S. 269: «Gehlen hatte ein Gespür, wie wichtig eine gute Verbindung zur Presse und ihr Wohlwollen sein würde, schon deshalb, um von den wahren Absichten der Organisation und des BND ablenken zu können. Übrigens hat ja General Gehlen selbst in seinen Memoiren hervorgehoben, wie intim seine Verbindungen zum Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* waren.»
- 68 Vgl. schon das Kapitel «Konkurrenz der Geheimdienste» in Seifert, Staatsmacht, S. 148 ff. Döring hatte im Bundestag bei seiner Verteidigungsrede für Augstein am 7. November 1962 gesagt: «Ich glaube, Herr Bundeskanzler, es wäre im Zuge der Untersuchung vielleicht der Aufklärung wert, welcher Nachrichtendienst der Bundesrepublik es für zweckmässig gehalten hat, mit dem *Spiegel* zu arbeiten, und welcher es für zweckmässig gehalten hat, gegen ihn zu arbeiten (...)», ebd.
- 69 Ebbo Demant: Von Schleicher zu Springer. Hans Zehrer als politischer Publizist, Mainz 1971, S. 201.
- 70 Der *Spiegel*, Heft 32/1951.
- 71 Der *Spiegel* vom 28. Januar 1953.
- 72 Ebd.
- 73 Der *Spiegel* vom 30. April 1952.
- 74 Der *Spiegel* vom 18. August 1954.
- 75 Reinhard Gehlen: Verschlussache, Mainz 1980, S. 64.
- 76 Zu Schmidt und Grosse siehe Peter Longeric: Propagandisten im Krieg. Die Presseabteilung des Auswärtigen Amtes unter Ribbentrop, München 1987.
- 77 Vgl. Rüdiger Steinmetz: Freies Fernsehen. Das erste privat-kommerzielle Fernsehprogramm in Deutschland, Konstanz 1996, S. 110f.
- 78 Der *Spiegel* vom 8. Oktober 1952.
- 79 Der *Spiegel* 34/1949.
- 80 Der *Spiegel* 1/1951; nach rechtsradikalen Ausfällen Ramckes distanzierte sich aber auch der *Spiegel*, vgl. den Artikel «Waffen SS: Gehöre nicht zu euch» im *Spiegel* v. 5. November 1952, wie das Blatt ohnehin immer Distanz zu chancenlosen Neonazi-Gruppierungen und rechten Splitterparteien wahrte.
- 81 Heinz Höhne: Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS, München 1967.
- 82 Enzensberger: Sprache, S. 91.
- 83 Letzteres bezog sich auf Publikationen des rechtsnationalistischen Schriftstellers Kurt Ziesel, der etwa in seinem 1963 erschienenen Buch «Der deutsche Selbstmord. Diktatur der Meinungsmacher» konstatiert hatte, im *Spiegel* arbeiteten «nebenjungmännern der Umerziehung (...) auch SS- und HJ-Führer und Schreiber aus dem tausendjährigen Reich» (dabei nannte er explizit Mahnke und Wolff); die «demokratische Legitimation» des Blattes sei «pure Anmassung». Ziesels grobschlächtige und ressentimentgeladene Abrechnungen mit der linksliberalen Presse wurden in Kreisen des publizistischen Establishments aber nicht ernstgenommen, so dass der nachträgliche Rekurs auf Ziesel eher komisch wirkt.

- 84 Den Ludwig-Börne-Preis 2000 hatte FAZ-Herausgeber und Alleinjuror Frank Schirmmacher in einer elitepublizistischen Zirkelbewegung Rudolf Augstein zugesprochen, weil dieser «in der aufklärerischen und freiheitlichen Tradition» stehe, «die Ludwig Börne in der deutschen Geistesgeschichte begründet» habe. Der Preis wurde nach einigem Hin- und Her dann am 13. Mai 2001 tatsächlich an Augstein verliehen; in der recht schwülstigen Laudatio rang sich Schirmmacher immerhin zu der Sentenz durch: «Dass nun die Anfänge der Zeitschrift selber öffentlich befragt werden, ist gut und richtig, und der *Spiegel* wird gar nicht anders können und wollen, als darüber Auskunft zu geben». Von «können und wollen» kann allerdings bis heute keine Rede sein.
- 85 So Joachim Güntner in der Neuen Zürcher Zeitung vom 8.12.2000.
- 86 Interview von Peter Henlein mit Augstein, in: Welt am Sonntag vom 13. Mai 2001.
- 87 So die Überschrift eines schrillen Anti-Strauss-Artikels im *Spiegel* vom 5. April 1961.
- 88 Siehe zum Forschungsstand Hans-Peter Schwarz: Die Ära Adenauer. Epochenwechsel 1957-1963, Stuttgart 1983, sowie Karl J. Brandstetter: Die unbekannte Geschichte der *Spiegel*-Affäre und das Scheitern der «multinationalen Atomstreitmacht» MLF, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 32 (1987), S. 1205 ff.
- 89 Christian Schulz-Gerstein: Rudolf Augstein und sein *Spiegel*, in: taz vom 1.4.1987, zuvor unter dem Titel «Der Menscheneigentümer» in dem Hamburger Stadtblatt «Szene» publiziert. Über die komplexen privat-dienstlichen Beziehungen zwischen Augstein und Schulz-Gerstein informiert Jochen Siemens: Der langsame Tod eines Journalisten, in: Tempo 5/1987.
- 90 Wolff wurde Ressortleiter «Geisteswissenschaften» und blieb bis in die 70er Jahre beim *Spiegel*, er hielt weiterhin engen Kontakt mit seinem Freund Horst Mahnke, der 1960 zum Springer-Verlag gewechselt war und – nach der Chefredaktion der Illustrierten *Kristall* – dann das «Politische Büro» Springers leitete. Zuständig für Grundsatzfragen des Verlages, blieb Mahnke der geheimdienstlichen Methodik treu: Er notierte die Essenz von Gesprächen mit Wolff («Lupus») für Axel Springer. So heisst es in einer Mahnke-Analyse vom 8. August 1965: «Folgende Gruppierungen innerhalb des *Spiegel*-Verlages haben sich herausgebildet: Chefredakteur Jacobi sympathisiert sehr stark mit Gruner. Augstein und Becker pflegen ihre sehr gedämpften Beziehungen zu Gruner über ihren Chefredakteur. Ausgesprochene Disharmonien bestehen zwischen Becker und Gruner. Die Gruner-Administration hat Becker kürzlich als einen unfähigen Verlagsleiter bezeichnet – was Becker weiss! Bei der Psychologie von Becker muss damit gerechnet werden, dass er ausgesprochen radikale Rachegefühle gegen die Gruner-Leute hegt.» Oder am 15. April 1965: «Nach Auskunft meines Gewährsmannes verhandelt Schreiber zur Zeit mit der Chefredaktion des *Spiegel* wegen einer Gehaltserhöhung. Er dürfte jetzt zwischen 4'000 und 4'500

Mark verdienen (...) Er wird mir als ein sehr guter Journalist geschildert, der sich selbst sehr stark in der Kontrolle hat, ‚links von der Mitte‘ schreibt, ‚für einen Tausendmarkschein‘ aber genauso gut ‚rechts von der Mitte‘ schreiben dürfte»; UAS, Teilnachlass Mahnke. Gemeint ist wohl der spätere NDR-Talkmaster und Henri-Nannen-Biograph Hermann Schreiber, Jahrgang 1929, der von 1964-1979 für den *Spiegel* arbeitete. Vgl. zu Wolff auch die Einschätzung von Gerd Koenen, dieser sei «seit 1968 einer der sympathisierenden Gesprächspartner der Neuen Linken» gewesen; Gerd Koenen, *Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967-1977*, Köln 2001, S. 108, mit Verweis auf Georg Wolff (Hg.): *Wir leben in der Weltrevolution. Gespräche mit Sozialisten*, München 1971.

Vom provinziellen Lizenzblatt zur «New York Times von Bayern»

- 1 Nach Herbert Hess: *50 Jahre Süddeutsche Zeitung. Eine Chronik*, München 1995, S. 71 war es der Ehrgeiz der amerikanischen Geburtshelfer, in München eine Zeitung zu gründen, die an dieses grosse Vorbild heranreichte.
- 2 SZ vom 11.8.1949, Nr. 94, S. 1.
- 3 SZ vom 6.10.1945, Nr. 1, S. 1.
- 4 Wilhelm Emanuel Süskind (10.6.1901, Weilheim – 17.4.1970, Tutzing).
- 5 Zur «Bleibtreu-Affäre» Joseph Dünner: *Zu Protokoll gegeben. Mein Leben als Deutscher und Jude*, München 1971, S. 154-161; Edmund Goldschagg 1886-1971. *Das Leben des Journalisten, Sozialdemokraten und Mitbegründers der «Süddeutschen Zeitung»*, nacherzählt von Hans Dollinger, München 1986, S. 267-269; Hess: *50 Jahre SZ*, S. 58; Ernst Müller-Meiningen jr.: *Orden, Spiesser, Pfeffersäcke*, Zürich 1989, S. 61-64; Juliane Wetzel: *Jüdisches Leben in München 1945-1951. Durchgangsstation oder Wiederaufbau?*, München 1987, S. 348-352; Wolfgang Kraushaar: *Die Protest-Chronik 1949-1959*, Bd. I, Hamburg 1996, S. 102 f.
- 6 SZ vom 9.8.1949, Nr. 93, S. 3.
- 7 SZ vom 11.8.1949, Nr. 94, S. 1.
- 8 *Akten zur Vorgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1945-1949*, Sonderausgabe, Bd. 5, München 1989, S. 1089.
- 9 Ernst Langendorf (15.12.1907, Rod an der Weil/Taunus – 7.12.1989, München). Langendorf war als Sergeant der Psychological Warfare Branch, Combat Team, Headquarters, 7th Army am 30.4.1945 mit einem Jeep in das noch nicht besetzte München vorgestossen. Seit Ende 1945 unterstand ihm die Presseabteilung der Information Control Division der Militärregierung für das Land Bayern. (Diese war an die Stelle der Psychological Warfare Division getreten. Für Bayern war als Untereinheit die 6780th District Informations Services Control Command zuständig). Zu Langendorf s. Biogra-

- phisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, Bd. I, München u.a. 1980, S. 418; Hans-Günter Richardi: Am Anfang war das Ende. Das Wirken von August und Alfred Schwingenstein beim Wiederaufbau der freien Presse in Bayern, München 2001, S. 216; Ernst Langendorf, Georg Wulffius: In München fing's an, München 1985, S. 9-20.
- 10 Schreiben des Generalklägers Braun vom 12.8.1949, BayHStA, Abt. V, Nachlass Ehard 1560. Das zur Entnazifizierung erlassene Gesetz hätte ohnehin nichts gebracht, da das entsprechende Delikt inzwischen unter eine Amnestie gefallen war.
 - 11 Dünner: Protokoll, S. 83; s. a. Harold Hurwitz: Die Stunde Null der deutschen Presse. Die amerikanische Pressepolitik in Deutschland 1945-1949, Köln 1972, S. 29; Richardi: Anfang, S. 254-256, 272-274.
 - 12 Zur Lizenzvergabe für die *SZ* s. Georg Lorenz an Hoegner, 30.7.1945, Archiv des Instituts für Zeitgeschichte, Nachlass Hoegner, ED 120-204; *SZ* vom 9.10.1945, Nr. 2, S. 3; Dünner: Protokoll, S. 88-99, 191-210; Hess: 50 Jahre *SZ*, S. 17-25; Langendorf: München, S. 21-27; Hans Kapfinger: Die neue bayerische Presse, Passau 1948, S. 11 f.; Kurt Koszyk: Pressepolitik für Deutsche 1945-1949. Geschichte der deutschen Presse Teil IV, Berlin 1986, S. 56; Rüdiger Liedtke: Die verschenkte Presse. Die Geschichte der Lizenzierung von Zeitungen nach 1945, Berlin 1982, S. 112-117; Dagmar Wiedenhorn-Schnell: Medien an der Longe. Deutsche Lizenzpresse in München 1945-1949, in: Friedrich Prinz (Hrsg.): Trümmerzeit in München. Kultur und Gesellschaft einer deutschen Grossstadt im Aufbruch 1945-1949, München 1984, S. 252-260, hier S. 253 f.; Hans-Günter Richardi: Am Anfang war das Chaos. In den Trümmern des ausgebombten München entstand mit der *SZ* die erste Zeitung der freien deutschen Presse. Beilage ‚Die *SZ* auf dem Weg in die Zukunft‘, S. II/III der *SZ* vom 22.11.1988, Nr. 269; zur Geschichte der *SZ* allgemein: Erika J. Fischer/Heinz-D. Fischer: Die ‚Süddeutsche Zeitung‘, Skizzen ihrer Entwicklung, 1945-1985, in: Süddeutsche Zeitung, Oktober-Dezember 1945, München 1985, S. 153-166; Süddeutscher Verlag (Hrsg.): Von der ersten bis zur letzten Seite, München ²1989; Richardi: Anfang, S. 272-276, 308-343.
 - 13 Kapfinger: Presse, S. 11 f.; Goldschagg: Leben, S. 6, 52, 68. Nur ein Emigrant hatte eine Zeitlang eine führende Stellung in der Münchner Presse: Hans Habe, der erste Herausgeber der von der Militärregierung getragenen *Neuen Zeitung*.
 - 14 Hurwitz: Stunde Null, S. 137; Wilhelm Hausenstein: Licht unter dem Horizont. Tagebücher von 1942 bis 1946, München 1967, S 370; ders.: Ausgewählte Briefe 1904-1957, Oldenburg 2000, S. 377.
 - 15 Schreiben von Peter Hart vom 22.10.1945, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, OMBY 10/117-1/11.
 - 16 Joseph Dünner (ursprgl. Dünner, 10.5.1908, Fürth – 24.8.1978, Riverdale, New York) war als Gebietsleiter der Chief Press Control Section bis Ende 1945 für die Presse in München und Oberbayern verantwortlich. Sein Nach-

- folger wurde Leonard Felsenthal. Zu Dünner s. Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, Bd. II, Münchenu.a. 1983, S. 229 f.; Liedtke: Presse, S. 111, Anm. 378.
- 17 Dr. Wilhelm Hausenstein (17.6.1882, Hornberg, Schwarzwald – 3.6.1957, Tutzing). Sein Nachlass ist im Besitz des Deutschen Literaturarchivs in Marbach.
 - 18 Dünner: Protokoll, S. 93; Goldschagg: Leben, S. 195 f.; Hausenstein: Briefe, S. 192; ders.: Licht, S. 370; Langendorf: München, S. 23 f.
 - 19 Dr. Franz Josef Schöningh (2.7.1902, Paderborn, 8.12.1960, München). Wer ist Wer?, Berlin 1955, S.1070.
 - 20 Hess: 50 Jahre SZ, S. 22.
 - 21 Zum ausserordentlichen Einfluss der kirchlichen Behörden bei der Auswahl von Personen für die Presse s. die Äusserungen Schwingensteins bei Richardi: Anfang, S. 254.
 - 22 Schöningh an Carl Muth, 20.11.1944, Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek, Nachlass Muth, Ana 30 II A, Schöningh, Franz Josef; vgl. dazu auch Hausenstein: Licht, S. 380; Immanuel Birnbaum: Achtzig Jahre dabeigewesen. Erinnerungen eines Journalisten, München 1974, S. 225 f.
 - 23 Nach Peter Köpf: Schreiben nach jeder Richtung. Goebbels-Propagandisten in der westdeutschen Nachkriegspresse, Berlin 1995, S. 86, hatte der Leiter der Intelligence Section der Information Services Division, Alfred Thoombs, (bei Köpf falsch «Toombs» geschrieben) Schöningh die Lizenz verweigern wollen. Köpf gibt nicht an, aus welchem OM-GUS-Dokument sein Wissen stammt.
 - 24 Dr. Alfred Schwingenstein (16.12.1919, Ulm – 3.7.1997, München). Zu seiner Person Richardi: Anfang. Zur Kontaktaufnahme mit den Amerikanern ebd., S. 248-254.
 - 25 August Schwingenstein (9.3.1881, Memmingen – 5.11.1968, Hausham). Zu seiner Biographie: Richardi: Anfang.
 - 26 Deren Inhalt ist wiedergegeben bei Richardi: Anfang, S. 221 f., 225-228.
 - 27 Zu den beiden Besprechungen vom 22.6. und 25.6. ausführlich Richardi: Anfang, S. 254-258; ferner Dünner: Protokoll, S. 91 f.; Kapfinger: Presse, S. 14f.; Goldschagg: Leben, S. 193; Hess: Chronik, S. 17-20.
 - 28 Hess: 50 Jahre, S. 20; Richardi: Anfang, S. 261 f.
 - 29 Richardi: Anfang, S. 175,189-200.
 - 30 Schwingenstein an Esser, 7.11.1933, BayHStA, Stk 5486.
 - 31 Richardi: Anfang, S. 206.
 - 32 Edmund Goldschagg (11.1.1886, Freiburg i. Br. – 7.2.1971, München); vgl. Goldschagg: Leben.
 - 33 Dünner: Protokoll, S. 96; Goldschagg: Leben, S. 198; Langendorf: München, S. 24.
 - 34 Richardi: Anfang, S. 266 f.; 434 h
 - 35 Goldschagg: Leben, S. 146L
 - 36 Dr. Karl Eugen Müller (8.11.1877, Frankenthal/Pfalz-April 1951, Glonn).

- 37 Eidesstattliche Erklärung Müllers in StAM, Spruchkammern. Karton 1553, Dr. Hans Joachim Sperr, fol. 15; Köpf: Schreiben, S. 89 (Die dort angegebene Belegstelle ist falsch).
- 38 Arthur F. Gerecke war bis Ende 1945 als Vorgänger Langendorfs Leiter der Chief Press Control Section, d. h. der für Bayern zuständigen Presseabteilung der Militärregierung.
- 39 Dunner: Protokoll, S. 95.
- 40 Alfons Dahmann sollte für Kultur, Georg Lorenz für Lokales zuständig sein.
- 41 Heß: 50 Jahre SZ, S. 31.
- 42 Damals Chef des für Medien und Propaganda zuständigen 6780th District Information Services Control Command.
- 43 Goldschagg: Leben, S. 205 f.; Richardi: Anfang, S. 310.
- 44 Goldschagg: Leben, S. 207–209; Richardi: Anfang, S. 312–315. Schon am 23.7. hatte Dunner bei einem Treffen die vier Lizenzträger benannt und ihren Aufgabenkreis festgelegt. Heß: 50 Jahre SZ, S. 30–32.
- 45 Es handelte sich angeblich um Artikel in den *Münchner Neuesten Nachrichten*. Peter Hartl: Anpassung und Veränderung einer bürgerlichen Zeitung im Dritten Reich und die Berufswege ihrer Journalisten am Beispiel der Münchner Neuesten Nachrichten, ungedruckte Diplomarbeit, München 1989, nennt Müller nicht unter den Namen der Mitarbeiter.
- 46 Heß: 50 Jahre SZ, S. 33; Richardi: S. 282 f.
- 47 Dunner: Protokoll, S. 9.
- 48 Der Festakt wurde im Radio übertragen. Es existiert auch ein Filmbericht. Artikel Friedmanns in: SZ vom 9.10.1945, Nr. 2, S. 3; Richardi: Anfang, S. 321–339.
- 49 Werner Friedmann (12.5.1909, Berlin – 23.4.1969, München). Vgl. den von Langendorf geschilderten Lebenslauf Friedmanns vom 13.8.1948, BayHStA, OMBY 10/125–1/10; ferner Fragebogen Friedmann (Unterlagen von Herrn Klaus Schumann vom Archiv der SZ) und Ulrich Krenn: Werner Friedmann als Journalist. Eine Biographie, ungedruckte Diplomarbeit, München 1983.
- 50 Auch die *Münchner Neuesten Nachrichten* erschienen in diesem Verlag.
- 51 München von A bis Z. I. Stadtlexikon der bayerischen Landeshauptstadt, München 1966, S. 137.
- 52 Im Haftbuch ist dieses Datum angegeben (nach Auskunft von Herrn Klaus Schumann). Vgl. dazu Anna Friedmann an Reichsstatthalter von Epp, 16.10.1933, BayHStA, Stk 7991; Erwein von Aretin: Krone und Ketten. Erinnerungen eines bayerischen Edelmannes, München 1955, passim und Stefan Lorant: Ich war Hitlers Gefangener. Ein Tagebuch 1933, München 1985, passim.
- 53 Dunner: Protokoll, S. 96 f.; Langendorf: München, S. 26 f.
- 54 License No. 101 des Military Government of Germany (Unterlagen Klaus Schumann).
- 55 Hans Dürrmeier (12.12.1899, Haltingen/Baden – 9.5.1977, München). SZ vom 10.5.1977, 107, S. 3; Heß: 50 Jahre SZ; S. 89 f.; Fragebogen Dürr-

- meiers mit Anlagen und Zeugnis Max Winklers vom 15.12.1940, St AM, Spruchkammern, Karton 318, Hans Dürrmeier; Lebenslauf Dürrmeiers in BayHStA, Abt. V, Sammlung P 14639.
- 56 Die drei Lizenzträger hatten am 26.9.1945 eine Verlag SZ OHG August Schwingenstein & Co. München gegründet. Im Dezember 1945 wurde sie in eine Süddeutscher Verlag OHG August Schwingenstein & Co, München umgewandelt, weil neben der Zeitung auch die Druckerei von Knorr & Hirth sowie der Buchverlag und der Romanvertrieb übernommen wurden. Bayerisches Wirtschaftsarchiv K 1, XV A 10 c, Akt 371, Fall 37. Nach der Übertragung der vierten Lizenz an Friedmann bildete man im August 1947 aus dieser Firma die Firma Süddeutscher Verlag G.m.b.H. mit einem Stammkapital von 200'000 DM. Schreiben an das Amtsgericht München, Registergericht, vom 4.8.1947, BWA, Akt 493, Fall 21; Richardi: Anfang, S. 395. Zur Verteilung der Anteile 1952 s. Kurt Pritzkolet: Wem gehört Deutschland. Eine Chronik von Besitz und Macht, Wien u.a. 1957, S. 230.
- 57 Bericht vom Herbst 1945 in BayHStA, OMGBY 10/111 – 2/15.
- 58 Später erhielt er den Status des Mitläufers.
- 59 Alfred Schwingenstein war bereits seit 17.10.1945 Prokurist, Stellvertreter seines Vaters und Personalchef. Richardi: Anfang, S. 353 f.
- 60 Handbuch des Süddeutschen Verlages, München, o. J., S. 22.
- 61 Wiedenhorn-Schnell: Medien, S. 255; Goldschagg: Leben, S. 209.
- 62 Hess: 50 Jahre SZ, S. 96.
- 63 Birnbaum: Achtzig Jahre, S. 225; von November 1951 bis Dezember 1960 fungierte er formell als Verlagsleiter. Hess: 50 Jahre SZ, S. 96.
- 64 Müller-Meinigen jr.: Orden, S. 66,91.
- 65 Auskunft von Herrn Klaus Schumann. Schöningh war auch der Verfasser des ersten, damals noch mit Namen gezeichneten Streiflichts, in dem er sein Lieblingsthema behandelte: Die Vorzüge des Föderalismus. SZ vom 12.6.1946, Nr. 47, S. 1.
- 66 SZ vom 16.8.1949, Nr. 96, S. 3. Der zeitweilige Prager Korrespondent der SZ, Walter Tschuppik, verbreitete das Gerücht, Friedmann selbst habe den Bleibtreu-Brief verfasst oder verfassen lassen. Durch eine einstweilige Verfügung erreichte Friedmann einen Widerruf Tschuppikis. Information Nr. 31 vom 7.11.1949 und Memorandum Nr. 37 vom 18.1.1950, Archiv für Christliche-Soziale Politik der Hanns-Seidel-Stiftung, Nachlass Hundhammer 64.
- 67 Hess: 50 Jahre SZ, S. 96. Zu seinem kollegialen Stil als Chefredakteur, Birnbaum: Achtzig Jahre, S. 227 f.
- 68 Müller-Meinigen jr.: Orden, S. 49 h
- 69 Kulisse vom 26.6.1957, BayHStA, Abt. V, Presseauschnittsammlung der Bayer. Staatskanzlei 1957/24 h.
- 70 Bericht der Katholischen Nachrichtenagentur, in: BayHStA, Abt. V, Presseauschnittsammlung der Bayer. Staatskanzlei 1959 / 241. Müller-Meinigen jr.: Orden, S. 60; Der *SPIEGEL* vom 18.5.1960, Nr. 21. S. 20.
- 71 Friedmann war mit der Reporterin für Frauen und Modefragen und zeitwei-

- ligen Stellvertreterin des Lokalressortchefs Pollak, Anneliese Schuller, verheiratet. Sie hatte an der Universität München Kunst- und Theatergeschichte und bei Otto Groth Journalismus studiert. Ab 1960 schrieb sie in der Illustrierten *Stern* eine wöchentliche Kolumne unter dem Pseudonym «Sibylle». Wer ist Wer? Das deutsche Who's Who, XV. Ausgabe, Bd. I, Berlin 1967, S. 491; Michael Graeter: Wer ist was in München in Wort und Bild, München²1980, S. 86.
- 72 August Schwingenstein hatte seinen Anteil noch bei Lebzeiten an seinen Sohn übergeben; vgl. den Nachruf in SZ vom 6.11.1968, Nr. 267, S. 13.
- 73 Dünner: Protokoll, S. 197-199; Müller-Meinigen jr.: Orden, S. 65-83; Ernst Maria Lang: Das wars. Wars das? Erinnerungen, München, Zürich 2000, S. 385 f.; SZ vom 24.6.1961, Nr. 151, S. 2; 14/15.5.1960, Nr. 116, S. 2 und 25/26.6.1960, Nr. 152, S. 2f.; Der *Spiegel* vom 18.5.1960, Nr. 21, S. 16-21 und vom 22.6.1960, Nr. 26, S. 23 f.; Otto Gritschneider: Das «Werner-Friedmann-Institut», in: Randbemerkungen, S. 172-176; ders.: Werner Friedmanns Revisionsprozess in Karlsruhe, in: ebd., S.1 76-178; Die Prozessakte im Staatsarchiv München, Stanw. 31126 ist langfristig gesperrt. Für eine Kopie des Urteils vom 24.6.1960 danke ich Dr. Gritschneider.
- 74 Er blieb aber Gesellschafter und Chef der *Abendzeitung*, zu der auch Sommer überwechselte.
- 75 Hess: 50 Jahre SZ, S. 96.
- 76 Hermann Proebst (25.2.1904, München – 15.7.1970, München). SZvom 17.7.1970, Nr. 170, S. 3; zu Proebst s. seinen undatierten, wohl 1947 verfassten Lebenslauf in BayHStA, Stk 13434.
- 77 Kurt Ziesel: Das verlorene Gewissen. Hinter den Kulissen der Presse, der Literatur und ihrer Machträger von heute, München 1962, S. 98. Proebst war als Studentenvertreter aktiv und Mitglied des einflussreichen katholischen «CV Aenania».
- 78 1946 hatte Werner Friedmann kurze Zeit diese Stellung inne. Dr. Silvia von Brockdorff an Dr. Hanns Dangl, 12.1.1946, BayHStA, Stk 12912 und Vermerk vom 15.1.1946, Stk 12916; Das Kabinett Hoegner I, S. 693, Anm. 2; SZvom 27.11.1945, Nr. 16, S. 1 undSZvom 17.7.1975, Nr. 170, S. 3; Lang: Das wars, S. 245.
- 79 Hess: 50 Jahre SZ, S. 69.
- 80 Müller-Meinigen jr.: Orden, S. 92. Zur Charakterisierung Proebsts auch Birnbaum: Achtzig Jahre, S. 228 f. und Hans Schuster: Vorwort zu: Hermann Proebst: Durchleuchtete Zeit. Politische und historische Betrachtungen eines Journalisten, München 1969, S. IX-XVI.
- 81 Dr. Gerhard Kreyszig (25.12.1899, Crossen/Mulde, Sachsen – 14.10.1982, München). 1951-1965 war Kreyszig dann Abgeordneter der SPD im Bundestag und 1958-1965 auch im europäischen Parlament.
- 82 Kreyszig an Rimsberger, 1.7.1946, Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, Nachlass Gerhard Kreyszig, Mappe 59.

- 83 Georg Lorenz (10.4.1897, München-Pasing – 3.1.1958). Bericht vom 15.7.1946, BayHStA, OMGBY, 10/117-1/3 und Schreiben vom 1.4.1948, 10/125-1/110; SZ vom 8.3.1946, Nr. 20, S. 8; Kapfinger: Presse, S. 19; Der Bayerische Senat. Biographisch-statistisches Handbuch 1947-1997, Düsseldorf, 1998, 8. 215.
- 84 Hess: 50 Jahre SZ, S. 24.
- 85 Handbuch des Süddeutschen Verlages, S. 28.
- 86 Birnbaum: Achtzig Jahre, S. 226.
- 87 So strickte er sich beispielsweise seine eigene Biographie zurecht. Er behauptete, er habe als junger Reporter als erster von dem 1930 unternommenen Versuch des damaligen thüringischen Innenministers Frick erfahren, Hitler zum Gendarmeriekommandanten von Hildburghausen zu ernennen, um ihm so die Staatsbürgerschaft zu verschaffen. Tatsächlich wurde Fricks Manöver von 1930 aber erst im Februar 1932 der Öffentlichkeit bekannt. Die *Münchner Telegrammzeitung* meldete den Vorfall am 4.3.1932 unter Berufung auf Meldungen aus Weimar und Berlin. Die einzige Leistung der *Telegrammzeitung* und vermutlich Friedmanns war eine Rückfrage in Hildburghausen. Auch die *Münchner Neuesten Nachrichten* hatten die Nachricht nicht exklusiv und als erste Zeitung. Münchner Telegrammzeitung vom 4.3.1932, Nr. 38, S. 1; SZ vom 11.3.1958 (Friedmann) und Hess: 50 Jahre SZ; Günter Neliba: Wilhelm Frick. Der Legalist des Unrechtsstaates. Eine politische Biographie, Paderborn u.a. 1992, S. 60.
- 88 Bernhard Pollak (8.2.1910, München – 15.3.1992, München). Handbuch des Süddeutschen Verlages, S. 30.
- 89 SZ vom 16.3.1992, Nr. 63, S. 15.
- 90 Auch August Schwingenstein hatte zu dieser Widerstandsgruppe nach dem Einmarsch der Amerikaner Kontakt aufgenommen. Richardi: Anfang, S. 223 f.
- 91 SZ vom 26.4.1946, Nr. 46, S. 3.
- 92 Alois Hahn (29.9.1900, München, – 27.12.1972, München). StAM, Spruchkammern, Karton 606, Alois Hahn; BayHStAM, OMGBY 10/126-1/1; SZ vom 28.12.1972, Nr. 298, S. 19; Hartl: Anpassung, S. 172.
- 93 SZ vom 8.10.1946, Nr. 81, S. 1.
- 94 Kreyszig an Rimsberger, 18.5.1946, Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, Nachlass Gerhard Kreyszig, Mappe 59.
- 95 Koszyk: Pressepolitik, S. 49-51.
- 96 Später DENA.
- 97 BayHStA, OMGBY 10/116-3/17.
- 98 Interview Arnulf Barings mit Proebst, in: Interview mit der Presse. 12 internationale Zeitungen stellen sich, hrsg. von Roland H. Wiegenstein und Fritz J. Raddatz, Reinbek bei Hamburg 1964, S. 23-33, hier S. 32f.
- 99 Dr. Max von Brück (27.2.1904, Kempten – 21.3.1988, München), Günther Gillissen: Auf verlorenem Posten, Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich, Berlin 1986, S. 192f., 331.

- 100 Schöningh an von Brück, 27.5.1945, StAM, Spruchkammern, Karton 206, Dr. Max von Brück.
- 101 Antrag von Brücks bei der 10. Spruchkammer München vom 11.7.1946, StAM, Spruchkammern, Karton 206, Dr. Max von Brück; Gillessen: Posten, S. 498 f.
- 102 Gillessen: Posten, S. 430.
- 103 Gillessen: Posten, S. 340-342.
- 104 Gillessen: Posten, S. 331. Von Brück war anschliessend Mitherausgeber der *Gegenwart* und später bis 1970 römischer Korrespondent des *Westdeutschen Rundfunks*. SZ vom 27.2.1979, Nr. 48, S. 11.
- 105 Handbuch des Süddeutschen Verlages, S. 30.
- 106 SZ vom 28.3.1953, Nr. 73, S. 6. und 1.4.1953, Nr. 76; Handbuch der Tagespresse 1934, S. 11, 37f., 179f., 238, 275 und 287, Handbuch der deutschen Tagespresse 1937, Leipzig und Frankfurt⁶1937, S. 8, 36, 106, 121, 172, 243, 282 und 287 und Handbuch der Tagespresse 1944, S. 28, 91, 185, 253. Zu Holldack: Birnbaum: Achtzig Jahre, S. 209; Lang: Das wars, S. 273; SZ vom 28.3.1953, Nr. 73; Donau Kurier, Ingolstadt vom 15.6.1960. Holldack starb als 66-jähriger im Juli 1971 in München. Markus Kiefer: Auf der Suche nach nationaler Identität und Wegen zur deutschen Einheit. Die deutsche Frage in der überregionalen Tages- und Wochenpresse der Bundesrepublik 1949-1955, Frankfurt am Main u.a. 1992, S. 33. Anm. 105.
- 107 Zitat nach Köpf: Schreiben, S. 91.
- 108 SZ vom 12.3.1985, Nr. 60, S. 3. Robert Borchardt (9.1.1912-10.3.1985, Pullach). 1954 wurde er Chef der Presseabteilung der deutschen Botschaft in Washington, 1963 übernahm er das Informationsreferat des Auswärtigen Amtes in Bonn. 1970 wurde er als Ministerialdirektor Leiter der Abteilung Auswertung des Bundesnachrichtendienstes.
- 109 Dr. Curt Geyer (19.11.1891, Leipzig – 24.6.1967, Lugano).
- 110 Biographisches Handbuch der Emigration, S. 221.
- 111 Willy Oscar Somin (urspgl. Simon, 14.2.1898, Bonn – 21.12.1961, San José, Costa Rica).
- 112 International Biographical Dictionary of Central European Emigrées 1933-1945 II/2, S. 1093.
- 113 Teilweise nannte er sich auch mit Vornamen «Enrique».
- 114 Handbuch der Tagespresse 1944, S. 23, 319; Klaus-Jörg Ruhl: Spanien im Zweiten Weltkrieg. Franco, die Falange und das «Dritte Reich», (Historische Perspektiven, Bd. 2, Hamburg 1975, S. 104.) (dort mit dem falschen Vornamen «Karl» erwähnt). Zu Barth ferner Adalbert Prinz von Bayern: Erinnerungen 1900-1956, München 1991, S. 540; Petra-Maria Weber: Spanische Deutschlandpolitik 1945-1958. Entsorgung der Vergangenheit, Saarbrücken u.a. 1992, S. 106, Anm. 30; Birgit Aschmann: «Treue Freunde»? Westdeutschland und Spanien 1945-1963, Stuttgart 1999, S. 143-145; 210 f.
- 115 SZ vom 22.3.1946, Nr. 24, S. 3 und 16.11.1946, Nr. 94, S. 2.
- 116 SZ vom 31.12.1949, Nr. 199, S. 6 und 7.3.1950, Nr. 55, S. 2 (Interview Barths mit Franco).

- 117 Dr. Gustav René Hocke (1.3.1908, Brüssel-Juli 1985, München), Handbuch der Tagespresse 1944, S. 77; Wer ist wer?, 1962, S. 604; Klaus-Dieter Oelze: Das Feuilleton der Kölnischen Zeitung im Dritten Reich, Frankfurt am Main u.a. 1989, S. 163-170.
- 118 Dr. Immanuel Birnbaum (12.8.1894, Königsberg – 22.3.1982, München). Zu Birnbaum s. Birnbaum: Achtzig Jahre.
- 119 Ziesel: Gewissen, S. 74-106.
- 120 Zu Süskind, SZ vom 19.4.1970, Nr. 93, S. 3; Gillessen: Posten, S. 332. Charakterisierung bei Birnbaum: Achtzig Jahre, S. 229.
- 121 Süskind an Stroh, 22.4.1946, Stadtbibliothek München, Monacensia, Literaturarchiv, Nachlass Alfred Neumann; vgl. Ziesel, Gewissen, S. 76; Diensttagebuch des Generalgouverneurs in Polen, S. 754; Im Literaturteil der *Krakauer Zeitung* schrieben weitgehend Autoren, die dem Nationalsozialismus fernstanden. Friedrich Denk: Die Zensur der Nachgeborenen. Zur regimiekritischen Literatur im Dritten Reich, Weilheim i. OB. 1996, S. 188-191. Die Durchsicht der *Krakauer Zeitung* von November 1943 bis zum Dezember 1944 ergab, dass Süskinds Beiträge unpolitisch gehalten waren und die nationalsozialistische Terminologie vermieden.
- 122 Vgl. Hausenstein: Briefe, S. 167. Die Berichte sind gesammelt in dem Band von W.E. Süskind: Die Mächtigen vor Gericht. Nürnberg 1945/46 an Ort und Stelle erlebt, München 1963.
- 123 Birnbaum: Achtzig Jahre, S. 229.
- 124 Brief Klaus Manns an Süskind, Ende Juli/Anfang August 1945, in: Klaus Mann: Briefe und Antworten 1922-1949, herausgegeben von Martin Gregor-Dellin, Reinbek bei Hamburg 1991, S. 116-118.
- 125 Klaus Mann: Tagebücher 1934-1935, Reinbek bei Hamburg 1995, S. 111 f.
- 126 Zit. nach Ziesel: Gewissen, S. 78. Eine Überprüfung der von Ziesel: Gewissen, S. 77-83 gebrachten Zitate der Zeitschrift bestätigte, dass sie korrekt wiedergegeben sind und auch der Sinn nicht durch Verfälschung des Zusammenhangs entstellt ist; vgl. auch die Zitate bei Köpf: Schreiben, S. 92.
- 127 Ziesel: Gewissen, S. 78 f.
- 128 Beispielsweise wendet sich die «Zeitlupe» in Jahrgang 1940/41, S. 268 gegen «Sprachschludereien», ein Lieblingsthema Süskinds.
- 129 Die Literatur, 1939/40, S. 363.
- 130 Süskind an Katia und Thomas Mann am 23.5.1946. Thomas Mann: Tagebücher 1946-1948, Frankfurt am Main 1984, S. 4001.
- 131 Süskind an Stroh, 22.4.1946, Stadtbibliothek München, Monacensia, Literaturarchiv, Nachlass Alfred Neumann.
- 132 Thomas Mann an Süskind, 22.7.1946, Thomas Mann, Tagebücher 1946-1948, S. 865.
- 133 Später *Münchener Merkur*.
- 134 Münchner Mittag vom 10.2.1947, Nr. 17, S. 2; vgl. ferner die Leserzuschrift von Werner Suhr vom 21.2.1947, Nr. 20, S. 3.

- 135 Rundschreiben Stüskinds an Hermann Kasack u.a. vom 14.12.1957, Stadtbibliothek München, Monacensia, Literaturarchiv, Nachlass Max Stefl; vgl. Ziesel: *Gewissen*, S. 87.
- 136 Kurt Ziesel: *Die Geister scheiden sich. Dokumente zum Echo auf das Buch ‚Das verlorene Gewissen‘*, München 1959.
- 137 Dahlmann war 1933 Volontär der *Münchener Neuesten Nachrichten* und dann von 1934 bis 1941 Mitarbeiter. 1945 wurde er Chefredakteur der von den Amerikanern herausgegebenen *Bayerischen Landeszeitung* und nahm dann an den Sitzungen teil, die der Gründung der *Süddeutschen Zeitung* vorausgingen. Kurze Zeit musste er seinen Posten wegen belastender Artikel in den *Münchener Neuesten Nachrichten* räumen, konnte ihn aber bald wieder einnehmen. Hess: *50 Jahre SZ*, S. 31 f.
- 138 Dr. Hans Mollier war von 1927 bis 1930 Feuilletonredakteur der deutsch-nationalen *München-Augsburger Abendzeitung*, dann bis 1935 Rom-Korrespondent der Telegraphenunion und anschließend Presseattaché an der deutschen Botschaft. Paul Hoser: *Die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Hintergründe der Münchner Tagespresse zwischen 1914 und 1934. Methoden der Pressebeeinflussung*, Frankfurt am Main u.a., Bd. 1, S. 159, Anm. 88.
- 139 Ziesel: *Gewissen*, S. 91.
- 140 Dr. Hans-Joachim Sperr (14.2.1915, Crailsheim – 23.11.1963, München), Meldebogen vom 1.4.1965, St AM, Spruchkammern 1553, Dr. Hans Joachim Sperr.
- 141 Rechtsanwalt Lersch an den Berufskläger, 28.5.1947, StAM, Spruchkammern 1553, Dr. Hans Joachim Sperr.
- 142 S. z.B. *Münchener Mosaik*, 1. Jg., November 1938, S. 473 und 3. Jg., Februar 1940, Dezember 1940, S. 368; vgl. Ziesel: *Gewissen*, S. 91-95.
- 143 *Das Reich* vom 25.8.1940, Nr. 14, S. 7.
- 144 Dr. Gunter Groll (5.8.1914, Liegnitz – 5.6.1982) Lebensläufe Grolls in: StAM, Spuchkammern, Karton 562, Gunter Groll; *Wer ist wer*, 1962, S. 462. München von A bis Z, S. 163.
- 145 Ziesel: *Gewissen*, S. 97.
- 146 Dr. Karl Ude (14.1.1906, Düsseldorf-1.3.1997, München). Hoser: *Hintergründe*, Bd. 2, S. 1061; Anm. 42.; Ziesel: *Gewissen*, S. 201-203. Köpf: *Schreiben*, S. 93-95.
- 147 *Berliner Börsenzeitung* vom 30.1.1938, zitiert nach Ziesel: *Gewissen*, S. 202.
- 148 Dr. Fritz Nemitz (29.3.1882, Canenburg/Pommern – 25.9.1968, Tutzing). *Handbuch des Süddeutschen Verlages*, S. 31; *SZ* vom 27.9.1968, Nr. 233, S. 10; *Die CSU 1945-1948. Protokolle und Materialien zur Frühgeschichte der Christlich-Sozialen Union*, Bd. 3, München 1993, Bd. 3, S. 1908; Hartl: *Anpassung*, S. 190, Köpf: *Schreiben*, S. 92 f.
- 149 Ziesel: *Gewissen*, S. 97.
- 150 Margaret Boveri: *Wir lügen alle. Eine Hauptstadtzeitung unter Hitler*, Freiburg i. Br. 1965, S. 190. Er war auch Mitarbeiter der *‚Kölnischen Zeitung‘*, Oelze: *Feuilleton*, S. 229.

- 151 Seit 1933 unter dem Titel *Das XX. Jahrhundert* fortgeführt. Beiträge von Nemitz mit nationalsozialistischem Tenor in den Heften 4, 1940, S. 156-159 und 11, 1942, S. 480.
- 152 Karl Heinrich Ruppel (5.9.1900, Darmstadt – 8.9.1990, München). Riemann: Musik Lexikon, Ergänzungsband, Personenteil L-Z, Mainz 1975, S. 526 und SZ vom 4/5.9.1965, Nr. 212, S. 12; Oelze: Feuilleton, S. 236 f., 246; Ziesel: Gewissen, S. 97.
- 153 Zit. nach Fred K. Prieberg: Musik im NS-Staat, Frankfurt am Main 1982, S. 135.
- 154 Prieberg: Musik, S. 149.
- 155 Ziesels Angriffe blieben ihm erspart, weil er schon 1949 aus der Redaktion ausgeschieden war. Dr. Hanns Braun (12.9.1893, Nürnberg – 25.9.1966, München). 1949 wurde er Honorarprofessor für Theaterkritik an der Universität München, 1954 Inhaber des Lehrstuhls für Zeitungswissenschaft. Goldschagg: Leben, S. 205; Handbuch des Süddeutschen Verlages, S. 31; Hartl: Anpassung, S. 203; Wissenschaftler-Lehrer-Schriftsteller-Kritiker-Journalist. Professor Dr. Hanns Braun, in: Grünwalder Porträts, 1990, S. 27-29; Otto B. Roegele: Ausbreitung, Lähmung, Konsolidierung – München 1963-1985, in: Arnulf Kutsch, Horst Pöttker (Hrsg.): Kommunikationswissenschaft – autobiographisch. Zur Entwicklung einer Wissenschaft in Deutschland, Publizistik, Sonderheft 1/1997, S. 62-109, hier S. 68-70.
- 156 Hanns Braun: Afrikanischer Auftrag, in: Das XX. Jahrhundert, Heft 6, 1940, S. 223-232, hier S. 231.
- 157 SZ vom 19.12.1957, zit. bei Ziesel: Geister, S. 154.
- 158 Klaus Pringsheim (24.7.1883, Feldafing – 7.12.1977, Tokio). International Biographical Dictionary of Central European Emigrées 1933-1945, Bd. II, Teil 2, München u.a. 1983, S. 929.
- 159 Hans Eckstein (31.1.1898, Allendorf/Hessen – 14.10.1985, Lochham). Seit 1925 hatte er Kritiken für Kunstzeitschriften verfasst und war mit dem *Deutschen Werkbund* in Verbindung gestanden. Er schrieb ab 1933 für die *Basler Nationalzeitung* und für die *Neue Zürcher Zeitung*. SZ vom 25.10.1985, Nr. 247, S. 11; Die Zwanziger Jahre des Deutschen Werkbundes, Giessen/Lahn 1982, S. 342 f.
- 160 Goldschagg an McMahon, 18.11.1946; Goldschagg an Muller, Dezember 1946; Schwingenstein an McMahon, 18.11.1946, BayHStA, OMBY 10/116-3/3.
- 161 Schreiben Langendorfs vom 2.12.1946, BayHStA, OMBY 10/116-3/3.
- 162 Kreyszig an Rimsberger, 18.5.1946, Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, Nachlass Gerhard Kreyszig, Mappe 59.
- 163 Kreyszig an Rimsberger, 12.11.1946, Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, Nachlass Gerhard Kreyszig, Mappe 59.
- 164 SZ vom 8.1.1946, Nr. 81, S. 1. Zu den allgemeinen Auflagen der Militärregierung s. Richardi: Anfang, S. 308 f.

- 165 Zur Kritik an der SED s. den Artikel Kreyssigs vom 22.10.1946, Nr. 85, S. 1.
- 166 SZ vom 8.2.1946, Nr. 12, S. 1f.
- 167 SZ vom 17.5.1946, S. 1f.; Hess: 50 Jahre SZ, S. 46f.; Liedtke: Presse, S. 126.
- 168 Südost-Kurier vom 1.6.1946, Nr. 7.
- 169 SZ vom 4.6.1946, Nr. 45, S. 4.
- 170 S. dazu Dünner: Protokoll, S. 108; Hurwitz: Stunde Null, S. 324h; Hess: Chronik, S. 47-50; Liedtke: Presse, S. 127L; Koszyk: Pressepolitik, S. 69; Wiedenhorn-Schnell: Medien, S. 257.
- 171 SZ vom 25.6.1946, Nr. 51, S. 1.
- 172 SZ vom 10.9.1946, Nr. 73, S. 3 f. Das Original ist veröffentlicht in: Germany 1947-1949. The Story in Documents, Washington 1950, S. 3-13.
- 173 Zit. nach Goldschagg: Leben, S. 239; s. dazu auch Hess: 50 Jahre SZ, S. 50; Wiedenhorn-Schnell, S. 257.
- 174 Dünner: Protokoll, S. 112.
- 175 Er war innerhalb der Scrutiny Section der Information Control Division für die Überwachung und Nachzensur der Zeitung zuständig.
- 176 Dünner: Protokoll, S. 107; Hess: 50 Jahre, S. 44f.; vgl. Bericht vom 3.9.1946, BayHStA, OMGBY 10/124-1/16.
- 177 Gerd K. Köpper: Medien- und Kommunikationspolitik der Bundesrepublik Deutschland. Ein chronologisches Handbuch 1944 bis 1988, München u.a. 1992, S. 119; vgl. SZ vom 20.8.1949, Nr. 98, S. 3. Vorangegangen war das Gesetz Nr. 5 der Alliierten Hohen Kommission vom 21.9.1949. Köpper: Medien, S. 118; Die Kabinettsprotokolle der Bundesregierung, Bd. 1, Boppard am Rhein 1982, S. 73, Anm. 22.
- 178 SZ vom 6.10.1945, Nr. 1, S. 1.; Zu den Entwürfen Schwingensteins für das Redaktionsprogramm und die Organisation des Verlags s. Richardi: Anfang, S. 276-281.
- 179 1945/46 war Schwingenstein sr. Mitglied des Vorläufigen Landesausschusses der CSU, 1946 der Verfassunggebenden Landesversammlung und 1946-1948 Mitglied des Landtags. Die CSU, Bd. 3, S. 1931 f.
- 180 Liste in BayHStA, OMGBY 10/116-3/16; SZ vom 25.7.1952, Nr. 169, S. 3.
- 181 Liste in BayHStA, OMGBY 10/116-3/16.
- 182 Werner Friedmann galt als SPD-nahe. Liste in BayHStA, OMGBY 10/116-3/16.
- 183 Liste in BayHStA, OMGBY 10/118 -1 /15.
- 184 Schöningh in SZ vom 8.1.1946, Nr. 81, S. 1.
- 185 W. F. (WernerFriedmann) inSZvom 23.8.1947, Nr. 72, S. 1.
- 186 Müller hatte sich selbst bei der Gründung der SZ vergeblich für eine Lizenz ins Spiel gebracht. Dünner: Protokoll, S. 90 f. Zur Haltung der Zeitung gegen Joseph Müller s. SZ vom 24.1.1946, Nr. 27, S. 3; 12.11.1946, Nr. 92, S. 1; 16.11.1946, Nr. 94, S. 3; 19.11.1946, Nr. 95, S. 2; 10.12.1946, Nr. 104, S. 1; 14.12.1946, Nr. 106, S. 2 und 7.12.; Goldschagg: Leben, S. 245-248; Das Kabinett Hoegner I, S. 1034 f.; Lehrjahre der CSU. Eine Nachkriegs-

- partei im *Spiegel* vertraulicher Berichte an die amerikanische Militärregierung. Herausgegeben von Klaus-Dietmar Henke und Hans Woller, Stuttgart 1984, S. 41, 108 f.; Thomas Schlemmer: Aufbruch, Krise und Erneuerung. Die Christlich-Soziale Union 1945-1955, München 1998, S. 169 f.; Friedrich Hermann Hettler: Josef Müller («Ochsensepp»). Mann des Widerstands und erster CSU-Vorsitzender, München 1991, S. 274-290, 386-390.
- 187 W.F. (Werner Friedmann) in SZ vom 23.8.1947, Nr. 72, S. 2; zur Haltung der SZ zu Ehard s. a. Maximilian Lanzinner: Zwischen Sternbanner und Bundesadler. Bayern im Wiederaufbau 1945-1958, Regensburg 1996, S. 145.
- 188 Schwingenstein an Ehard, 14.8.1948, BayHStA, Abt. V, Nachlass Ehard 188.
- 189 SZ vom 6.10.1945, Nr. 1, S. 1: «Die *Süddeutsche Zeitung* wird (...) aus dem süddeutschen, insbesondere bayerischen Geschichtsbewusstsein leben und in Ablehnung eines öden, undeutschen Zentralismus einen kräftigen, den besten Ueberlieferungen verbundenen Föderalismus vertreten.» Die besondere Betonung des bayerischen Heimatbewusstseins spielte schon in Schwingensteins Programmentwurf eine wichtige Rolle. Richardi: Anfang, S. 78. Vgl. die Beiträge Schönings vom 23.11.1945, Nr. 6, Süskind vom 9.11.1945, Nr. 11, S. 9 und Hausensteins vom 8.1.1946, Nr. 3, S. 1f. sowie Hoegners vom 13.11.1945, Nr. 12, S. 1f. Zur Bedeutung von Hoegners Beitrag s. Peter Kritzer: Wilhelm Hoegner. Politische Biographie eines bayerischen Sozialdemokraten, München 1979, S. 190, 224; dazu auch Peter Jakob Kock: Bayerns Weg in die Bundesrepublik, München 1988, S. 199. Anm. 5.
- 190 Vgl. dazu SZ vom 21.8.1948, Nr. 67, S. 1; Fränkische Tagespost vom 1.10.1951.
- 191 SZ vom 17.9.1946, Nr. 75, S. 1; Kritzer: Hoegner, S. 200.
- 192 Vgl. Goldschagg an Hoegner, 6.12.1945 und Terhalle an Hoegner, 31.12.1945, BayHStA, Stk 12912; Wolf-Dietrich Nahr: Die befohlene Pressefreiheit, Berlin 1991, S. 48 f.
- 193 Goldschagg in SZ vom 25.10.1946, Nr. 86, S. 3; ferner SZ vom 25.1.1947, Nr. 11, S. 2; 28.1.1947, Nr. 12, S. 2; 29.3.1947, Nr. 30, S. 2; 28.6.1947, Nr. 56, S. 1; Hess: Hans Woller, Die Loritz-Partei. Geschichte, Struktur und Politik der Wirtschaftlichen Aufbau-Vereinigung (WAV) 1945-1955, Stuttgart 1982, S. 46.
- 194 Vgl. das Streiflicht vom 12.4.1947, (Das Kabinett Ehard I 21. Dezember 1946 bis 20. September 1947, bearbeitet von Karl-Ulrich Gelberg, München 2000, S. 406-408), den Kommentar in SZ vom 5.6.1948, Nr. 45, S. 2 und den Artikel von Junius (Proebst) vom 5.6.1948, Nr. 45, S. 3, mit dem sich die Redaktion allerdings nicht im Einzelnen identifizieren wollte; ferner SZ vom 19.10.1948, Nr. 91, S. 3.
- 195 Gerald Neumann: Die Medien und die Flüchtlingsfrage in Bayern von 1945 bis 1953, München 1994, S. 252.
- 196 Goldschagg in SZ vom 12.10.1945, Nr. 3, S. 1.

- 197 SZ vom 28.2.1948, Nr. 17, S. 2; s. a. Heinz-Dietrich Fischer: Parteien und Presse in Deutschland seit 1945, Bremen 1971, S. 49 h
- 198 Bericht vom 21.9.1945, BayHStA, OMGBY 10/117-1/11; Dünner: Protokoll, S. 117; Hurwitz: Stunde, S. 324.
- 199 Erich Kuby äusserte in einem Artikel vom 6.12.1949 seine Sympathie für Müller als «Brückenbauer» und seine Bemühungen um eine Verständigung mit Spitzenpolitikern der Ostzone. Kiefer: Suche, S. 380 und 406, Anm. 78 und 79.
- 200 Zum Folgenden: Vertrauliches Memorandum Nr. 31c vom 7.12.1949, ACSP, Nachlass Hundhammer 64.
- 201 SZ vom 16.1.1950, Nr. 12, S. 3. Das Verfasserkürzel «dm» dürfte für «Friedmann» stehen. Zu Ringelmanns NSDAP-Beitritt s. Karl-Ulrich Gelberg: Hans Ehard. Die föderalistische Politik des bayerischen Ministerpräsidenten 1946-1954, Düsseldorf 1992, S. 547.
- 202 Aufstellung o. D., StAM, BFD 6098, Ka 52, fol. 77 h
- 203 Hess: 50 Jahre, S. 89.
- 204 Dazu kamen noch 604.500 DM als Abfindung für die Rechtsnachfolger von Knorr & Hirth. Müller Meiningen jr.: Orden, S. 47. Die Raten für den Kaufpreis wollte man mit unbezahlter Mehrarbeit der Angestellten hereinwirtschaften. Müller Meiningen jr.: Orden, S. 38,49 h
- 205 Zur allgemeinen politischen Linie der SZ s. Kiefer: Suche und Uta Hallwirth: Auf der Suche nach einer neuen Identität? Zum nationalen Selbstverständnis in der westdeutschen Presse 1945-1955, Frankfurt am Main u. a. 1987.
- 206 Gerd Kreyszig in SZ vom 31.5.1947, Nr. 48, S. 1.
- 207 SZ vom 10.6.1947, Nr. 51, S. 1.
- 208 SZ vom 19.7.1947, Nr. 62, S. 1.
- 209 Hallwirth: Suche, S. 161.
- 210 Birnbaum: Achtzig Jahre, S. 225; Kiefer: Suche, S. 333-337.
- 211 SZ vom 2.12.1948, Nr. no, S. 1 und 18.12.1948, Nr. 117, S. 1.
- 212 Hallwirth: Suche, S. 168-178.
- 213 Zit. nach Hess: 50 Jahre SZ, S. 32.
- 214 Die Papierbewirtschaftung war ein arger Hemmschuh, der ein häufigeres Erscheinen nicht erlaubt hatte. S. dazu Bericht Langendorfs vom 3.1.1947, BayHStA, OMGBY 10/117-3/9 und vom 10.1.1947, 10/116-3/17; Schreiben des Verlags vom 16.5.1947, 10/124-1/17; IHK München an Schwingenstein, 20.1.1947, BayHStA, MWi 9633; Goldschagg: Leben, S. 249; Hess: 50 Jahre SZ, S. 56. Schwingenstein machte sich im März 1947 für die Interessen der Verleger der Tagespresse stark. Sie wollten von der Militärregierung die Genehmigung, die Anzeigenteile zu erweitern, die damals nur ein Viertel des Gesamtteils betragen durften. 50 Jahre Verband Deutscher Zeitungsverleger e. V. 1913-1916, München 1963, S. 89.
- 215 Hess: 50 Jahre SZ, S. 59.
- 216 Hurwitz: Stunde Null, S. 204.
- 217 Müller-Meiningen jr.: Orden, S. 39.

- 218 Zur Auflagenentwicklung: Bericht vom 1.10.1946, BayHStA, OMGBY 10/124-1/16; Frei: Lizenzpresse, S. 26; Langendorf: Zeitung, S. 26; Hess: 50 Jahre SZ, S. 55; Wiedenhorn-Schnell: Medien, S. 256; Handbuch des Süddeutschen Verlages, S. 93; Die Deutsche Presse 1954, Berlin 1954, S. 93; 1961, S. 116; Enzyklopädie der Bayerischen Tagespresse, herausgegeben von Hans Wagner u.a., München 1990, S. 102.
- 219 Im Oktober 1945 beschäftigte der Verlag 382 Personen, im Oktober 1950 bereits 1.774, 1987/88 3.200. Das Gesellschaftskapital hatte 1952 300'000 DM betragen, Ende der achtziger Jahre 78,75 Millionen DM. Pritzkolet: Deutschland, S. 230; Handbuch des Süddeutschen Verlages, S. 20; Enzyklopädie der bayerischen Tagespresse, S. 95, Anm. 24.
- 220 Z.B. F. M. Reifferscheidt, Peter Dörfler und Stefan Andres, ferner Georg Schwarz, Ernst Penzoldt, Rudolf Schneider-Schelde und Ernst Hoferichter.
- 221 Elisabeth Matz: Die Zeitungen der US-Armee für die deutsche Bevölkerung, Münster 1969, S. 91-94.
- 222 Bericht vom 24.1.1946, BayHStA, OMGBY 10/116-3/6; vom 26.1.1946, 10-117-1/2 und 10/117-1/11.
- 223 Erich Kuby (geb. 28.6.1910, Baden-Baden). Handbuch des Süddeutschen Verlages, S. 30L; Wer ist wer 1962, S. 835 f.; V. Jérôme Vaillant: Der Ruf. Unabhängige Blätter der jungen Generation (1945-1949). Eine Zeitschrift zwischen Illusion und Anpassung, München u.a. 1978, S. 150-153.
- 224 Hans Ulrich Kempfski, nach Dürr: Weltblatt, S. 65.
- 225 So z.B. zu dem englischen Labour-Politiker Harold Wilson. Auskunft von Herrn Klaus Schumann.
- 226 Hess: 50 Jahre SZ, S. 64. Hugo Deiring (25.7.1920 – 5.8.1999). SZ vom 7/8.8.1999, Nr. 180, S. 6; Müller-Meiningen jr.: Orden, S. 58f.; Alfred Dürr: Weltblatt und Heimatzeitung. Die «Süddeutsche Zeitung», in: Michael Wolf Thomas (Hrsg.): Porträts der deutschen Presse. Politik und Profit, Berlin 1980, S. 63-80, hier S. 67.
- 227 Hans Ulrich Kempfski (geb. 3.8.1922, Dramburg/Pommern); Dürr: Weltblatt, S. 73; Hans Ulrich Kempfski: Um die Macht, Sternstunden und sonstige Abenteuer mit den Bonner Bundeskanzlern, TB-Ausgabe, Frankfurt am Main 2000, S. 7-37; Die Kabinettsprotokolle der Bundesregierung, Bd. 8, München 1997, S. 378, Anm. 12.
- 228 SZ vom 15.11.1985, Nr. 264.
- 229 Newsweek. International News Magazine, Juni 1960, S. 59 f.; SZ vom 31.12.1963, Nr. 313, S. 14 (Unterlagen Schumann).
- 230 S. dazu Enzyklopädie der bayerischen Tagespresse, S. 97-100.

Die andere Zeitung

- 1 Emil Carlebach: Zensur ohne Schere. Die Gründerjahre der *Frankfurter Rundschau* 1945/47. Ein unbekanntes Kapitel Nachkriegsgeschichte, Frankfurt 1985, S. 107.
- 2 Harold Hurwitz: Die Pressepolitik der Alliierten, in: Harry Pross (Hg.): Die deutsche Presse seit 1945, Bern/München/Wien 1965, S. 29.
- 3 Roderich Reifenrath: Unabhängigkeit fängt im Kopf an. Vorwort, in: 100 Titelseiten dokumentieren Zeitgeschichte, Frankfurt 1995, S. 1.
- 4 Vgl. Norbert Frei: Startkontrolle, Eine amerikanische Meinungsumfrage zur *Frankfurter Rundschau* vom August 1945, in: Publizistik, 30. Jhg. Heft 2-3/1985, S. 216ff, S. 217.
- 5 Reinhard Greuner: Lizenzpresse – Auftrag und Ende, Berlin 1962, S. 29.
- 6 Sebastian Haffner: Geschichte eines Deutschen, Erinnerungen 1914-33, Stuttgart/München 2000, S. 218.
- 7 Peter Köpf: Schreiben nach jeder Richtung. Goebbels-Propagandisten in der westdeutschen Nachkriegspresse, Berlin 1995, S. 224.
- 8 Zitiert nach: Carlebach: Zensur, S. 17.
- 9 Reifenrath: Unabhängigkeit, S. 1.
- 10 100 Titelseiten dokumentieren Zeitgeschichte, Frankfurt 1995, S. 7.
- 11 Carlebach: Zensur, S. 32.
- 12 Heiko Flottau: Liberal auf schwankendem Boden: Die *Frankfurter Rundschau*, in: Michael Wolf Thomas: Porträts der deutschen Presse – Politik und Profil, Berlin 1980, S. 97 ff. S. 101.
- 13 «A Catholic with Marxist Ideology» New Herald Tribune vom 01.08.46.
- 14 Vgl. Carlebach: Zensur, S. 112 -117, FR v. 20.8.46 zur Fuldaer Bischofskonferenz.
- 15 Vgl. Carlebach: Zensur, S. 168 ff.
- 16 «It was hard to get him to talk about himself, he really even used the first person singular», Carlebach: Zensur, S. 171.
- 17 Vgl. Mario Frank: Walter Ulbricht. Eine deutsche Biographie. Berlin 2001, S. 233 ff.
- 18 Carlebach: Zensur, S. 36.
- 19 Vgl. Carlebach: Zensur, S. 66 f.
- 20 Ebd. S. 125.
- 21 «Seine Menschlichkeit und Güte nahmen mich vom ersten Augenblick an gefangen», Carlebach: Zensur, S. 62.
- 22 Zu den redaktionsinternen Konflikten vgl. auch Frei: Startkontrolle, S. 217.
- 23 Harper's Magazine, Juni 1948, zit. nach Carlebach: S. 171 f.
- 24 Frei: Startkontrolle, S. 220.
- 25 Klaus Naumann: Sicherheitselite und aussenpolitischer Stil. Elitenwandel und Konsensbildung in der Frühgeschichte der Bundesrepublik, in: Mittelweg 36, Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Oktober/November 1995, Seite 4-22, S. 4.

- 26 Carlebach: Zensur, S. 50.
- 27 FR, 10.10.45.
- 28 FR, 23.11.45.
- 29 FR, 6.8.46.
- 30 FR, 8.3.46.
- 31 Petra Eiffler: Entnazifizierung in Hessen 1945-48 im *Spiegel der Frankfurter Rundschau*, Examensarbeit Marburg 1978, S. 98 f.
- 32 Carlebach: Zensur, S. 137.
- 33 Vgl. Axel Schildt: *Ankunft im Westen. Ein Essay zur Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik*, Frankfurt 1999, S. 113.
- 34 FR, 26.7.46.
- 35 FR, 11.2.47.
- 36 FR, 18.12.45, vgl. Eiffler: Entnazifizierung, S. 106f.
- 37 Schildt: *Ankunft*, S. 112.
- 38 Wolfgang Kraushaar: *Die Protestchronik 1949-1959. Eine illustrierte Geschichte von Bewegung, Widerstand und Utopie*, Band 1, Hamburg 1996, S. 495.
- 39 Schildt: *Ankunft*, S. 118.
- 40 FR, 20.3.57.
- 41 FR, 7.6.46.
- 42 Schildt: *Ankunft*, S. 108.
- 43 FR, 8.2.1946.
- 44 Eiffler: Entnazifizierung, S. 97.
- 45 Schildt: *Ankunft*, S. 115.
- 46 Zit. nach Schildt: *Ankunft*, S. 121.
- 47 Zit. nach Schildt, *Ankunft*, S. 122.
- 48 Hans-Jürgen Döscher: *Verschworene Gesellschaft. Das Auswärtige Amt unter Adenauer zwischen Neubeginn und Kontinuität*, Berlin 1995, S. 156ff.
- 49 Michael Mansfeld und Helmut Hammerschmidt: *Der Kurs ist falsch. Europäische Dokumente, kulturpolitische Schriftenreihe des Verlages Kurt Desch*, Wien/München/Basel 1956.
- 50 Michael Mansfeld: *Konrad Adenauer und die Deutsche Zukunft*, Selbstverlag 1953.
- 51 Michael Mansfeld: *Sei keinem Untertan*, Wien/München 1957 und Michael Mansfeld: *Bonn Koblenzer Strasse. Der Bericht des Robert von Lenwitz*, Wien/München 1967.
- 52 Döscher: *Verschworene Gesellschaft*, S. 181.
- 53 Hans-Peter Schwarz: *Adenauer – der Staatsmann 1952-67*, Stuttgart 1991, S. 528.
- 54 Döscher: *Verschworene Gesellschaft*, S. 165.
- 55 FR, 10.9.51.
- 56 Döscher: *Verschworene Gesellschaft*, S. 172.
- 57 FR, 26.6.52.
- 58 Zit. nach Döscher, *Verschworene Gesellschaft*, S. 259.
- 59 *Die Zeit*, 27.03.52.

- 60 FR, 21.09.1951.
- 61 Die Zeit, 05.06.87.
- 62 Flottau, Liberal auf schwankendem Boden, S. 102 ff.
- 63 Vgl. Elmar Umland, Die Dritte Welt-Berichterstattung der «Frankfurter Rundschau» von 1950 bis 1984. Eine statistische Längsschnittanalyse, Diss. Münster 1986.
- 64 FR, 02.11.1984.

«Weiter rechts als die CDU»

- 1 Die *Zeit* Nr. 44 vom 19.12.1946, S. 1 («Friede auf Erden»).
- 2 Richard Tüngel/Hans Rudolf Berndorff: Auf dem Bauche sollst du kriechen, Hamburg 1958, S. 155.
- 3 Die *Zeit* Nr. 21 vom 16.5.1986, S. 3 («Ein Mann schwimmt gegen den Strom»).
- 4 Ebd.
- 5 Harold Hurwitz: Die Stunde Null der deutschen Presse. Die amerikanische Pressepolitik in Deutschland 1945-1949, Köln 1972, S. 80.
- 6 Vgl. die profunde Biographie von Ralf Dahrendorf: Liberal und unabhängig. Gerd Bucerius und seine Zeit, München 2000.
- 7 Tüngel/Berndorff: Auf dem Bauche sollst du kriechen, S. 9.
- 8 Karl-Heinz Janssen: Die Zeit in der *Zeit*, Berlin 1995, S. 11.
- 9 Igor Strawinsky: Erinnerungen. Übertragung ins Deutsche von Richard Tüngel, Zürich/Berlin 1937.
- 10 Tüngel/Berndorff: Auf dem Bauche sollst du kriechen, S. 34. Während des Krieges hatte Zehrer von Sylt aus den Stalling-Verlag geleitet. Nach seinem Rauswurf bei der *Welt* kam Zehrer beim *Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt* unter und schrieb zudem am Programm der DRP, der Deutschen Rechts-, bald Deutschen Reichs-Partei, aus der später die NPD wurde. Siehe auch: Otto Köhler: Unheimliche Publizisten. Die verdrängte Vergangenheit der Medienmacher, München 1995, S. 331.
- 11 Die *Zeit* Nr. 1 vom 21.2.1946, S. 1 («Unsere Aufgabe»).
- 12 Tüngel/Berndorff: Auf dem Bauche sollst du kriechen, S. 157.
- 13 Karl-Heinz Janssen: Die Zeit in der *Zeit*, S. 31.
- 14 Siehe in diesem Band den Artikel von Friedemann Siering, S. 56-58.
- 15 Norbert Frei/Johannes Schmitz: Journalismus im Dritten Reich, München 1989, S. 108.
- 16 Frei/Schmitz: Journalismus im Dritten Reich, S. 119.
- 17 Siegfried Maruhn, in: Die *Zeit* Nr. 22 vom 26.5.1995, S. 52 («Das deutsche Volk war eingeweiht»). Siehe auch: Erika Martens: Das Reich. Ein Beitrag zur Phänomenologie der Presse im totalitären Regime, Kiel 1970; Hans Dieter Müller (Hg.): Facsimile Querschnitt durch Das Reich, München/Bern/Wien 1964.
- 18 Rudolf Augstein in: Die *Zeit*, Nr. 41 vom 6.10.1995, S. 2 («Bloss keine langweiligen Geschichten»).

- 19 Die *Zeit* Nr. 9 vom 18.4.1946, S. 1 («Ohne Grösse»).
- 20 Janssen: Die *Zeit* in der *Zeit*, S. 42.
- 21 Zitiert nach Janssen: Die *Zeit* in der *Zeit*, S. 42.
- 22 Die *Zeit* Nr. 7 vom 4.4.1946, S. 1 («Unser Atemraum»).
- 23 Die *Zeit* Nr. 11 vom 2.5.1946, S. 1 («Erwachen aus dem Chaos»).
- 24 Dahrendorf, Liberal und unabhängig, S. 94.
- 25 Ebd., S. 93.
- 26 Tüngel vermutete schliesslich eine weitergehende Verschwörung: «In einer Diskussion mit englischen Offizieren im St.-Michaelis-Haus in Blankenese hatte er verlangt, man solle uns doch die Möglichkeit geben, unsere Wirtschaft und unseren Handel sofort wieder aufzubauen. ‚Dazu fehlen Ihnen die notwendigen ausländischen Kredite‘, wurde ihm erwidert. ‚Geben Sie mir Erlaubnis, nach Südamerika zu fahren, ich werde in wenigen Monaten die Kredite besorgen und Deutschland wieder auf den ersten Platz in dem Handel mit Südamerika bringen.‘ Auf diesen Platz aber wollten die Engländer, und seit dieser Unterhaltung war ihr Benehmen Samhaber gegenüber äusserst kühl.» (Tüngel/Berndorff: Auf dem Bauche sollst du kriechen, S. 194.)
- 27 Janssen: Die *Zeit* in der *Zeit*, S. 34.
- 28 Die *Zeit* Nr. 27 vom 22.8.1946, S. 1 («Tatsachen zum Fall Samhaber»).
- 29 Tüngel/Berndorff: Auf dem Bauche sollst du kriechen, S. 210.
- 30 Dahrendorf: Liberal und unabhängig, S. 93.
- 31 Ebd., S. 72.
- 32 Tüngel/Berndorff: Auf dem Bauche sollst du kriechen, S. 157.
- 33 Die *Zeit* Nr. 15 vom 30.5.1946, S. 1-2 («Abseits»).
- 34 Die *Zeit* Nr. 11 vom 2.5.1946, S. 4 («Über das Schuldbekennnis des deutschen Volkes»).
- 35 Die *Zeit* Nr. 36 vom 24.10.1946, S. 1 («Schwabenstreiche»).
- 36 Hinsichtlich von Gebietsabtretungen an Polen schrieb Tüngel: «Diese Politik ist alles andere als weise. Sie wird die polnische Furcht vor Deutschland verewigen und damit eine Befriedung Europas unmöglich machen, sie wird auch Deutschland aus Europa ausschliessen, denn seine Überbevölkerung würde eine so enge Planung nötig machen, dass statt der erhofften freien Demokratie ein Polizeistaat entstehen muss und ein elender Krüppel kann in einer Gemeinschaft mit gesunden Nachbarn nie das Gefühl der Zugehörigkeit haben.» (Die *Zeit* Nr. 4 vom 23.1.1947, S. 1, «London – Moskau»).
- 37 Tüngel berichtet über einen offenen Brief des Exildeutschen: Die Deutschen müssten ihre Schuld erkennen, daher müsse der Deutsche – seinem Charakter entsprechend zu Respekt und Gehorsam gezwungen werden. Nur unter politischer Vormundschaft gehalten könne man der ganzen Nation erklären, warum sie für Missetaten verantwortlich ist. Tüngel hierzu: Emigranten sollten besser schweigen, sie redeten magistral von der deutschen Schuld, ihre eigene verschwiegen sie. (Die *Zeit* Nr. 3 vom 7.3.1946, S. 3, «Emil Ludwig und wir»)
- 38 Die *Zeit* Nr. 1 vom 4.1.1951, S. 1 («Punkt 12 Uhr»).

- 39 Die *Zeit* Nr. 30 vom 28.7.1949, S. 1 («Sowjetische Barbarei»).
- 40 Die *Zeit* Nr. 40 vom 6.10.1949 S. 1 («Moskaus Bastard-Regierung»).
- 41 Ebd.
- 42 «Man bilde sich doch bitte nicht ein, dass die Anwesenheit alliierter Truppen die rote Bürgerkriegsarmee der Sowjetzone irgendwie hindern könnte, in die Bundesrepublik einzufallen. (...) Warum soll man nicht schnelle Einfälle durchführen, die mit gleichzeitigen Aufständen der vorhandenen kommunistischen Sabotage-Kaders in der Bundesrepublik verbunden sind?, [Man solle] es ruhig ernstnehmen, dass den Kommunisten Westdeutschlands versprochen worden ist, in einem halben Jahr werde die Volkspolizei in die Bundesrepublik einmarschieren.» (Die *Zeit* Nr. 33 vom 17.8.1950, S. 1, «Deutschland und die europäische Aufrüstung»).
- 43 Die *Zeit* Nr. 38 vom 21.9.1950, S. 1 («Soll man die KPD verbieten?»).
- 44 Ebd.
- 45 Siehe auch: Alexander Gallus: Die Neutralisten. Verfechter eines vereinten Deutschland zwischen Ost und West 1945-1990, Düsseldorf 2001.
- 46 Die *Zeit* Nr. 41 vom 12.10.1950, S. 1 («Politik der Maginotlinie»).
- 47 Die *Zeit* Nr. 52 vom 28.12.1950, S. 1 («Kein Europa ohne Spanien»).
- 48 Alice Schwarzer: Marion Dönhoff. Ein widerständiges Leben, Köln 1997 (14. Auflage), S. 161,167.
- 49 Die *Zeit* Nr. 5,1946, S.i («Totengedenken 1946»)
- 50 Die *Zeit* Nr. 22 vom 18.7.1946, S. 3 («Das ‚heimliche Deutschland‘ der Männer des 20. Juli»).
- 51 Zitiert nach Janssen, Die *Zeit* in der *Zeit*, S. 63.
- 52 Ebd., S. 37.
- 53 Die *Zeit* Nr. 6 vom 6.2.1947, S. 1 («Nationalismus»).
- 54 Die *Zeit* Nr. 22 vom 27.5.1948, S. 1 («Zuviel Gehorsam»).
- 55 «Auf eine unnachahmliche Art bringt er die Menschen zum Reden und lässt sie einfach erzählen. Aber er zitiert und schreibt nicht nur, er versetzt sich auch in ihre Empfindungen und ihre Träume hinein...», Janssen: Die *Zeit* in der *Zeit*, S. 26.
- 56 Jupp Müller-Marein: Hölle über Frankreich. Unsere Luftgeschwader im Angriff, Berlin 1940, S. 164-165. Siehe auch: Köhler, Unheimliche Publizisten, S. 11.
- 57 Die *Zeit* Nr. 31 vom 2.8.1951, S. 2 («Die Fallschirmjäger sind keine ‚Ohne-michler‘. Bernhard Ramcke und die ‚Grünen Teufel‘ in Braunschweig»).
- 58 Die *Zeit* Nr. 37 vom 9.9.1948, S. 3 («Die Luftbrücke nach Berlin von oben und unten gesehen. Die anglo-amerikanische Hilfsaktion für unsere verhin-derte Hauptstadt»).
- 59 Ebd.
- 60 Kurt Ziesel: Das verlorene Gewissen. Hinter den Kulissen der Presse, der Literatur und ihrer Machträger von heute, München 1958 (3. Auflage), S. 112.
- 61 Die *Zeit* Nr. 35 vom 31.8.1962, S. 4 («Oberländer und die ‚Fairness‘»).
- 62 Janssen: Die *Zeit* in der *Zeit*, S. 60. Zur allgemeinen Berichterstattung über

- die Prozesse siehe auch: Steffen Radlmaier (Hg.): Der Nürnberger Lernprozess. Von Kriegsverbrechern und Starreportern, Frankfurt am Main 2001.
- 63 Die *Zeit* Nr. 33 vom 3.10.1946, S. 1 («Nürnberg»).
 - 64 Die *Zeit* Nr. 18 vom 29.4.1948, S. 1 («Justiz und Politik»).
 - 65 Die *Zeit* Nr. 19 vom 6.5.1948, S. 1 («Deutsche gegen Deutsche»).
 - 66 Die *Zeit* Nr. 33 vom 3.10.1946, S.i («Das Urteil»).
 - 67 Wahl leitete den «Heidelbergerjuristenkreis», das Zentrum der Amnestie-Lobby, die sich für eine Revision der Urteile einsetzte. Siehe auch: Norbert Frei: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996. Lutz Hachmeister: Der Gegnerforscher. Die Karriere des SS-Führers Franz Alfred Six, München 1998, S. 300.
 - 68 Die *Zeit* Nr. 10 vom 4.3.1948, S. 1-2 («Nürnberger Rechtsprobleme»).
 - 69 Die *Zeit* Nr. 6 vom 28.3.1946, S. 1 («Nürnbergs zweite Phase»); siehe auch: Die *Zeit* Nr. 6 vom 28.3.1946, S. 3 («Der Mann der ‚ausgezeichnet‘ war. Hermann Göring vor Gericht»).
 - 70 Hans-Georg von Studnitz: Seitensprünge. Erlebnisse und Begegnungen 1907-1970, Stuttgart 1975, S. 11.
 - 71 Studnitz: Seitensprünge, S. 10.
 - 72 Nils Asmussen: Hans-Georg von Studnitz. Ein konservativer Journalist im Dritten Reich und in der Bundesrepublik, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 45 (1997), S. 75-119, S. 79.
 - 73 Köhler: Unheimliche Publizisten, S. 209-212.
 - 74 Studnitz: Seitensprünge, S. 253.
 - 75 Berliner Lokal-Anzeiger vom 14.11.1941, zitiert nach Köhler, Unheimliche Publizisten, S. 213.
 - 76 Tüngel/Berndorff: Auf dem Bauche sollst du kriechen, S. 329.
 - 77 Studnitz: Seitensprünge, S. 288.
 - 78 Die *Zeit* Nr. 9 vom 26.2.1948, S. 3 («Mord mit System»).
 - 79 Die *Zeit* Nr. 6 vom 5.2.1948, S. 2 («Der Zeuge Gauss»); siehe auch: Die *Zeit* Nr. 28 vom 8.7.1948, S. 3 («Die Gleichheit vor dem Gesetz in Nürnberg»).
 - 80 So Marion Gräfin Dönhoff in der *Zeit* Nr. 24 vom 21.3.1946, S. 1-2 («Lebendige Zeugen – totes Papier»); siehe auch Die *Zeit* Nr. 36 vom 2.9.1948, S. 3 («Vansittard gegen Weizsäcker»).
 - 81 Die *Zeit* Nr. 7 vom 12.2.1948, S. 8 («Ein Konzern steht vor Gericht»); siehe auch: Die *Zeit* Nr. 27 vom 1.7.1948, S. 3 («Gibt es Verbrecherfirmen?»).
 - 82 Die *Zeit* Nr. 19 vom 6.5.1948, S. 3 («Die Verteidigung Krupps»); siehe auch: Die *Zeit* Nr. 28 vom 8.7.1948, S. 3 («Gleichheit vor dem Gesetz in Nürnberg»), Die *Zeit* Nr. 33 vom 12.8.1948, S. 1-2 («Rehabilitierung und Rache»).
 - 83 Die *Zeit* Nr. 4 vom 22.1.1948, S. 1 («Nürnberger Recht»).
 - 84 Die *Zeit* Nr. 7 vom 12.2.1948, S. 8 («Nürnberg: Ein Briefwechsel und ein Bericht»).

- 85 Die *Zeit* Nr. 25 vom 17.6.1948, S. 3 («Der angeklagte Ankläger»).
- 86 Die *Zeit* Nr. 38 vom 20.9.1951, S. 1 («Abermals: Robert Kempner»).
- 87 Ebd.
- 88 Die *Zeit* Nr. 39 vom 27.9.1951, S. 1 («Und abermals Robert Kempner!»).
- 89 Erschienen unter dem Pseudonym Rudolf van Wehrt: Frankreich auf der Flucht, Oldenburg 1941.
- 90 Z.B.: Hannoversche Allgemeine Zeitung vom 13.9.1949 («Landsberg – von innen betrachtet»); Die Strasse Jg. 4, Nr. 3 vom 21.1.1951 («Gerechtigkeit für die Rotjacken»); Quick veröffentlichte eine grosse Titelstory mit Fotografien aus dem Landsberger «Todeshaus». Quick Jg. 4, Nr. 10 vom 11.3.1951 («Die Todesjacke von Landsberg»); Stern Jg. 6, Nr. 48/1953 («Der leere Sarg von Landsberg»). Siehe hierzu auch: TV-Dokumentation, WDR/BR 2002. Lutz Hachmeister: Das Gefängnis. Landsberg und die Entstehung der Republik, TV-Dokumentation WDR/BR 2002.
- 91 Die *Zeit* Nr. 6 vom 8.2.1951, S. 1 («Es ist zu spät zum Töten»).
- 92 Die *Zeit* Nr. 10 vom 8.3.1951, S. 1 («Todesurteile und Drohbrieft»).
- 93 So setzt sich Gräfin Dönhoff für den ehemaligen Reichswehroffizier Arthur Dietzsch ein und holt ihn 1949 nach 26-jähriger Gefangenschaft in die Freiheit zurück. Janssen: Die *Zeit* in der *Zeit*, S. 59-60.
- 94 Die *Zeit* Nr. 7 vom 15.2.1951, S. 1 («Noch einmal Landsberg»).
- 95 Janssen: Die *Zeit* in der *Zeit*, S.101.
- 96 Studnitz: Seitensprünge, S. 265.
- 97 Die *Zeit* Nr. 43 vom 26.10.1950, S. 3 («Der Prophet der Katastrophe»).
- 98 Die *Zeit* Nr. 34 vom 23.8.1951, S. 1 («Unbestrafte Mörder»).
- 99 Die *Zeit* Nr. 30 vom 24.7.1952, S. 1 («Missverständnis Nr. 10»).
- 100 Paul Schmidt schrieb nach dem Krieg auch für den *Spiegel* und veröffentlichte in den frühen sechziger Jahren unter dem Pseudonym Paul Carell im Ullstein-Verlag zwei Bände über das «Unternehmen Barbarossa». Siehe auch: Köhler: Unheimliche Publizisten, S. 164-203; Peter Longenrich: Propagandisten im Krieg. Die Presseabteilung des Auswärtigen Amtes unter Ribbentrop, München 1987.
- 101 Studnitz: Seitensprünge, S. 263-266.
- 102 Die *Zeit* Nr. 35 vom 2.9.1954, S. 3 («Düsteres September-Gedenken»).
- 103 Wurden 1949/50 noch über 80'000 Exemplare abgesetzt, erreichte man im Juni 1955 mit 44'000 den Auflagen-Tiefpunkt.
- 104 Schmidt di Simoni und Tüngel übertrugen ihm die Hälfte ihrer Anteile. Lovis H. Lorenz hatte sich schon 1950 aus dem Verlag zurückgezogen.
- 105 Siehe auch: Dahrendorf: Liberal und unabhängig, S. 116-121.
- 106 Zitiert nach Janssen: Die *Zeit* in der *Zeit*, S. 112.
- 107 Hans Dieter Jaene: Der *Spiegel* – Ein deutsches Nachrichtenmagazin, Frankfurt am Main 1968, S. 123.
- 108 Regine Urban: Gründung und Organisation der Wochenzeitung *Die Zeit* unter britischem Lizenzrecht. Ein Beitrag zur Geschichte des Hamburger Presbewesens, Magisterarbeit, Philosophische Fakultät Universität Münster 1986.

Die doppelte Wundertüte

- 1 Rolf Schneider: Die Gruner und Jahr Story. Ein Stück deutsche Pressegeschichte. München/Zürich 2000, S. 28.
- 2 Dass sie heute überhaupt erforscht werden kann, ist der Aufmerksamkeit des Leiters des Landesmuseum Dithmarschen in Meldorf, Wolf Könenkamp, zu verdanken. Er entdeckte im Nachlass einer Filmbegeisterten die Jahrgänge 1938 und 1939 und erkannte sofort ihren Wert. Der von Könenkamp angeschriebene *Stern* in Hamburg war an ihrer Auswertung übrigens nicht interessiert. Herr Könenkamp wandte sich an die *Zeit*, in der ein Artikel zum Thema erschien, auf dem dieser Beitrag basiert.
- 3 Schneider: Gruner und Jahr, S. 24.
- 4 Seine biografischen Angaben sind hier aus seinem Nachruf in der *Welt und der Süddeutschen Zeitung* NOVCL 18. Juni 1974 zusammengetragen.
- 5 Hermann Schreiber: Henri Nannen. Drei Leben, München 1999.
- 6 Schreiber: Nannen, S. 199.
- 7 Schreiber: Nannen, S. 200.
- 8 Schreiber: Nannen, S. 198.
- 9 Schreiber: Nannen, S. 9.
- 10 So Hermann Schreiber in einem Telefonat mit dem Autor, im Frühjahr 2000.
- 11 Michael Schornstheimer: Die leuchtenden Augen der Frontsoldaten. Nationalsozialismus und Krieg in den Illustriertenromanen der fünfziger Jahre, Berlin 1995, S. 51.
- 12 Aus dem Stern Nr. 44/1957, zit. nach Schornstheimer, S. 51.
- 13 In einem Telefonat mit dem Autor vom Frühjahr 2000.

Mystiker auf Sylt

- 1 Michael Jürgs, ehemaliger Chefredakteur des *Stern*, hat unter dem Titel «Der Fall Axel Springer» (List Verlag) eine Biografie über den Zeitungskönig geschrieben, der dieser Beitrag – vom Autor aktualisiert – entnommen ist.

Spätschoppen

- 2 Vgl. Tobias Jaeger: Journalismus im Dritten Reich, Möglichkeiten und Grenzen publizistischer Opposition, Freie Universität Berlin 2000.
- 3 Nachgedruckt, wie zahlreiche Beiträge zur Entwicklung des Falls und zur Debatte, in «Tod eines Pianisten. Karlrobert Kreiten und der Fall Werner Höfer», hrsg. Von Friedrich Lambart, Edition Hentrich Berlin 1988.
- 4 «Das muss ich mit meinem Gewissen ausmachen. Ein epd-Interview mit Werner Höfer», epd/Kirche und Rundfunk vom 13. Januar 1988.

- 5 Vgl. Peter Eps, Uwe Hartung, Stefan Dahlem: «Von der Anprangerung zum Skandal. Konsensbildung im Fall Werner Höfer», in: Medien und politischer Prozess: Politische Öffentlichkeit und massenmediale Politikvermittlung im Wandel, hrsg. von Otfried Jarren, Westdeutscher Verlag Opladen 1996.
- 6 Ebd.
- 7 Ebd.
- 8 Ebd.
- 9 Ebd., S. 113.
- 10 Rupert Neudeck: Ein Mann für alle Jahreszeiten?, in: Funkkorrespondenz 22 vom 26. Mai 1976.
- 11 Manfred Jenke: Werner Höfer – ein Leben für die Medien. Ein Porträt anstelle eines Nachrufs, in: Funkkorrespondenz Nr. 49/97.
- 12 Bonner General-Anzeiger, 27. November 1997.
- 13 «Frühschoppen. Die Werner-Höfer-Schau», Der Spiegel, 9. Dezember 1959-
- 14 Deutsches Rundfunkarchiv (DRA), Sendungsprotokoll vom 6. Februar 1961.
- 15 epd/Kirche und Rundfunk. Ebd.
- 15 Privatarchiv.
- 16 WDR-Pressemitteilung vom 28. November 1997.
- 17 Die Zeit, 19. Februar 1988.
- 18 Die Zeit, 22. Januar 1988.
- 19 Jürgen Itzfeldt: Wer spielte mit wem zusammen?, Vorwärts, 2. Januar 1988.
- 20 Blickpunkte. Heuchelei um Höfer, gez. f.s., Bayernkurier, 25. Dezember 1987.
- 21 Otto Köhler: Schreibmaschinentäter, in: Die Zeit, 15. Januar 1988.

Exkurs: Korrespondenz mit einem Unbekannten

- 1 Siehe umfassend zur Führung des RSHA: Michael Wildt: Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg 2002.
- 2 Vgl. dazu Norbert Frei: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996; sowie Ders. (Hg.): Karrieren im Zwielicht. Hitlers Eliten nach 1945, Frankfurt am Main 2001.
- 3 Siehe dazu ausführlich Lutz Hachmeister: Der Gegnerforscher. Die Karriere des SS-Führers Franz Alfred Six, München 1998, S. 316-336; sowie jetzt ders.: Die Rolle des SD-Personals in der Nachkriegszeit. Zur nationalsozialistischen Durchdringung der Bundesrepublik, in: Mittelweg 36, 11. Jg. 2002, Heft 2 April/Mai, S. 17-36.
- 4 Bundesarchiv Berlin, BDC, SSO-Akte Horst Mahnke.
- 5 Hachmeister: Gegnerforscher, S. 327.

- 6 Frei: Karrieren, S. 264-266; Otto Köhler: Unheimliche Publizisten. Die verdrängte Vergangenheit der Medienmacher, München 1995, S. 290-327.
- 7 Bundesarchiv Berlin, BDC, SSO-Akte Alfred Schweder; Generalstaatsanwaltschaft beim Kammergericht Berlin, RSHA-Ermittlungsunterlagen, Personalakte Psch 156.
- 8 Vernehmung Ballensiefen, 28.10.1964, Personalunterlagen Heinz Ballensiefen, Generalstaatsanwaltschaft beim Kammergericht Berlin, RSHA-Ermittlungsunterlagen, Pb 10; Wildt: Generation, S. 374, 775.
- 9 Bundesarchiv Berlin, BDC, SSO-Akte Justus Beyer. Beyers Dissertation: «Die Ständeideologen der Systemzeit und ihre Überwindung», mit der er 1939 von Höhn zum Dr. jur. promoviert worden war, erschien 1941.
- 10 Reinhard Hickel: Eine Kadenschmiede bundesrepublikanischer Restauration. Ideologie und Praxis der Harzburger Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft, in: Martin Greiffenhagen (Hg.): Der neue Konservatismus der siebziger Jahre, Reinbek bei Hamburg 1974, S. 108-154. Zu Höhn siehe ausserdem Helmut Heiber: Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte im neuen Deutschland, Stuttgart 1966, S. 881-888; Ulrich Herbert: Best, Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903-1989, Bonn 1996, S. 271-278; Hachmeister: Rolle des SD-Personals, S. 17-21.
- 11 Seine Parteimitgliedschaft erhielt Rössner aufgrund der Aufnahmesperre erst zum 1.5.1937 (Nr. 4.583.219), Bundesarchiv Berlin, BDC, SSO-Akte Hans Rössner; zum Folgenden vgl. Wildt: Generation, S. 386-391-
- 12 Vgl. dazu ausführlich Hachmeister: Gegnerforscher, S. 144-198.
- 13 Presstext Rössners vom 25.2.1938, zitiert nach: Ludwig Jäger: Seitenwechsel. Der Fall Schneider/Schwerte und die Diskretion der Germanistik, München 1998, S. 295 f.; zu Obenauer in Bonn vgl. Hans-Paul Höpfner: Die Universität Bonn im Dritten Reich. Akademische Biographien unter nationalsozialistischer Herrschaft, Bonn 1999, S. 366-369.
- 14 Zu Obenaus Beziehungen zum SD vgl. Paul Egon Hübinger: Thomas Mann, die Universität Bonn und die Zeitgeschichte. Drei Kapitel deutsche Vergangenheit aus dem Leben des Dichters 1905-1955, München/Wien 1974, S. 208-210; Gerd Simon (Hg.): Germanistik in den Planspielen des Sicherheitsdienstes der SS. Ein Dokument aus der Frühgeschichte der SD-Forschung, Erster Teil, Tübingen 1998, S. XXIX-XL.
- 15 Obenauer an Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 4.4.1938, zitiert nach Jäger: Seitenwechsel, S. 299.
- 16 Vgl. dazu ausführlich Hübinger: Thomas Mann, S. 101-279, zur Beteiligung Rössners ebd., S. 220-224.
- 17 Obenauer an Thomas Mann, 19.12.1936, dokumentiert in: ebd., S. 561 f.
- 18 Thomas Mann an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn, 1.1.1937, dokumentiert in: ebd., S. 562-569.

- 19 Vgl. Peter Hoffmann: Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder, Stuttgart 1992, S. 61-78, jetzt auch: Michael Wildt: Ethos der Tat. Claus Schenk Graf von Stauffenberg, in: Ursula Breymayer/Bernd Ulrich/Karin Wieland (Hg.): Willensmenschen. Über politische Offiziere, Frankfurt am Main 1999, S. 134-152. Zu den Verbindungen des George-Kreises zur deutsch-völkischen, antisemitischen und nationalsozialistischen Bewegung siehe Rainer Kolk: Literarische Gruppenbildung. Am Beispiel des George-Kreises 1890-1945, Tübingen 1998, S.455-465; vgl. dazu auch Stefan Breuer: Ästhetischer Fundamentalismus. Stefan George und der deutsche Antimodernismus, Darmstadt 1995;
- 20 Die ihm im Frühjahr 1933 angebotene Präsidentschaft der Sektion für Dichtkunst in der Preussischen Akademie der Künste lehnte George ab. Den von offizieller Seite vorbereiteten Ehrungen zu seinem 65. Geburtstag am 12. Juni 1933 entzog er sich und schwieg. Als er am 4. Dezember 1933 in Locarno starb, waren unter den zwölf Wachen an seinem Totenbett auch die drei Brüder Stauffenberg (Zu den zahlreichen Versuchen in den ersten Jahren des NS-Regimes, George als Wegbereiter des Nationalsozialismus zu vereinnahmen, vgl. Claude David: Stefan George. Sein dichterisches Werk, München 1967, S. 383-389; sowie Kolk: Gruppenbildung, S. 483-508).
- 21 Hans Rössner: Georgekreis und Literaturwissenschaft. Zur Würdigung und Kritik der geistigen Bewegung Stefan Georges, Frankfurt am Main 1938, S. 10f., 215. Mit dieser Arbeit wurde Rössner 1938 zum Dr. phil. promoviert.
- 22 Siehe Rössners Aufsätze «Ende des George-Kreises», in: Volk im Werden 6 (1938), S. 459-477, und «George und Ahasver oder vom geistigen Reich» in: Die Weltliteratur, 1941, S. 244-248, in dem er erneut scharf gegen die «Verjudung» des George-Kreises polemisierte (siehe dazu auch Kolk: Gruppenbildung, S. 521; Claus Leggewie: Von Schneider zu Schwerte. Das ungewöhnliche Leben eines Mannes, der aus der Geschichte lernen wollte, München 1998, S. 105 f. Hauptschriftleiter der *Weltliteratur* war Schneider-Schwerte!); sowie Rössners Vortrag über «George-Kreis und der 3. Humanismus» auf der Jahrestagung des NS-Dozentenbundes in Rittmershausen im März 1939 (Simon: Germanistik, S. XII).
- 23 Die Denkschrift, die 1938 entstanden ist, befindet sich im Bundesarchiv, Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten (im Folgenden: BArch DH), ZR I, 1226, und ist bei Simon vollständig abgedruckt: Simon: Germanistik, S. 1-69. Schon 1936 verfasste der SD eine Denkschrift zur «Zersetzung der nationalsozialistischen Grundwerte im deutschsprachigen Schrifttum seit 1933» (Bundesarchiv Berlin, R 58/234), die, so vermuten Hübinger wie Jäger, gleichfalls von Rössner und/oder Spengler verfasst worden ist. Allerdings kann deren Autorenschaft nicht belegt werden (Hübinger: Thomas Mann, S. 222; Jäger: Seitenwechsel, S. 20 Anm. 65).

- 24 Vgl. Heinz Boberach (Hg.): *Meldungen aus dem Reich 1938-1945. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS*, Herrsching 1984.
- 25 Vgl. Wildt: *Generation*, S. 378-391.
- 26 Ebd., S. 750-755.
- 27 *Arbeitsanweisungen für das Lebensgebiet Recht*, 1.9.1941, Bundesarchiv Berlin, R 58/990.
- 28 Boberach: *Meldungen*, Bd. 1, S. 31.
- 29 Vgl. dazu jetzt vor allem Andrej Angrick: *Die Einsatzgruppe D. Struktur und Tätigkeiten einer mobilen Einheit der Sicherheitspolizei und des SD in der deutsch besetzten Sowjetunion*, Diss. Berlin 1999.
- 30 Bundesarchiv Berlin, BDC, SSO-Akte Walter von Kielpinski; Vernehmung Heinz Hummitzsch, 11.8.1965, Zentrale Stelle Ludwigsburg (ZStL), 211 AR-Z 13/63, Bd. 3, Bl. 547; Staatsanwaltschaft beim Landgericht Berlin, 3 P (K) Js 198/61, Schlussvermerk, 29.1.1971; Generalstaatsanwaltschaft beim Kammergericht Berlin, RSHA-Ermittlungsunterlagen, Personalheft Pk 36; Wildt: *Generation*, S. 385 f.
- 31 RSHA, Amt III, i.V. Gengenbach, Vorschlag für die Verleihung des KVK 2. Kl. an Wilhelm Spengler, 9.4.1942, BArch DH, ZR 917 A 4, Bl. 390; vgl. Wildt: *Generation*, S. 390 h
- 32 Persönlicher Stab Reichsführer SS an RSHA, I A 5, 17.4.1944, Bundesarchiv Berlin, BDC, SSO-Akte Hans Rössner.
- 33 Rössner an Spengler, 24.6.1941, BArch DH, ZB II, 1939 A 1.
- 34 Personalbeurteilung Spenglers zum Beförderungsvorschlag Rössners zum SS-Obersturmbannführer, 28.2.1944, Bundesarchiv Berlin, BDC, SSO-Akte Hans Rössner.
- 35 Protokoll der Ersten Tagung der «Germanischen Arbeitsgemeinschaft» vom 13.-15.5.1943 in Hannover, Institut für Zeitgeschichte München, FA 76, Bl. 22-24, auch: Bundesarchiv Berlin, NS 21/794-101. In diesem Ordner findet sich auch der – nicht vollständig überlieferte – Text von Rössners Referat, gedruckt in: Simon: *Germanistik*, S. 85-95; zu dieser Tagung vgl. auch Jäger: *Seitenwechsel*, S. 239 h
- 36 Ebd. Übrigens taucht eine Person ebenfalls im Protokoll der Tagung der «Germanischen Arbeitsgemeinschaft» auf, die Beachtung verdient: SS-Hauptsturmführer Dr. Schneider, in der Zeit nach 1945 eher bekannt unter dem Namen Schwerte (zu den Kontakten und der später immer engeren Zusammenarbeit zwischen Schneider-Schwerte und der Gruppe III C des RSHA vgl. Jäger, *Seitenwechsel*, S. 67, 125, 330f. Aus der Vielzahl der Literatur zum «Fall Schneider-Schwerte» vgl. neben Jägers Buch vor allem: Leggewie: *Von Schneider zu Schwerte*; Helmut König (Hrsg.): *Der Fall Schwerte im Kontext*, Opladen/Wiesbaden 1998; Helmut König, Wolfgang Kuhlmann und Klaus Schwabe (Hrsg.): *Vertuschte Vergangenheit. Der Fall Schwerte und die NS-Vergangenheit der deutschen Hochschulen*, München 1997).
- 37 Marlis Steinert: *Die 23 Tage der Regierung Dönitz*, Düsseldorf/Wien 1967, S. 147.

- 38 Vernehmung Ohlendorf, 3.1.1946, Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof, Nürnberg 1947, Bd. 4, S. 362-364; Vernehmung Rössner, 2.8.1946, ebd., Bd. 20, S. 261-289; Urteil des Internationalen Militärgerichtshof vom 1.10.1946, ebd., Bd. 1, S. 189-386, hier S. 294-301.
- 39 Urteil des Spruchgerichts Bergedorf, 10 Sp Ls 272/48, 19.8.1948, Generalstaatsanwalt beim Kammergericht Berlin, RSHA-Ermittlungsunterlagen, Personalheft Hans Rössner (Pr 84); zum Folgenden vgl. Wildt: Generation, S. 797-813.
- 40 Zitiert nach Ernst Klee: Auschwitz, die NS-Medizin und ihre Opfer, Frankfurt am Main 1997, S. 453.
- 41 Ebd., S. 456-462, 488 f.
- 42 Hachmeister: Gegnerforscher, S. 303.
- 43 Ebd., S. 337.
- 44 Ebd., S. 315.
- 45 Klaus Piper an Hannah Arendt, 19.5.1958, Literaturarchiv Marbach, Nachlass Hannah Arendt, A: Piper Verlag. Ich danke sowohl dem Piper Verlag als auch dem Literaturarchiv Marbach sehr herzlich für die Unterstützung in der Recherche dieses Falles.
- 46 Piper war bereits einmal 1951 im Gespräch für die deutsche Ausgabe von Hannah Arendts Totalitarismus-Buch, hatte aber wegen des Umfangs abgelehnt (vgl. die Korrespondenz zwischen Hannah Arendt und Karl Jaspers, in: Hannah Arendt/Karl Jaspers: Briefwechsel 1926-1969, hrsg. von Lotte Köhler und Hans Saner, München 1993, S. 208 f.). Die Veröffentlichung des Manuskripts über Rahel Varnhagen wollte Jaspers Klaus Piper empfehlen (Jaspers an Arendt, 23.8.1952, in: Arendt/Jaspers: Briefwechsel, S. 232). Das Gespräch zwischen Jaspers und Piper fand jedoch erst im Herbst 1957 statt (vgl. Jaspers Bericht über die Unterredung an Arendt, 24.9.1957, in: ebd., S. 362). Während ihrer Europareise 1952 hatte Hannah Arendt auch Klaus Piper persönlich in München getroffen, um mit ihm das Projekt einer Festschrift für Karl Jaspers zu besprechen, in der Arendt ihr Kapitel «Ideologie und Terror» veröffentlichen wollte (Hannah Arendt an Heinrich Blücher, 18.5.1952: «War gestern bei Piper, um Jaspers-Festschrift zu besprechen. Glaube, ich habe ihm noch wichtige Anregungen gegeben. Ein netter Mann.», in: Hannah Arendt/Heinrich Blücher: Briefe 1936-1968, hrsg. von Lotte Köhler, München 1996, S. 269. Die Festschrift erschien 1953 u.a. mit dem Beitrag von Hannah Arendt unter dem Titel: «Offener Horizont. Festschrift für Karl Jaspers» im Piper-Verlag).
- 47 Piper an Arendt, 2.4.1957, Literaturarchiv Marbach, a.a.O.
- 48 An Kurt Blumenfeld schrieb sie: «In Berkeley, wo ich den Namen der Rosa Luxemburg nie erwähnte (schon weil ich annahm, dass ihn niemand kennt), haben mir die Studenten auf einer besoffenen Party erzählt, dass sie unter sich gesagt hätten: Die Rosa ist wiedergekommen. Ganz junge Menschen. Grosses Kompliment.» (Hannah Arendt an Kurt Blumenfeld, 31.7.1956, in: Hannah Arendt/Kurt Blumenfeld: «... in keinem Besitz verwurzelt». Die

- Korrespondenz, hrsg. von Ingeborg Nordmann und Iris Pilling, Hamburg 1995, S. 151 f.).
- 49 Vgl. Elisabeth Young-Bruehl: Hannah Arendt. Leben, Werk und Zeit, Frankfurt am Main 1991, S. 408.
 - 50 Veröffentlicht in: *Journal of Politics* 20 (1958), Heft 1, Februar 1958, S. 5-43.
 - 51 Hannah Arendt: Die ungarische Revolution und der totalitäre Imperialismus, München 1958; vgl. auch Arendt an Blücher, 9.7.1958, in: Arendt/Blücher: Briefe, S. 487f.
 - 52 Piper an Arendt, 15.7.1958, gedruckt in: Klaus Piper: Schriften und Briefe, hrsg. von Ralf-Peter Märtin und Ernst Reinhard Piper, München/Zürich 1991, S. 193-199.
 - 53 Piper an Arendt, 3.9.1958, Literaturarchiv Marbach, a.a.O.
 - 54 Arendt an Piper und Rössner, 9.9.1958, Literaturarchiv Marbach, a.a.O. Im Buch selbst allerdings liess es sich Hannah Arendt nicht nehmen, auf Rosa Luxemburg hinzuweisen: «Wenn es je so etwas gegeben hat wie Rosa Luxemburgs ‚spontane Revolution‘, diesen plötzlichen Aufstand eines ganzen Volkes für die Freiheit und nichts sonst – spontan und nicht veranlasst durch das demoralisierende Chaos einer militärischen Niederlage, nicht herbeigeführt durch Staatsstreich-Techniken, nicht organisiert von einem Apparat berufsmässiger Verschwörer und professioneller Revolutionäre, ohne die Führung selbst einer Partei, also etwas, das jedermann, Konservative wie Liberale, Revolutionäre wie Radikale längst als einen schönen Traum hinter sich gelassen haben – dann ist es uns vergönnt gewesen, wenigstens Zeuge davon gewesen zu sein.» (Arendt: Ungarische Revolution, S. 11f.; vgl. auch ihre Besprechung von Peter Nettis Biographie: Hannah Arendt: Rosa Luxemburg, in: Dies.: Menschen in finsternen Zeiten, München/Zürich 1989, S. 49-74).
 - 55 Exposé von Hannah Arendt, Sommer 1956, Literaturarchiv Marbach, a.a.O.
 - 56 Rössner an Arendt, 2.12.1958, Literaturarchiv Marbach, a.a.O.
 - 57 Arendt an Rössner, 15.12.1958, ebd.
 - 58 Rössner an Arendt, 9.1.1959, ebd.
 - 59 Arendt an Rössner, 12.1.1959, ebd.
 - 60 Piper an Arendt, 6.2.1959, ebd.
 - 61 Piper an Arendt, 10.2.1959, ebd.
 - 62 Arendt an Piper, 15.2.1959, ebd.
 - 63 Rössner an Arendt, 2.11.1959, ebd. Die Rede Hannah Arendts ist abgedruckt in: Arendt: Menschen in finsternen Zeiten, S. 17-48.
 - 64 Rössner an Arendt, 30.10.1964, Literaturarchiv Marbach, a.a.O.
 - 65 Die fünfteilige Artikelserie erschien unter dem Titel «A Reporter at Large: Eichmann in Jerusalem» im *New Yorker* vom 16.2., 23.2., 2.3., 9.3. und 16.3.1963; die amerikanische Buchausgabe im selben Jahr bei Viking Press New York mit dem Titel: Eichmann in Jerusalem. A Report on the Banality of Evil.
 - 66 Arendt an Piper, 17.9.1962, Literaturarchiv Marbach, a.a.O. Ingeborg Bach-

- mann hatte sie kurz zuvor in New York kennengelernt und sich, wie sie Rössner am 18.6.1962 schrieb, sehr gut mit ihr verstanden.
- 67 Klaus Piper hatte sich angeboten, Ingeborg Bachmann bei dem kommenden Treffen der Gruppe 47 zu fragen. Sie habe sich, so berichtete Piper anschließend, über die Anfrage sehr gefreut, aber gemeint, dass ihr Englisch für eine solche anspruchsvolle Übersetzung nicht ausreichen würde (Piper an Arendt, 23.11.1962, Literaturarchiv Marbach, a.a.O.).
- 68 Piper an Arendt, 15.10.1962, Literaturarchiv Marbach, a.a.O.
- 69 Piper an Arendt, 23.11.1962, ebd.
- 70 Arendt an Piper, 28.11.1962, ebd.
- 71 Zitiert nach Auszug aus dem Rechtsgutachten i. Sa. Piper Verlag/Eichmann in Jerusalem, 15.6.1964, Literaturarchiv Marbach, a. a.O. In der amerikanischen Ausgabe ist nur allgemein die Rede von «civil servants in the state ministries, of the regular armed forces, with their General Staff, of the judiciary, and of the business world» (Hannah Arendt: Eichmann in Jerusalem. A Report on the Banality of Evil, New York 1963,5.15).
- 72 Christian Gerlach: Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weissrussland 1941 bis 1944, Hamburg 1999, S. 625 f., 682 f.; Zentrale Stelle der Landes Justizverwaltungen in Ludwigsburg, Übersicht über Verfahren wegen NS-Verbrechen nach dem Stand vom 20. September 1967, S. 146, 326L, 526; Braunbuch Kriegs- und Naziverbrecher in der Bundesrepublik und in Westberlin, hrsg. vom Nationalrat der Nationalen Front des demokratischen Deutschland und Dokumentationszentrum der staatlichen Archivverwaltung der DDR, 3. überarb. u. erw. Auflage Berlin (Ost) 1968, S. 44-46, 290-292; Raul Hilberg: Die Vernichtung der europäischen Juden, Frankfurt am Main, durchges. u. erw. Taschenbuchausgabe Frankfurt am Main 1990, S. 379,382.
- 73 Rechtsgutachten i. Sa. Piper Verlag/Eichmann in Jerusalem, 15.6.1964, Literaturarchiv Marbach, a.a.O.
- 74 Ebd.
- 75 Gerald Reitlinger: Die Endlösung. Hitlers Versuch der Ausrottung der Juden Europas 1939-1945, Berlin 1956 (die englische Originalausgabe erschien 1953 unter dem Titel: The Final Solution. The Attempt to Exterminate the Jews of Europe 1939-1945). Raul Hilbergs Standardwerk, auf das sich Hannah Arendt sehr stützte, war 1964 ebenfalls verfügbar: Raul Hilberg: The Destruction of the European Jews, Chicago 1961.
- 76 Rössner an Arendt, 26.6.1964, Literaturarchiv Marbach, a.a.O.
- 77 Arendt an Piper, 4.7.1964, ebd.
- 78 Telegramm Piper an Arendt, 7.7.1964, ebd.
- 79 Piper an Arendt, 8.7.1964; Arendt an Piper, 16.7.1964, ebd.
- 80 Hannah Arendt: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, München 1964, S. 44. Einen persönlichen Änderungswunsch Pipers akzeptierte Hannah Arendt zusätzlich. In der amerikanischen Ausgabe hatte sie als Beispiel für das Argument von Eichmanns Verteidigung, er habe nur

den Befehl Hitlers ausgeführt, noch Theodor Maunz als Verfassungsrechtler des «Führerstaates» namentlich aufgeführt (Arendt: Eichmann, 1963, S. 21), in der deutschen Ausgabe ist dann nur noch von «jeden beliebigen Verfassungsexperten» die Rede (Arendt: Eichmann, 1964, S. 52). Piper dankte, dass sie sein persönliches Argument zur Maunz-Stelle gebilligt habe: «Ich habe diese [Änderung, m.w.] von Ihnen (so erhofft) als wirklich nobel empfunden» (Piper an Arendt, 28.2.1963, Literaturarchiv Marbach, a.a.O.)

- 81 Arendt an Piper, 28.11.1962, Literaturarchiv Marbach, a.a.O. Piper schlug einen jüdischen Übersetzer vor, der 1934 nach Palästina emigriert und nach dem Krieg nach Deutschland zurückgekehrt war. Arendt antwortete: «Ich möchte wiederholen: Änderungen im Manuskript werden kaum in Frage kommen, da es unmöglich ist, eine von der englischen abweichende Fassung im Deutschen zu veröffentlichen. Ferner: die Frage der Übersetzung ist erheblich ernster, scheint mir, als Sie realisieren. Es kommt nur jemand in Frage, der ein Schriftsteller ist und einen Namen hat.» Und fügte handschriftlich hinzu: «Bitte, bitte, lesen Sie diesen Brief!» (Arendt an Piper, 7.1.1963, ebd). Aber Piper rührte sich nicht, so dass sie zwei Tage später offen reden musste: «Lieber Herr Piper, Unsere Briefe haben sich gekreuzt und ich glaube das Missverständnis ist jetzt ganz klar. Sehen Sie, ich will eben nicht, dass das Eichmann-Buch von einem Juden übersetzt wird, Ich hatte gehofft, dass Sie das verstanden haben, aber ich kann gut einsehen, dass Ihnen dieser Gedanke fern lag. Seien Sie nicht zu entsetzt über mich, dies ist eine politische Frage. Und wenn wir uns sehen, sprechen wir darüber.» (Arendt an Piper, 9.1.1963, ebd). Dass Klaus Piper in seinem Brief vom 7.1. mit etlichen Detailänderungswünschen, ellenlangen Ausschweifungen zur Ursache und Hintergrund des deutschen Antisemitismus' aus seiner Sicht sicher nicht gerade zum Einvernehmen mit seiner Autorin beitrug, liegt auf der Hand. Arendts Antwort vom 22.1.1963 war ebenso detailliert wie verärgert.
- 82 Arendt an Piper und Rössner, 21.1.1964, Literaturarchiv Marbach, a.a.O.
- 83 Piper an Arendt, 31.1.1964, ebd.
- 84 Mitteilung Klaus Pipers an den Verfasser, 10.5.1996.
- 85 Arendt: Eichmann in Jerusalem, S. 78.
- 86 Nachdruckformular: Hannah Arendt: Eichmann in Jerusalem, Lfde. Nr. 447, Literaturarchiv Marbach, a.a.O. Der Absatz, der Anfang der siebziger-Jahre auf weniger als 100 Stück pro Jahr zurückgegangen war, war 1975 noch einmal deutlich auf ca. 300 Exemplare gestiegen. Es war Klaus Piper, der sich gegen die Entscheidung von Rössner aussprach: «Wir sollten EICHMANN nicht einfach in der Versenkung verschwinden lassen. Ich bitte darum, einen Fall wie diesen in Zukunft zur Diskussion zu stellen. H. Arendt hat jetzt nach ihrem Tode eine neue Wirkungsdimension. Die in diesem geäußerten Grundgedanken bleiben gültig. Wir sollten aber eine Form finden, wie wir das Buch noch aktivieren können.» (Hausnotiz Klaus Piper, 21.1.1976, ebd).

Verzeichnis der Autoren und Herausgeber

- Bernd Gäbler, Jahrgang 1955, ist Geschäftsführer der Adolf Grimme Institut GmbH. Er war u.a. Redakteur bei «Vorsicht! Friedmann» und Medienredakteur der *Woche* in Hamburg.
- Lutz Hachmeister, Jahrgang 1959, lehrt Journalistik an der Universität Dortmund und ist Gesellschafter des Kölner Medienunternehmens HMR International.
- Mathias von der Heide, Jahrgang 1971, ist Mitarbeiter der HMR Produktion GmbH und des Deutschlandradios in Köln.
- Paul Hoser, Jahrgang 1947, arbeitet als Historiker in München. Promotion über die Münchener Tagespresse 1914-1933; Mitherausgeber eines Bandes über die spanischen Könige (C.H. Beck 1997).
- Michael Jürgs, Jahrgang 1945, lebt als Publizist in Hamburg. Er war u.a. Chefredakteur des *Stern* und Medien-Kolumnist der *Woche*. Autor von Biografien über Romy Schneider, Axel Springer und Richard Tauber.
- Uwe Kammann, Jahrgang 1948, ist verantwortlicher Redakteur von epd-medien in Frankfurt/M. Er publizierte u.a. «Die Schirmherren. 12 politische TV-Moderatoren» (1989).
- Nils Minkmar, Jahrgang 1966, ist Redakteur im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* in Berlin. Zuvor Redakteur bei «Willemsens Woche» (ZDF) und im Medienressort der *Zeit*.
- Friedemann Siering, Jahrgang 1958, ist Redakteur im Wirtschaftsressort des *Kölner Stadt-Anzeigers*.
- Christian Wagener, Jahrgang 1968, ist Mitgesellschafter der HMR Produktion GmbH in Köln. Co-Autor von «Wer beherrscht die Medien? Die 50 grössten Medienkonzerne der Welt», C.H. Beck 2002.
- Michael Wildt, Jahrgang 1954, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Hamburger Institut für Sozialforschung und Privatdozent an der Universität Hannover. Er publizierte zuletzt «Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes» (2002).

Personenregister

- Abetz, Otto 70
Achenbach, Ernst 89f., 95, 113, 118
Adenauer, Konrad 22, 36, 65, 67, 75-82, 84f., 87, 90-92, 94, 96f., 112, 114f., 158, 160-164, 171, 194, 202f., 229
Adler, Ernest W. 147
Adorno, Theodor W 61
Agricola, Rudolf 150
Ahlers, Conrad 97, 203
Allemann, Fritz René 81
Altmeppen, Klaus-Dieter 29
Amann, Max 41, 56-58, 127, 169
Arendt, Hannah 33, 249-261
Aretin, Erwein Freiherr von 123
Army tage, Brigadegeneral 165
Arndt, Ernst Moritz 204
Arnold, Karl 90
Assisi, Franz von 205
Attlee, Clement 148
Augsburg, Emil 106
Augstein, Rudolf 21, 25, 87, 90-97, 106-111, 113, 117-120, 169, 183, 211, 239
- Bachmann, Ingeborg 255
Ballensiefen, Heinz 239
Balzac, Honore de 196
Barsch, Gerhard 94
Barth, Heinz 133
Bartsch, Fritz 42
Baumgarten, Hans 57, 59f., 65 f., 75f., 78, 83
Bayer, Fritz 65
Becker, Curt 36
Becker, Hans-Detlef 94f., 103, 106f.
Becker, Max 162
Beckmeier, Karl 190
Beckmeier, Ursula 190
Beer, Brigitte 65
- Beheim-Schwarzbach, Martin 134
Belfrage, Cedric 61, 146-148, 152
Benjamin, Hilde 151
Benn, Gottfried 248
Bense, Max 169
Berlusconi, Silvio 31
Berndorff, Hans Rudolf 180
Berndt, Alfred Ingemar 39
Bernhard, Georg 199
Best, Werner 39, 89, 95, 118
Beyer, Justus 240
Binder, G. 155, 157
Birnbaum, Immanuel 133
Bismarck, Otto von 36
Bittorf, Wilhelm 95, 248
Blaum, Kurt 154
Blobel, Paul 108
Bloomberg, Michael 31
Blücher, Franz 113
Blum, Leon 148
Bode, Thilo 65, 70
Böhm, Toni 107
Böhme, Erich 120
Bohrer, Harry 93
Böll, Heinrich 61
Borch, Herbert von 80
Borchardt, Robert 132
Boveri, Margret 24, 59, 65, 71, 76, 84
Braun, Eva 105
Braun, Hanns 137f.
Braunfels, Fürst von 155
Brawand, Leo 93
Brecht, Bertolt 61, 255
Brentano, Heinrich von 194
Breschnew, Leonid 194
Brestel, Heinz 65f.
Breuninger, Christian 105
Brockmann, Walter 140
Brück, Max von 131, 143

Bubis, Ignatz 8
 Bucerius, Gerd 166f., 171, 177, 182-184, 202
 Bücher, Karl 13 f.
 Buetow, Hans 147
 Büssow, Jürgen 236
 Byrnes, James 140

 Canaris, Wilhelm 177
 Carlebach, Emil 147, 149-152, 154, 156f.
 Chaloner, John 93
 Chamberlain, Neville 193
 Christensen, Theodor 100
 Christiansen, Sabine 16
 Chruschtschow, Nikita 144, 206-209
 Churchill, Winston 66, 70
 Clare, George 204
 Cramer-Klett, Theodor Freiherr von 131

 Dahl, Günter 192
 Dahlem, Stefan 222
 Dahlmann, Alfons 136
 Dahrendorf, Ralf 171
 Degrelle, Leon 112
 Dehler, Thomas 76, 113
 Deiring, Hugo 144
 Delmer, Senfton 113f.
 Demant, Ebbo 197
 Deschamps, Bruno 24
 Diels, Rudolf 107f.
 Dietrich, Otto 63, 87f.
 Diewerge, Wolfgang 89
 Dombrowski, Erich 44, 59-61, 65, 78, 82f.
 Dönhoff, Marion Gräfin 174,179, 181-184
 Dönitz, Karl 247
 Döpfner, Matthias 31, 203
 Döring, Wolfgang 90-92, 116
 Dorn, Wolfram 91
 Döscher, Hans-Jürgen 163
 Dovifat, Emil 20
 Dünner, Presseoffizier 123-127

 Dürrmeier, Hans 127
 Duwe, Herta 99

 Eckardt, Dietrich 46
 Eckert, Gerhard 117
 Eckstein, Hans 138
 Eggebrecht, Axel 201
 Ehard, Hans 141f.
 Eichmann, Adolf 95, 234, 254-257, 259-261
 Eick, Jürgen 66
 Eisenhower, Dwight D. 42, 148
 Eibau, Julius 199
 Elfes, Wilhelm 150
 En-lai, Tschou 144
 Enzensberger, Hans-Magnus 92 f., 118
 Eps, Peter 222
 Erasmus von Rotterdam 246
 Erhard, Ludwig 50f., 60
 Eschmann, Ernst Wilhelm 21
 Esser, Ludwig 125
 Etzkorn, Hans 149

 Faulhaber, Michael Kardinal 124
 Fechter, Paul 169
 Feder, Ernst 112, 135
 Fehlis, Heinrich 110
 Fest, Joachim 24, 69
 Fichte, Johann Gottlieb 247
 Filbinger, Hans 118
 Finkenzeller, Erwin 53-56, 59
 Fischart, Johannes s. Dombrowski, Erich
 Fischer, Erich 41, 87-89
 Fischer, Eugen 248
 Fischer, Georg 139
 Fischer, Joschka 204
 Fischler, Hersch 13
 Flach, Karl-Hermann 158
 Flüe, Nikolaus von 196
 F rancé, Walter B ernhard 130
 Franco, Francisco 133, 174
 François-Poncet, André 156
 Frank, Georg 19
 Frank, Hans 124, 135

- Frank, Walter 88
 Franke-Gricksch, Alfred 99
 Fraund, Adolf 44
 Fredericia, Walter Petwaidic von 181
 f.
 Frei, Norbert 70, 97
 Freyer, Hans 27
 Freytag, Gustav 7
 Frick, Wilhelm 57
 Fried, Ferdinand 200
 Friedlaender, Ernst 174-176
 Friedmann, Michel 31
 Friedmann, Werner 126-130, 139-
 141, 143
 Friedrich der Grosse 107
 Fritzsche, Hans 87, 135
 Frotscher, Emil 71
- Gabler, Karl 127
 Gardner, Ava 190
 Garland, Henry B. 167
 Gaus, Friedrich 178
 Gaus, Günter 219, 221, 254
 Gehlen, Reinhard 96, 106f., 114-116
 Geiler, Karl 152
 George, Stefan 242, 246, 252, 259
 Gerold, Karl 73, 149, 152, 161 f.
 Gerst, Wilhelm Karl 149f.
 Gerstenmaier, Eugen 163
 Geyer, Curt 132f.
 Gide, André 61
 Giordano, Ralph 156
 Globke, Hans 84
 Gnegel, Bernhard 66
 Goebbels, Joseph 22, 41, 55, 62, 87-
 89, 111-113, 137f., 148, 156,
 170, 182, 191
 Goerdeler, Carl 42, 73, 77
 Goethe, Johann Wolfgang von 253
 Goetz, Hans Herbert 66
 Goldberg, Bernard 31
 Goldschagg, Edmund 122, 125, 128,
 138, 140f.
 Göring, Hermann 108, 156, 175, 177
- Götze, Max 108
 Götze, Walter 108
 Goverts, Henry 196
 Granzow, Brigitte 258f.
 Grätz, Reinhard 220
 Greene, Hugh Carlton 228
 Greiner, Ulrich 236
 Grimme, Adolf 173
 Gritschke, Kurt 101
 Groke, Georg 99
 Groll, Gunter 134, 136f.
 Gross, Babette 53, 59
 Grosse, Friedrich Karl 117
 Grosser, Alfred 233
 Grossmann, Otto 149, 152
 Grotewohl, Otto 75, 81, 152
 Grubbe, Peter 67-70
- Habermas, Jürgen 28
 Hachmeister, Lutz 239
 Haerdter, Robert 41
 Haffner, Alex 51-53, 60, 70, 74-80
 Haffner, Sebastian 11, 147
 Hagemann, Walter 22 f., 25
 Hahn, Alois 130
 Haller, Michael 29
 Hamm-Brücher, Hildegard 237
 Hammerschmidt, Helmut 160, 162f.
 Hamsun, Knut 248
 Harden, Maximilian 199
 Harlan, Veit 63
 Hartmann, Hanns 227f.
 Hartung, Uwe 222
 Hausenstein, Wilhelm 123, 134,
 137
 Hecht, Wendelin 147
 Heidegger, Martin 9, 248
 Hein, Oskar 110
 Held, Robert 66
 Hemmelé, Edouard 44
 Hentig, Otto von 116
 Herbert, Ulrich 89
 Hetzel, Ina 206
 Heuser, Georg 111, 256, 258

Heuss, Theodor 64, 160
 Heydrich, Reinhard 102, 108
 Himmeler, Heinrich 9, 99, 108, 116,
 234, 245
 Hitler, Adolf 36-38, 49, 55, 57, 59,
 63, 67, 72, 84, 88, 105, 108f., 112,
 125, 136f., 139, 170, 172, 191,
 193, 196f., 199, 214
 Hocke, Gustav René 133
 Hoegner, Wilhelm 125, 129, 139,
 141
 Hoettl, Wilhelm 107
 Höfer, Werner 33, 118, 213-237
 Hoffmann, Werner G. 50, 74
 Hofmann, Gunter 10
 Höhn, Reinhard 9, 95, 240, 248
 Höhne, Heinz 115, 117
 Hollmack, Heinz 132
 Holm, P.C. 182
 Höpfl, Heinz 65-67, 70
 Horney, Brigitte 190
 Hugenberg, Alfred 49, 167, 177
 Hühne, Werner 94
 Hummerich, Helga 45
 Hundhammer, Alois 141f.
 Hutten, Ulrich von 246

Ihlau, Olaf 149

Jacobi, Claus 203
 Jacobs, Monty 199
 Jahr, John 94, 183
 Janssen, Karl-Heinz 167, 176, 183
 Jaspers, Karl 248, 255
 Jenke, Manfred 218 f., 224, 235
 John, Otto 116
 Jung, C. G. 196
 Jünger, Ernst 27, 61, 197, 248

Kai-schek, Tschiang 132
 Kaltenbrunner, Ernst 109
 Kant, Immanuel 9
 Karasek, Helmuth 24, 120
 Kästner, Erich 144
 Kautsky, Benedikt 151
 Kehrl, Hans 47

Kempner, Robert W 160, 163, 179f.
 Kempowski, Walter 186
 Kempski, Hans Ulrich 144f.
 Kepplinger, Hans-Mathias 15, 26
 Kerr, Alfred 199
 Kielpinski, Walter von 244f.
 Kierkegaard, Sören 204
 Kirst, Hans Helmut 136
 Klepper, Otto 49-54, 59, 71, 73f., 77
 Knef, Hildegard 190, 192
 Knopp, Guido 107
 Knothe, Willy 149, 157
 Kohl, Helmut 27, 32, 214
 Köhler, Otto 97, 237
 Kordt, Erich 160
 Korn, Karl 57, 59, 61-67, 71f., 83, 86
 Kracht, Christian 205 f., 208
 Kraushaar, Wolfgang 156
 Kreiten, Karlrobert 214-216, 219f.
 Kreyssig, Gerhard 129-131, 138
 Krüger, Hans 256, 258
 Krupp, Alfred 72, 179
 Kuby, Erich 144, 236
 Kühn, Heinz 230
 Kürten, Peter 108
 Küsel, Herbert 46

Lang, Dorothy 67
 Lange, Hans Joachim 230
 Lange, Hartmut 219
 Langenbeck, Curt 135
 Langendorf, Ernst 122, 125, 127,
 129, 140
 Lehr, Robert 110
 Leicht, Robert 236
 Lemmer, Ernst 197
 Leo, Walter 70
 Lerg, Winfried B. 11
 Leyendecker, Hans 32
 Linfert, Carl 63, 169
 Loch, Theo 236
 Lorenz, Georg 129f.
 Lorenz, Lovis H. 166f., 175

Lorenzo, Giovanni di 31
 Luchsinger, Fred 226
 Lucht, Herbert 112
 Lucht, Lea 112f.
 Ludendorff, Erich 37
 Ludwig, Emil 135, 173
 Luhmann, Niklas 28f.
 Luther, Martin 246
 Luxemburg, Rosa 250f.

 Mahnke, Horst 95-105, 107, 118,
 239
 Maier, Reinhold 92
 Maischberger, Sandra 16
 Man, Hendrik de 248
 Mann, Klaus 61, 134
 Mann, Thomas 9, 61, 135, 138,
 241 f., 248
 Mansfeld, Michael 158-160, 162-164
 Manstein, Erich von 117
 Marcks, Werner 91
 Martin, George S. 179
 Massu, Jacques 145
 May, Karl 107
 McCarthy, Joseph 146, 183
 McCloy, John 95, 114, 122, 180f.
 McClure, Robert Alexis 146
 McMahon, Oberst 139, 143
 Medina, Paul 69f.
 Mende, Erich 76, 92, 194
 Mendelssohn, Felix 137
 Mengele, Josef 248
 Messing, Zenobjucz 109f.
 Middeldorf, Paul Heinz 65
 Middelhaue, Friedrich 89-91
 Mitscherlich, Alexander 260
 Mitscherlich, Margarete 260
 Mohler, Armin 248
 Mohn, Reinhard 186
 Mollier, Hans 136
 Molotow, Wjatscheslaw 156
 Morgenthau, Henry Jr. 72
 Muckel, Viktor 9, 53-57, 59, 67, 71
 Mueller, Rudolf 50, 52
 Müller, Hans Dieter 58

 Müller, Josef 141f.
 Müller, Karl Eugen 125-127
 Müller, Renate 126
 Müller-Marein, Josef 169, 172,
 175f., 182f.
 Müller-Meiningen jr., Ernst 128
 Münster, Hans-Amandus 95
 Münzenberg, Willi 49, 55
 Murnau, F.W. 191
 Mussolini, Benito 116

 Nagel, Claus Dieter 204
 Nannen, Henri 25, 185-187,
 190-195
 Naumann, Werner 89-91, 111-113,
 116
 Nebe, Arthur 108, 110
 Nebel, Gerhard 9, 61, 108
 Nemitz, Fritz 137
 Neudeck, Rupert 224
 Niemöller, Martin 157
 Noack, Ulrich 75
 Noelle-Neumann, Elisabeth 26 f.
 Nolte, Ernst 200
 Norden, Alfred 228
 Nowottny, Friedrich 218, 232f.

 Obenauer, Karl Justus 241, 243
 Oebsger-Röder, Rolf 100, 104-106
 Oehm, Willi s. Oven, Wilfred von
 Oeser, Albert 47
 Ogorzow, Paul 108
 Ohlendorf, Otto 108, 178, 238,
 243 f., 247
 Oldach, Ludwig 110
 Ormond, Henry 93f.
 Ossietzky, Carl von 197, 199
 Oven, Wilfred von 111

 Papcke, Sven 18f.
 Papen, Franz von 49, 173
 Pavelic, Ante 129
 Pentzlin, Kurt 59
 Peron, Juan 111, 116
 Petermann, Jürgen 120
 Pfeffer, Karl Heinz 95, 249

Pferdmeniges, Robert 80
 Pfeleiderer, Karl Georg 76, 78
 Pickert, Albrecht 80f.
 Pieck, Wilhelm 152
 Piper, Klaus 249-260
 Piper-Holthaus, Elisabeth 253
 Pitt der Ältere, William 66
 Planck, Max 169
 Pleitgen, Fritz 234
 Plessner, Helmut 181
 Plew, Wilhelm 99
 Plivier, Theodor 197
 Prantl, Heribert 236
 Prieborg, Fred K. 220
 Pringsheim, Klaus 138
 Proebst, Hermann 129, 144
 Pufendorf, Astrid von 49

 Quisling, Vidkun 159

 Ramcke, Bernhard 117
 Rapp, Alfred 66 f.
 Raskob, Christian 97
 Rathenau, Walther 37
 Rather, Dan 31
 Reifenberg, Benno 39, 46-48, 85 f.
 Reinecker, Herbert 88
 Reismann, Bernhard 160
 Reitlinger, Gerald 257
 Reusch, Hermann 76
 Rhein, Eduard 201, 205
 Ribbentrop, Joachim von 23, 95,
 117, 158-160, 177h
 Riefenstahl, Leni 185
 Rienhardt, Rolf 46, 56-59, 62, 71,
 84, 169
 Ringelmann, Richard 142
 Ritter, Gerhard 76
 Rodemann, Paul 149
 Roeper, Hans 66
 Roosevelt, Franklin D. 178
 Rössner, Hans 33, 239-255, 257-261
 Rosten, Leo 30
 Rothe, Ferdinand 53
 Rowohlt, Ernst 196
 Rudert, Arno 149, 151, 153, 161

 Ruelius, Hermann 65
 Ruge, Gerd 206
 Rühmann, Heinz 190
 Rupp, Richard s. Oebsger-Röder,
 Rolf
 Ruppel, Karl Heinz 137
 Ruppert, Martin 66

 Saevecke, Theodor 256, 258
 Salomon, Ernst von 196f.
 Samhaber, Ernst 169-172
 Sandkühler, Thomas 68
 Sängler, Fritz 42, 47, 59
 Sass, Erich 108
 Sass, Franz 108
 Schafrane, Hans 151
 Scheel, Walter 90-92, 194
 Schell, Gustav Adolf 99
 Schellenberg, Walter 99, 116, 239
 Schelsky, Helmut 26
 Schirach, Baldur von 87
 Schirrmacher, Frank 8 f., 31
 Schleicher, Kurt von 198f.
 Schlemmer, Gerhard 103
 Schmid, Max H. 53, 60, 74f., 77
 Schmidt di Simoni, Ewald 165,
 167f., 183
 Schmidt, Fritz 58, 150
 Schmidt, Paul Karl 117, 182
 Schmidt-Carell, Paul 204
 Schmidt-Holtz, Rolf 219
 Schmitt, Carl 27, 182
 Schmitz van Vorst, Josef 67
 Schneider, Ernst 80
 Schneider, Hans 248 f., 259f.
 Schneider, Wolf 185 f., 193
 Schnitzler, Karl-Eduard von 228 f.
 Schönbach, Klaus 18
 Schönhuber, Franz 236
 Schöningh, Ferdinand 123
 Schöningh, Franz Josef 123 f., 126-
 128, 131, 134, 138-140, 142-144
 Schornstheimer, Michael 193
 Schreiber, Hermann 191f.
 Schröder, Dieter 236

Schubert, Franz 191
 Schulte-Hillen, Gert 186
 Schulz, Klaus D. 49
 Schulz-Gerstein, Christian 120
 Schumacher, Kurt 43, 149, 197
 Schumpeter, Joseph 21
 Schwab, Curt 48
 Schwägermann, Günter 112
 Schwarz van Berk, Hans 47
 Schwarz, Hans-Peter 160
 Schweder, Alfred 239
 Schweitzer, Albert 248
 Schwerte, Hans s. Schneider, Hans
 Schwingenstein, Alfred 124, 128
 Schwingenstein, August 124-128,
 138, 140f.
 Seefeld, Adolf 108
 Seeling, Otto 71, 74
 Seib, Hugo V. 65
 Sell, Friedrich-Wilhelm von 224
 Servatius, Robert 256
 Sethe, Paul 35-45, 48, 50, 59, 65, 70-
 85, 91 f., 147, 203, 212
 Sichtermann, Barbara 236
 Sieburg, Friedrich 9, 23 f., 69f., 78,

 Sievers, Wolfram 246
 Silex, Karl 58
 Simon, Georg 242
 Six, Ellen 106
 Six, Franz Alfred 95 f., 98-106, 239,
 241, 248f.
 Skorzeny, Otto 116
 Slawik, Joachim 139
 Smith, Bruce Lannes 99 f.
 Söderman, Harry 110
 Solano Lopez, Francisco 170
 Somin, Willy Oscar 133
 Sommer, Siegfried 128, 140
 Sonnemann, Leopold 146
 Spacil, Josef 104
 Späth, Lothar 31
 Speer, Albert 47
 Spengler, Oswald 248
 Spengler, Wilhelm 239, 241, 244 f.,
 249

 Sperr, Franz 136
 Sperr, Hans Joachim 134, 136
 Spiecker, Carl 112
 Sporck, Peter 66
 Springer, Axel 21, 33, 85, 98, 115,
 196-198, 200-212
 Springer, Axel Jr. 208
 Springer, Rosemarie 204-206, 208
 Stabenow, Gerhard 110
 Stahlecker, Franz Walther 101 f.
 Stalin, Josef 75 f., 78, 173, 182, 193
 Stammer, Otto 17
 Stark, Otto 43
 Stauffenberg, Alexander Graf von
 242
 Stauffenberg, Berthold Graf von 242
 Stauffenberg, Claus Graf Schenk von
 109, 242
 Stempka, Roman 94
 Stokes, Richard 100
 Storch, Anton 78 f., 81
 Strasser, Georg 57
 Strasser, Otto 197
 Strauss, Franz Josef 90, 92, 96, 115,
 118f.
 Strawinsky, Igor 167
 Streicher, Julius 124
 Stresemann, Gustav 37, 172
 Stroh, Heinz 135
 Studnitz, Hans-Georg von 177-179
 Sturm, Vilma 65
 Suharto, indonesischer Präsident 106
 Süskind, W.E. 122, 134-136
 Svedenborg, Emanuel 196

 Taubert, Eberhard 88
 Thierack, Otto 244
 Thomas, Hans s. Zehrer, Hans
 Thorwald, Jürgen 115
 Tiedje, Hans-Hermann 221
 Todt, Fritz 227, 231
 Toll, Hans Joachim 94

Tüngel, Richard 163, 165 f., 168,
 171-183
 Turowski, Ernst 244

 Ude, Karl 134, 137
 Ulbricht, Walter 151

 Varnhagen, Rahel 249-253, 260
 Verschuer, Otmar Freiherr von 248
 Vialon, Friedrich Karl 256, 258
 Vogel, Fabrikant 155
 Volkmann, Claus Peter s. Grubbe,
 Peter
 Voss, Karl Andreas 201

 Wagner, Adolf 124
 Wagner, Richard 190
 Wagner, Robert 67
 Wahl, Eduard 176
 Wallenberg, Ernst 199
 Walser, Martin 8
 Walz, Hanne 94
 Wapnewski, Peter 214-216, 219
 Weber, Christian 136
 Wehner, B ernhard 108-110
 Weimar, Hans 204, 209
 Weimar, Paul 204
 Weinstein, Adelbert 65
 Weirich, Dieter 217
 Weizsäcker, Ernst von 72, 160, 163,
 178, 180

 Welter, Erich 25, 44-53, 57-60, 65f.,
 71, 73-86, 147
 Weyer, Willy 90-92
 Wicht, Adolf 115
 Wiedner, Wolfgang 91
 Wiese, Benno von 169
 Wieser, Harald 215, 219-222,
 229
 Wilhelm II., Deutscher Kaiser 67
 Willke, Heinz 90
 Wirsing, Giselher 21, 25, 116, 200,
 239
 Wolf, Direktor 155
 Wolff, Georg 95-105, 118, 120, 239
 Wolff, Theodor 60, 199
 Woter, Carla 224

 Zahn, Peter von 201
 Zehrer, Hans 21, 33, 115, 169, 196-
 206, 208-212, 248
 Zentner, Christian 194f.
 Zentner, Kurt 185, 187f., 194f.
 Ziervogel, Friedrich Wilhelm 53, 75-
 77
 Ziesel, Kurt 64f., 134, 136f.
 Zimmermann, Ferdinand (Fried)
 203
 Zirpins, Walter 109
 Zogelmann, Siegfried 90
 Zolling, Hermann 115